

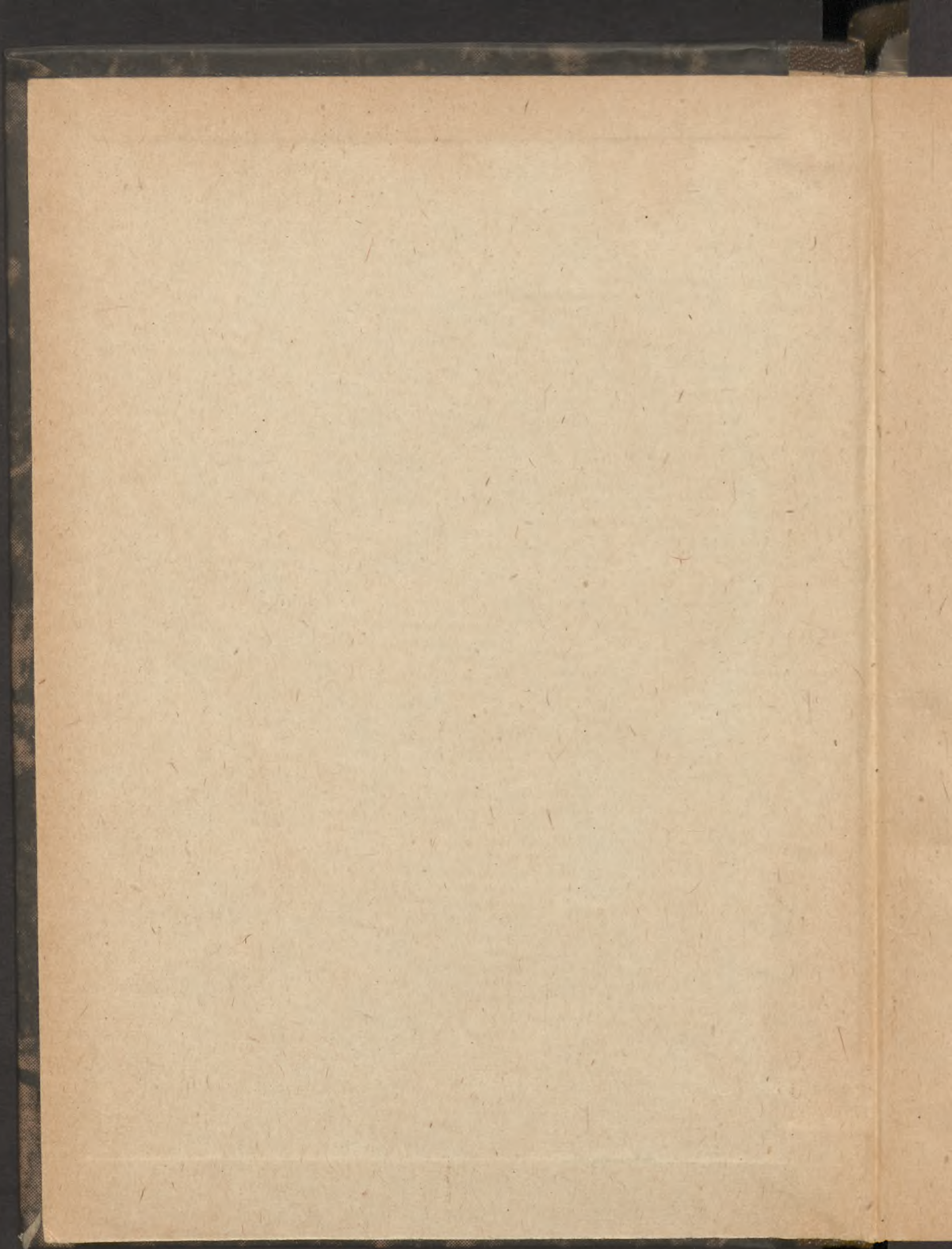
CAMILLO MORGAN
ADRIA NOSTRA!
EIN WELTKRIEGSRoman

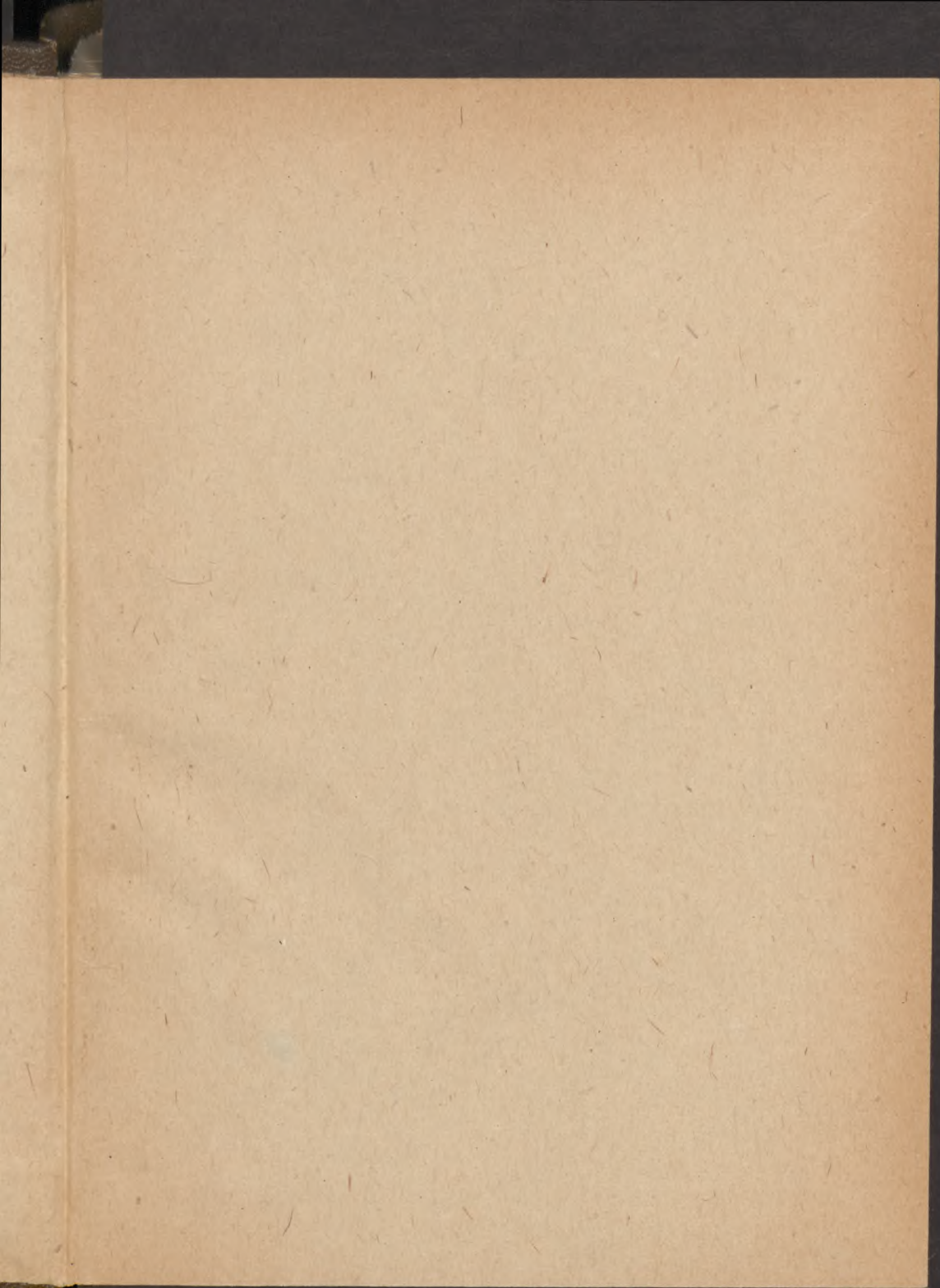
800551

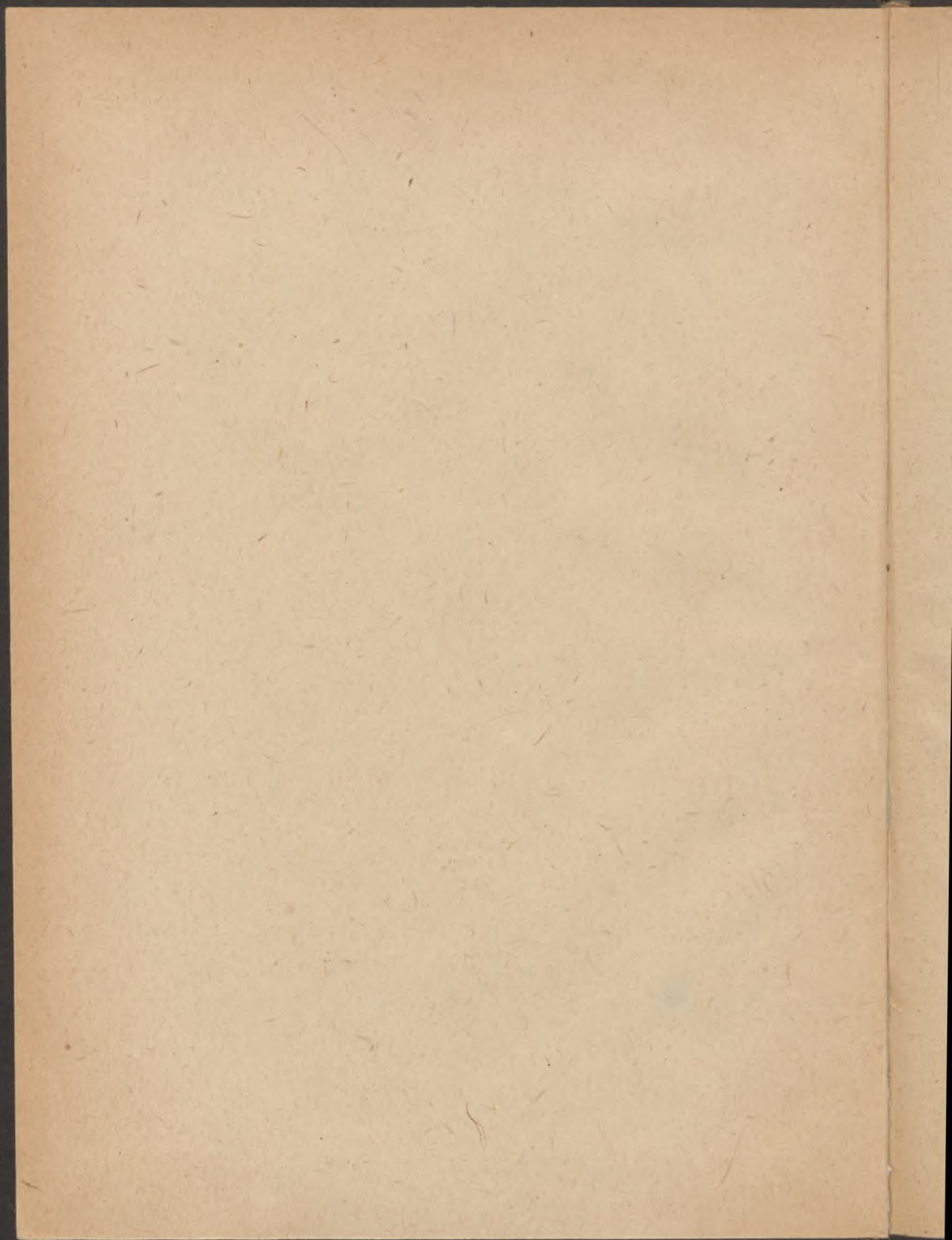


Th. F. SCHE

VERLAG GUSTAV RÖTTIG & SOHN · SOPRON







ADRIA NOSTRA!

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung,
vorbehalten.

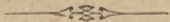
ADRIA NOSTRA!

EIN WELTKRIEGSRoman

VON

CAMILLO MORGAN

Verfasser der Jägerromane „PROPST WAIDFROH“, „WALDUNGUS“, „DER WILDSCHÜTZ VON STUBEN“ und „SCHLOSS GAMSENECK“.

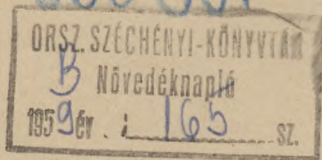


SOPRON 1917.

DRUCK UND VERLAG VON GUSTAV RÖTTIG & SOHN.

Färbiges Umschlagbild von THEO ZASCHE,
Federzeichnungen von J. M. KARLSBERGER.
Beide in Wien.

800551

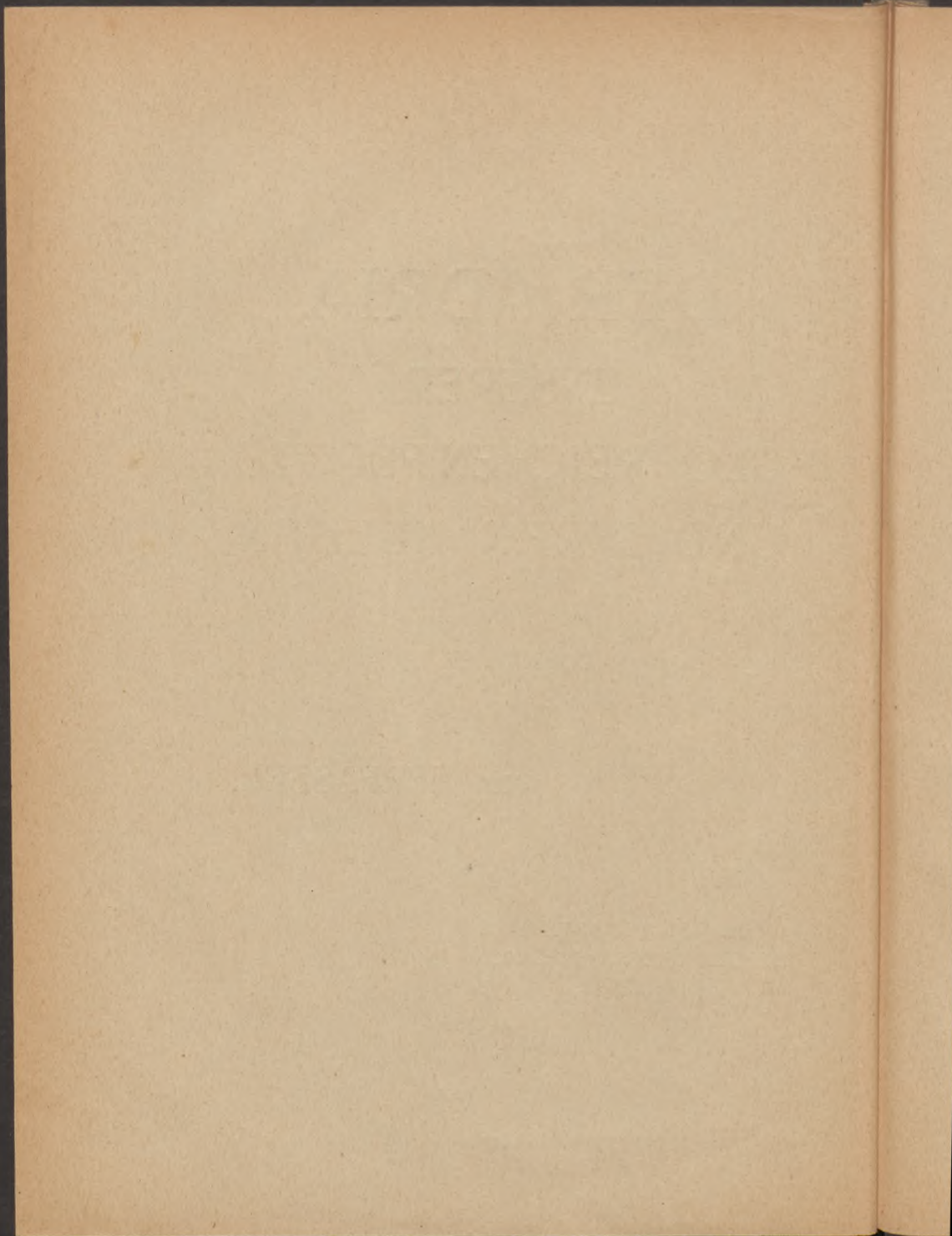


DER ADRIA,
UNSERER
GLORREICHEN FLOTTE
UND IHREN HELDEN

GEWIDMET

VOM VERFASSER.

WIEN, IM HERBSTE DES
DRITTEN KRIEGSJAHRES 1916



Geleitwort.

*Adria, herrliche Königin,
Liebend weihe ich Dir,
Da ich Dein grösster Bewunderer bin,
Diese Dichtung von mir.*

*Weihe sie Dir, weil Dein schimmernder Glanz,
Deine bezaubernde Pracht
Meine dürstende Seele oft ganz
Trunken vor Wonne gemacht.*

*Ob Du mir leise lispelnd gerauscht,
Ob Du entfesselt getost,
Hab' ich voll Andacht Dir immer gelauscht,
Sang Deine Stimme mir Trost.*

*Ob Du geglättet und friedlich geruht,
Ob Du im Sturme geschäumt,
Hab' ich auf Deiner azurblauen Flut
Selige Träume geträumt.*

*Bleib' mit dem reichen Perlengeschmeid'
All' Deiner Küsten so hehr,
Unzertrennlich für ewige Zeit
Oesterreichs heiliges Meer!*

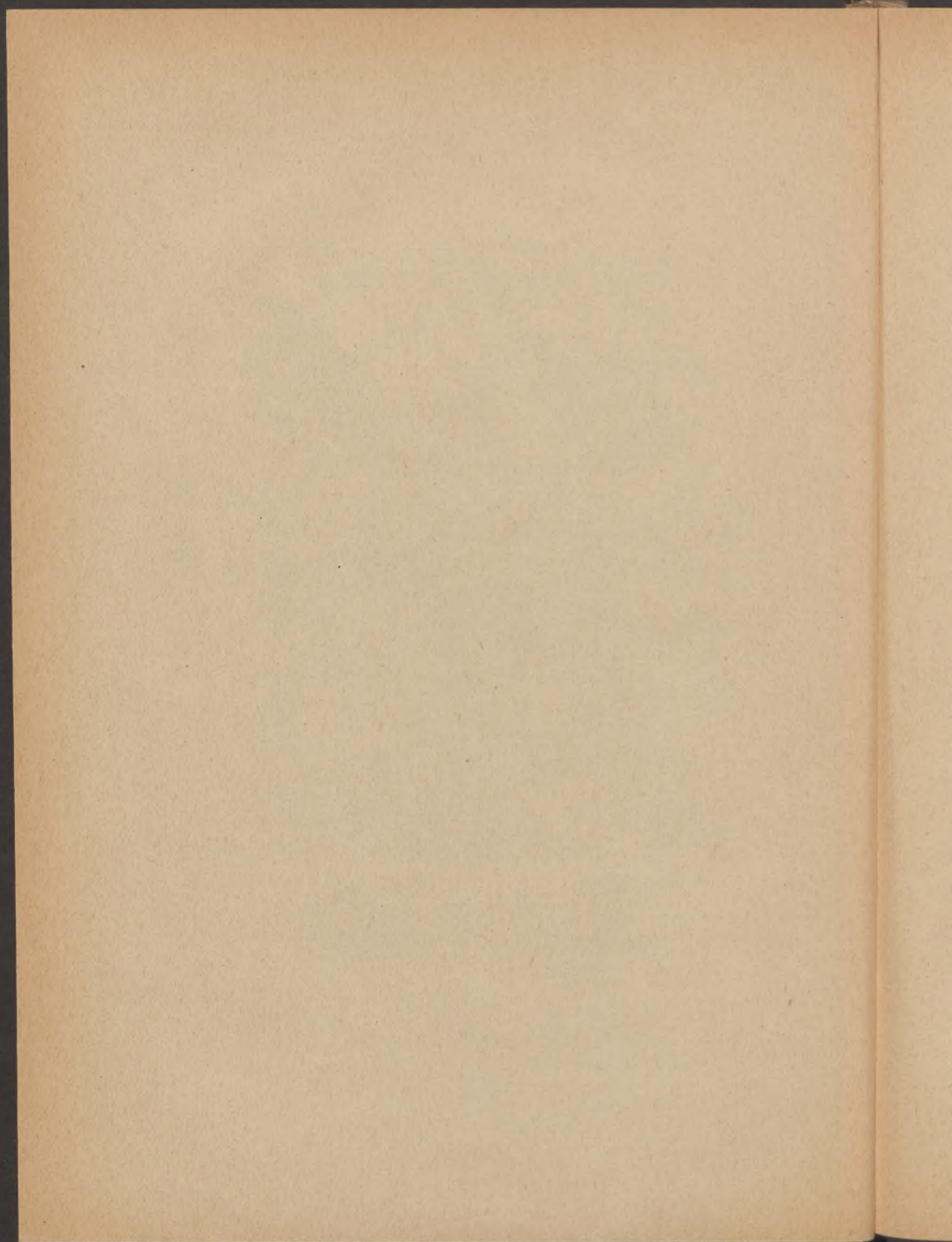
*Hilf uns'rer Flotte wieder zum Sieg,
Fördernd ihr Meldentum,
Schenk' ihr auch Lorbeer im jetzigen Krieg,
Habsburg zu ewigem Ruhm!*

Camillo Morgan.

Lesina, das „Madeira“ Dalmatiens.



Erster Teil



Es war ein herrlicher Sommertag; über der blauen Adria lachte die Sonne, und Maestro, der Schönwetterwind, kräuselte die See zu kleinen weissen Wellenkämmen, über welchen gaukelnden Fluges weisse Seemöwen schwebten und ihre Harfenstimmen ertönen liessen. Ein Tag, an dem sich jedes Menschenherz der Schönheit der Welt hätte freuen können, und dennoch ein Tag unsäglichen Wehs und unsäglicher Trauer für das ganze Habsburgerreich, denn vom Süden Dalmatiens her, von Metkowitz, wo die Narenta ihre Fluten mit jenen der Adria mischt, dampfte ein von anderen Kriegsfahrzeugen begleiteter Schiffskoloss der österreichischen Flotte, auf dessen Achterdeck unter schwarzem Katafalke zwei schimmernde Särge standen, langsam nach Norden: das Schlachtschiff „Viribus unitis“ mit den Leichen Erzherzog Franz Ferdinands und seiner auch im Tode noch mit ihm vereinten Gemahlin. Einer der edelsten Sprossen des Kaiserhauses, der berufen war, dereinst Oesterreichs Kaiserkrone zu tragen, ein Admiral der Flotte, die an ihm ihren hochherzigsten Förderer und Mehrer besass,

machte auf der Adria, die zeitlebens sein Liebling gewesen war, als Toter die letzte Seefahrt zurück in die Heimat!

In allen Küstenorten Dalmatiens und Istriens, an welchen das Trauerschiff mit seiner Eskorte vorbeifuhr, stand das Volk mit entblössten Häuptern am Strande und entbot dem toten Paare letzten ehrerbietigen Gruss, so auch in Spalato, wo sich auf der alten und neuen Riva bis zum Monte Marjan hinauf Zehntausende drängten, um den düsteren Schiffskondukt passieren zu sehen. Selbst von den Inseln waren Leute herzugeströmt — von Bua, Solta, Brazza, Lesina, Lissa und Kurzola —, und zwar nicht nur Einheimische, sondern auch Fremde, die gerade um diese Zeit zur Erholung im Süden weilten. So hatten sich auch aus Lesina, der lieblichen Inselhauptstadt, sechs Personen des dortigen Kurpublikums zusammengefunden, welche aus dem gleichen Anlasse eigens nach Spalato gekommen und noch am selben Tage mit dem Nachteilschiffe des Lloyd wieder nach Lesina zurückgekehrt waren — eine verhältnismässig kleine, aber gewählte Gesellschaft, die aus drei Damen und drei Herren bestand, welche sich alle erst vor kurzem im Kurhotel zur „Kaiserin Elisabeth“ in Lesina kennen gelernt und seither Freundschaft geschlossen hatten: Sektionschef Werner mit seinem Mündel, der schönen und reichen Erbin Magda von Hochberg; Eveline Cartesius, eine Konservatoristin aus Wien, hellblonder Tituskopf mit träumerischen Vergissmeinnichtaugen; Wanda Krasinska, eine schwarzäugige und schwarzlockige junge polnische Malerin; Dr. Heinz Friedeck, ein junger Privatgelehrter aus Wien, und Baron Borsod,

ein reicher Junggeselle und Gutsbesitzer aus Ungarn, dessen Lebensaufgabe darin bestand, sein Dasein so angenehm als möglich zu machen, was ihm seine Mittel gestatteten. Diese sechs Leute waren sich, so kurz auch ihre Bekanntschaft noch war, beinahe schon unentbehrlich geworden, denn sie ergänzten einander. Der Sektionschef hatte mit den beiden Herren täglich sein Schach und Tarock; Magda spielte bald mit Eveline Klavier, bald zeichnete und malte sie mit der Polin; und jeden zweiten oder dritten Tag unternahm die ganze Gesellschaft gemeinschaftliche Ausflüge zu Lande oder zur See. Doch nach der Fahrt nach Spalato lastete auf allen eine grosse seelische Depression. Als sie nach glücklicher Ausbootung zu Lesina im dortigen Kurhotel am gemeinsamen Tische wieder beisammen sassen wie sonst, waren sie alle noch ebenso einsilbig, wie auf der Dampferfahrt von Spalato, denn jedem schwebte noch der traurige Zug von Schiffen vor Augen, welcher das entseelte Thronfolgerpaar durch die Meereswogen heimgeführt hatte.

„Es war erschütternd — ich werde den Anblick mein ganzes Leben lang nicht vergessen!“ nahm nach geraumem Stillschweigen die schöne Magda das Wort. „Mir hat sich fast das Herz zusammengekrampft, als ich der armen Fürstenkinder gedachte, die zu gleicher Zeit Vater und Mutter verloren!“

„Und vor meinen Augen tauchte das von den Zeitungen ausgemalte traurige Bild auf, wie der schon zu Tode getroffene Prinz noch seinen Arm um die arme Herzogin schlang, die im nächsten Augenblicke an seiner Brust selbst die treue Seele aushauchte!“ flüsterte mit zuckenden Lippen die Polin, während

sie sich mit dem Taschentuche über die neuerdings feucht gewordenen Augen fuhr.

„Ja, dieser Doppelmord ist eine der schrecklichsten Tragödien aller Zeiten,” sagte Friedeck, „und ich fürchte, dass er nur das Vorspiel zu noch Schrecklicherem bedeutet.”

„Wieso?” fragte der Sektionschef, indem er sich sein Kelchglas mit Almissawein füllte.

„Weil dieses Ereignis leicht den Weltkrieg nach sich ziehen kann!”, entgegnete Friedeck. „Wir haben es doch mit einem politischen Attentate zu tun, mit einer offenen Fehdeansage des Panslawismus an Oesterreich, nachdem es sonnenklar ist, dass hinter dem kleinen Serbien das Moskowiterreich steht!”

„Der Koloss auf tönernen Füßen!” warf Baron Borsod geringschätzend ein. „Russland, das im Kriege gegen die gelben Japs den Kürzeren zog!”

„Stimmt!” erwiderte Friedeck. „Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, dass Russland in einem Kriege gegen Oesterreich-Ungarn nicht allein stehen würde, sondern ausser Frankreich wahrscheinlich auch England als Verbündete hätte. Da wir felsenfest auf Deutschlands Bundestreue rechnen können, würden Frankreich und England gegen Deutschland scharf machen: Frankreich, um Elsass-Lothringen zurückzugewinnen, und England, um gegen Deutschlands Welt-handel, der ihm als Rivale unangenehm zu werden beginnt, einen vernichtenden Schlag zu führen. Und der Weltkrieg, der solange ängstlich verhütete, wäre dann mit einemmale auf allen Fronten entbrannt.”

„Sie vergessen auf Eines, lieber Doktor: Durch den Dreibundvertrag sind wir ja auch noch der Waffen-

hilfe Italiens sicher!" liess sich der Sektionschef vernehmen.

Ein helles Auflachen Friedecks war die Antwort.

„Verzeihen Sie, Herr Sektionschef," nahm er dann nach einer kleinen Weile das Wort, „wenn ich in diesem Punkte Ihre Ansicht nicht teile. Mit dem Momente, wo uns Italien in einen grossen Krieg im Osten verwickelt sieht, wirft es die Maske ab und fällt uns nach Banditenart in den Rücken, denn eine ihm so günstig scheinende Gelegenheit, sich der sogenannten unerlösten Gebiete, Judikariens, des Trento, Triests und Dalmatiens bemächtigen zu können, lässt es sich sicherlich nicht entgehen. Glauben Sie mir! Ich spreche da aus Erfahrung, denn erst wenige Monate ist es her, dass ich selbst in Italien war und dort oft genug Ausbrüche wildesten Hasses gegen Oesterreich zu hören bekam. Und auch in dem unnatürlichen Zwitterstaate Albanien, das seine Missgeburt der Botschafterkonferenz in London verdankt, hat sich aus dem Verhalten Italiens uns gegenüber ergeben, dass wir an diesem Dreibund-Alliierten im Ernstfalle keinen Freund haben würden, sondern einen Ueberläufer zu unseren Feinden. Ich war selbst in Durazzo und habe gesehen, wie schroff und ablehnend sich die Offiziere und Mannschaften des dortigen italienischen Stationärs gegenüber unseren Flottenoffizieren und Matrosen benahmen; von Kameradschaftlichkeit keine Spur!"

„Sie sind ein Schwarzseher, ein Kriegsprophet, lieber Doktor! Malen uns die Zukunft in den düstersten Farben aus, grau in grau, oder vielmehr rot in rot, indem Sie ein allgemeines Blutvergiessen in Aussicht stellen!"

äusserte der Sektionschef kleinlaut und sichtlich gedrückt, denn Friedecks Ausführungen hatten unzweifelhaft Eindruck auf ihn gemacht.

„Wollte Gott, dass ich mich täusche!“ gab der junge Gelehrte mit einem Seufzer zurück und wandte sich hierauf, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, mit der Frage an Fräulein von Hochberg: „Haben die Damen schon ein Tagesprogramm für morgen gemacht?“

„Ich dachte, wir sollten morgen einen Ausflug nach der Insel Lissa und zur Blauen Grotte auf Busi unternehmen, da morgen fünf Uhr Früh ein von Spalato kommender Topitschdampfer hier in Lesina anlegt und dann nach Comisa auf Lissa fährt! Den könnten wir zu diesem Tagesausfluge benützen,“ entgegnete die Gefragte.

„Eine brillante Idee, Magda!“ pflichtete ihr der Sektionschef zustimmend bei und auch alle übrigen äusserten sich mit dem Vorschlage einverstanden.

„Ein Projekt, für das ich Ihnen besonders dankbar bin, Fräulein von Hochberg!“ sagte Friedeck mit Wärme. „Denn einmal Lissa zu sehen, wo unser unsterblicher Tegetthoff den Grund zu unserer Oberherrschaft über die Adria legte, war schon längst ein Lieblingswunsch meines Herzens.“

„Nachdem wir aber morgen so früh aus den Federn müssen, sollten wir jetzt auch alle schon schlafen gehen,“ beantragte der Sektionschef, indem er sich den Rest seines Weines einschenkte und austrank.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Sektionschef, sonst sind wir morgen den ganzen Tag unausgeschlafen,“

stimmte Fräulein Cartesius zu und gab durch Erheben von ihrem Stuhle das Zeichen zum Aufbruch.

„Dir, kleine Langschläferin, wird es wohl am beschwerlichsten fallen, morgen schon so zeitlich aus den Daunen zu schlüpfen,“ neckte sie Magda, worauf alle den Speisesaal verliessen und sich nach ihren Zimmern begaben, vor deren Türen sie sich noch auf dem Korridore „Gute Nacht!“ wünschten und von einander verabschiedeten. Wenige Minuten nachher hatten sich die meisten von ihnen zur Ruhe begeben; nur die junge polnische Malerin und Friedeck schauten aus den offenen Fenstern ihrer Zimmer noch geraume Zeit hinaus auf das im Silberglanze des Mondes schimmernde Meer und lauschten der geheimnisvollen Sprache seiner rauschenden Wogen.

In seiner ganzen Pracht und Schönheit erhob sich am nächsten Tage im fernen Osten der Sonnenball aus den Fluten des Meeres, den wolkenlosen Himmel zuerst rosenrot, dann purpurrot färbend und einen jener herrlichen Tage verheissend, wie sie auf Lesina, dem „Madeira Dalmatiens“, keine Seltenheit sind, sondern vielmehr zur Regel gehören. Auf der Terrasse des Kurhotels über der prächtigen, von sieben Säulen getragenen Loggia San Michelis, die zu den schönsten Baudenkmälern Dalmatiens zählt, hatte sich die kleine Gesellschaft vom Vorabende um halb fünf Uhr morgens zum Frühstück zusammengefunden und begab sich dann, als die Sirene des Topitsch-Dampfers dessen Ankunft ankündigte, hinunter zum Molo, um ein Boot zu besteigen und sich auf den ziemlich weit draussen im Meere auf der Rhede verankerten Dampfer überführen zu lassen. Nachdem dieser die Post und

einige Frachtstücke übernommen hatte, trat er die Weiterfahrt an. Die Hotelgesellschaft von Lesina hatte es sich für die fünfständige Fahrt, in welcher die 19 Kilometer betragende Entfernung Lesinas von Lissa von den meisten Dampfern in der Regel zurückgelegt wird, in Streckfauteuils auf dem Verdeck des Schiffes bequem gemacht und gab sich ganz dem Genusse der Seefahrt hin, welche unmittelbar nach dem Auslaufen des Schiffes aus dem Hafen von Lesina äusserst malerische Ausblicke bietet, nämlich zu allererst auf die liebliche kleine Inselhauptstadt Lesina selbst, hinter der sich die alte Zitadelle Fort Spagnuolo auf mässig hohem Berge erhebt, dann auf die von kaum dreissig Menschen besiedelte Inselgruppe der Spaladoren und endlich auf das Felsenriff Goleschnik, auf welchem sich Befestigungswerke und ein winziger Soldatenfriedhof befinden. Nachdem die Spaladoren und Goleschnik vom Dampfer passiert sind, weitet sich das Meer namentlich gegen Süden zu einem anscheinend uferlosen Gewässer, das bis an die Kante des Horizonts reicht, während im Osten die Konturen des Eilandes Torcola, des Riffes Bacile und des Westkaps der grossen Insel Kurzola aus der Meeresfläche aufragen.

Auf dem Meere selbst fesseln spielende Haifische, ein Zug von Delphinen oder ein Schwarm dem Dampfer treue Gefolgschaft leistender Möwen den Blick. Letztere lesen die aus der Schiffsküche über Bord geworfenen Küchenabfälle im Kielwasser auf und lassen sich hierbei ab und zu auf der Seefläche nieder, um alsbald wieder aufzuflattern und das enteilende Schiff beschleunigten Fluges in kurzer Zeit wieder einzuholen.

Für alle diese Vorkommnisse hatte Wanda Krasinska, die junge polnische Malerin, ein offenes Auge und auf jedes derselben lenkte sie die Aufmerksamkeit ihrer Reisegefährten.

„Sehen Sie, Doktor! Wieder ein langer Zug von Delphinen!“ sagte sie zu Friedeck, dessen Streckstuhl knapp neben dem ihrigen stand.

„Ein jederzeit interessantes Schauspiel auf einer Meerfahrt!“ entgegnete dieser. „Und viele, die mit den alten Märcen und Legenden über die Delphine vertraut sind, versetzt so ein Anblick oft in die hellste Begeisterung. Glauben doch manche, besonders Seelente, in vollem Ernste an alles, was über die Delphine gefabelt wird: an ihre Liebe für Musik und Gesang, an ihre Gutmütigkeit gegenüber den Menschen, insbesondere an ihre Hilfsbereitschaft gegenüber Schiffbrüchigen, an ihre Treue und Anhänglichkeit unter einander, sowie daran, dass sie schwer verwundet oder sterbend schluchzen und sogar Tränen vergießen, lauter Albernheiten, welche im Altertum Plinius und später der alte Gesner in die Welt gesetzt hat! Natürlich ist kein Sterbenswörtchen von alledem wahr!“

„Sie böser, böser Doktor!“ drohte ihm die junge Malerin mit dem Finger. „Müssen Sie auch in mir diesen poetischen Wunderglauben zerstören? Noch vor einer Minute glaubte ich felsenfest an die Rettung des Sängers Arion durch die Delphine und empfand ein Gefühl der Hingezogenheit und eine Art Liebe und Bewunderung für diese von Nimbus umwobenen Meeresbewohner, die nun durch Sie, lieber Doktor, aller Gloriole in meinen Augen entkleidet wurden!“

„Ja, sehen Sie, Fräulein Krasinska,“ versetzte lächelnd der junge Gelehrte, „so muss die Wissenschaft manchen schönen Irrwahn zerstören, alle Phantasiegebilde des fabulierenden Dichters zertrümmern, alle Quellen der Märchen und Legenden versiegen machen und immer nur aus dem Borne der Wahrheit schöpfen! In meinen Augen ist der vielgerühmte Delphin nichts anderes als einer der gefräßigsten, schädlichsten Raubgesellen des Meeres, unter dessen Sippe ordentlich aufgeräumt werden sollte, und zwar, da ihm die abergläubischen Fischer niemals nachstellen werden, von Staats wegen! Ich bin gewiss kein Franzosenfreund, ja sogar ein entschiedener Feind der Nachäffungen alles Französischen, aber in einer Hinsicht sollten wir uns doch an Frankreich ein Vorbild nehmen, nämlich daran, dass auf Befehl der französischen Regierung seit dem Jahre 1906 längs des ganzen französischen Litorales Kriegsschiffe kreuzen, die sich einzig und allein mit der Vertilgung der Delphine befassen!“

„Was Sie nicht sagen!“ rief der Baron, der bisher, blaue Rauchringe aus seiner Zigarre in die Luft blasend, stillschweigend dem Gespräche zugehört hatte. „Das ist mir wirklich etwas ganz Neues!“

„Das glaube ich Ihnen, Baron! Es wissen auch die wenigsten Menschen davon, aber Tatsache ist es!“ entgegnete Friedeck. „Und durch diese Massnahme wird dem französischen Staate jährlich ein sich auf Millionen belaufendes Nationalvermögen gerettet.“

„Lieber Doktor, dieses Thema interessiert mich gewaltig! Bitte, bleiben Sie bei demselben! Namentlich würde es mich interessieren, von Ihnen zu hören, wie

hoch Sie speziell den Schaden anschlagen, den die Delphine in unserer Adria machen!" sagte Baron Borsod mit sichtlicher Neugier.

„Ich kann Ihnen diesen Schaden sogar ziffermässig berechnen!" entgegnete Friedeck. „Vor Allem haben wir uns vor Augen zu halten, dass der Delphin nach dem übereinstimmenden Urteile aller Fischer eine so rasche Verdauung besitzt, dass sein Magen und seine Eingeweide fast immerfort leer sind und er infolgedessen auch immerfort Fresslust verspürt. Wenn wir nun, diesem Umstande Rechnung tragend, annehmen, dass ein Delphin von 100 Kilo-Lebendgewicht täglich 20 Kilogramm Fische verzehrt und dass es längs unserer ganzen Küste mindestens tausend Delphine gibt, eine Zahl, die keineswegs überschätzt ist und in die ich die sogenannten Wanderdelphine nicht einmal einbeziehe, die allsommerlich den Zügen der Sardinen und Sardellen aus dem Mittelmeere schwarmweise in die Adria folgen, so ergibt sich für tausend Delphine vom Durchschnittsgewichte von je 100 Kilo ein sich pro Tag auf 200 Meterzentner belaufender Fischkonsum. Das macht dreiundsiebzigttausend Meterzentner im Jahre. Der Meterzentner Fische zu vierzig Kronen gerechnet, würde somit der von den Delphinen in unserer Adria angerichtete Schaden jährlich zwei Millionen 920.000 Kronen betragen, also fast 3 Millionen! Dabei habe ich aber mit 40 Kronen nur den allerniedrigsten Preis für minderwertige Fische in Anschlag gebracht; für Edelfische, deren die Adria weit mehr als die Nordsee und Ostsee besitzt, wird ja ein vier- bis fünfmal höherer Verkaufspreis erzielt, so dass sich, nach diesem bemessen, der Schaden auf fast

12 bis 15 Millionen Kronen beliefe. Und da soll man, alberner alter Märchen wegen, die Delphine noch schonen? Dass der Fischfang an unseren dalmatinischen und istrianischen Küsten von Jahr zu Jahr immer mehr im Rückgange ist, dafür möchte ich den Delphin, den Nimmersatt unter allem Raubzeug der Meere, in erster Linie verantwortlich machen."

"Doktor, Sie hätten die österreichische Regierung schon längst auf diesen Sachverhalt aufmerksam machen sollen!" sagte vorwurfsvoll der Baron.

"Glauben Sie, es hätte genützt?" gab Friedeck bitter zurück. „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, sagt schon ein sehr altes Sprichwort, und bei uns in Oesterreich gilt er schon gar nichts!"

Aufmerksam hatte die junge Polin den Ausführungen des jungen Gelehrten gelauscht; aus ihren schwarzen Augen sprach unverhohlene Bewunderung für sein profundes, reiches und gründliches Wissen, und als er sich jetzt zu ihr mit der Frage wandte, ob sie sich nicht gelangweilt habe bei seinen nüchternen Anklagen gegen die „Retter Arions", versetzte sie leise:

"Doktor, wie Sie nur so etwas denken können von mir! Ich möchte Sie stundenlang sprechen hören!"

Es lag etwas so Liebreiches, Hingebungsvolles in diesen Worten, dass sie in seinem Herzen einen freudigen Widerhall fanden. Sekundenlang versenkte er seinen Blick in den ihren, dass ihr sanftes Rot in die Wangen und Schläfen stieg.

Es kam der jungen Polin, welcher daran lag, ihre Verwirrung nicht merken zu lassen, zu statten, dass im selben Augenblicke Magda von Hochberg, die im Streckstuhle neben ihr ebenso wie der Sektionschef

und Fräulein Cartesius ein wenig geschlummert hatte, plötzlich erwachte und, sich die Augen reibend, belustigt ausrief:

„Hat mich infolge des Frühaufstehens wirklich der Schlaf übermannt! So eine Schande! Jetzt darf ich unsere kleine Eveline, die mit meinem Herrn Vormunde übrigens im Duo noch weiterschlummert, als Lang- und Gerneschläferin nicht mehr bespötteln! Sind wir schon weit, lieber Doktor? Und ist Lissa noch nicht zu sehen?“

„Schon längst,“ erwiderte Friedeck, sich von seinem Stuhle erhebend und mit der Hand gegen Süden deutend. „Dort sehen Sie die Insel aus dem Meere aufragen! Unsere Entfernung von ihr dürfte kaum mehr eine grössere als fünfeinhalb Kilometer, etwas über drei Seemeilen, sein.“

„Lissa scheint gebirgig zu sein!“ meinte der Baron, durch sein Fernglas schauend.

„Ein Gebirgszug, der Hum, durchzieht die Insel so ziemlich in ihrer Mitte und trennt die über zwei Kilometer ins Land einschneidende Nordbucht, in welcher der Ort Lissa liegt, von der östlichen Bucht von Comisa und der südöstlichen Bucht von Manego. Ein Saumweg übers Gebirge führt aus der Nordbucht zu den beiden anderen Buchten!“ erklärte Friedeck und setzte nach einer Weile, zu Fräulein von Hochberg gewendet, hinzu:

„Jetzt sollten Sie aber doch schon Ihren Herrn Vormund aufwecken! Es wäre ja schade, wenn er unser Einlaufen in den Hafen von Lissa verschliefe.“

„Gewiss! Und auch für Fräulein Cartesius ist es Zeit, dass sie aus dem Traumleben in das der Wirk-

lichkeit endlich zurückkehrt," gab Magda launig zurück und erhob sich, um sowohl den Sektionschef, als auch Fräulein Cartesius an einem Ohrläppchen sachte zu zupfen. Beide schlugen zu gleicher Zeit ihre Augen auf.

„Guten Morgen, meine Herrschaften!" knixte Magda aufgeräumt. „Gut geschlafen? Melde gehorsamst, dass wir in kürzester Zeit im Hafen von Lissa einlaufen werden."

„Potztausend, so eine Meerbrise lullt grossartig in den Schlaf!" scherzte der Sektionschef, sich streckend und reckend. „Mir gereicht es übrigens zum Troste, dass ich nicht allein in Morpheus' Armen gelegen bin, sondern auch Fräulein Cartesius!"

„Und ich auch! Tröstet Euch beide!" gab Magda fröhlich zur Antwort. „Ich möchte nur wissen, was unsere liebe Eveline geträumt hat! Sie lächelte ein paarmal geradezu glücklich im Traume!"

„Ich träumte, ich sässe auf einem Delphin, den andere seinesgleichen umgaben, und wurde in ihrer Mitte weit hinaus in die See getragen, einem fernen Eilande zu, wobei mir aber ganz behaglich zumute war!" erzählte die kleine Blondine.

„Eine moderne Kitharödin als Gegenstück zum altgriechischen Kitharöden Arion!" lachte der Doktor.

„Wenn Du nicht geschlafen, sondern zugehört hättest, was der Herr Doktor vorhin mir und dem Herrn Baron alles über die Delphine erzählte, die unserer schönen Adria ärgste Schädlinge sind, hättest Du Dich in ihrer Mitte gewiss nicht so wohl gefühlt!" belehrte die junge Polin ihre goldhaarige und blauäugige Freundin.

„In der Tat, Herr Sektionschef, an den Ausführungen des Herrn Doktors über das beflosste Volk der Delphine ist Ihnen wirklich Hochinteressantes entgangen, während Sie schliefen!“ bestätigte der Baron. „Denken Sie nur: der Schaden, den diese für so friedlich und harmlos geltenden Meersäugetiere in unserer Adria machen, lässt sich bis 15 Millionen Kronen beziffern!“

„Ich bin trostlos, einfach trostlos, dass ich um diese hochinteressanten Ausführungen kam!“ beteuerte der Sektionschef. „Aber nicht wahr, lieber Doktor, Sie kommen gelegentlich noch einmal auf dieses Thema zurück?“

„Mit Vergnügen!“ erwiderte Friedeck. „Aber selbstverständlich ein andermal, keinesfalls jetzt, denn wir befinden uns derzeit bereits an einer Ruhmesgedenkstätte Oesterreichs, an der sich unser Geist einzig und allein mit ihr und ihren Erinnerungen beschäftigen darf. Gleitet doch schon unser Schiff durch jene Gewässer dahin, wo Oesterreichs Flotte den herrlichsten ihrer Erfolge errang: ihren unsterblichen Seesieg von Lissa!“

Schweigend stand die ganze Gesellschaft um den jungen Gelehrten geschart und blickte mit einem Hochgefühl des Stolzes auf die wogenumbrandete Insel, der man sich schon so nahe befand, dass man in einigen Fischerbooten, die aus dem Hafen ins offene Meer herausfuhren, die Gestalten der Fischer bereits mit freiem Auge deutlich ausnehmen konnte. Nun trat der Kapitän des Dampfers, sich vorstellend, zur Gesellschaft heran, um den Reisenden einiges zu erklären.

„Der Leuchtturm, den die Herrschaften rechter Hand sehen,“ nahm er das Wort, „ist auf einem Riffe er-

baut, welches Scoglio Hoste genannt ist. Es trägt diesen Namen nach jenem englischen Commodore, welcher im März des Jahres 1811 in den Gewässern zwischen Lissa und Lesina über die französische Flotte unter Dubourdieu einen entscheidenden Seesieg erfocht. Dubourdieu verlor in dieser Seeschlacht sein Leben und 16 Dampfschiffe seines Geschwaders; nur dreien gelang es, sich durch schleunigste Flucht vor den Engländern nach Lesina retten zu können. Nach diesem Seesiege über die Franzosen errichteten die Engländer auf Lissa starke Befestigungswerke, verstärkten das von ihnen schon zwei Jahre vorher erbaute Fort San Giorgio noch durch die zwei Verteidigungstürme Bentik und Robertson und machten auf diese Art aus Lissa ein adriatisches Gibraltar. Aber nur vier Jahre erfreuten sie sich des Besitzes der Insel, denn im Juli 1815 mussten sie dieselbe an Oesterreich übergeben. Unter Oesterreichs Herrschaft wurden die schon vorhandenen Befestigungen noch beträchtlich erweitert, später aber aus militärischen Gründen insgesamt aufgelassen. Und jetzt, meine Damen und Herren, wo die Einfahrt unseres Dampfers in die Nordbucht und in den Hafen von Lissa beginnt, wenden Sie Ihre Blicke jenem grauen Gebäude zu, das dort ebenfalls rechter Hand auf einer kleinen Halbinsel liegt: es ist das alte Mönchskloster San Girolamo, neben dem sich der katholische Friedhof Lissas ausbreitet, ein herrlicher üppiger Garten mit Palmen, Zypressen und Pinien, aus deren grünem Kranze man ein weisses Denkmal emporragen sieht: eine Löwenfigur auf steinernem Sockel, mit Kränzen an allen vier Ecken und von einer Eisenkette umspannt. Es ist das Grab-

monument unserer tapferen Helden, die den Seekrieg von Lissa erringen halfen!"

Der Kapitän entblösste sein Haupt, als der Dampfer den Friedhof passierte, und die Herren der kleinen Reisegesellschaft taten ein gleiches, während die drei Mädchen den toten Seehelden mit ihren Taschentüchern Grüsse zuwinkten.

„Das Bild, das sich nunmehr vor Ihren Augen entrollt," nahm dann der Kapitän den Faden seiner Mitteilungen wieder auf, „ist bereits die Gesamtansicht der Inselhauptstadt Lissa, die aus drei Stadtteilen, Banda piccola, Kut und Luka besteht, welche sich in einem anderthalb Kilometer langen Halbkreise rings um den Hafen gruppieren. Die grauen Mauerreste auf den die Stadt überragenden Höhen sind Ueberbleibsel der ehemaligen Festungswerke Fort Wellington und Batteria della Madonna."

„Hält unser Schiff so lange in Lissa, dass wir einen Rundgang durch die Stadt unternehmen könnten?" fragte Magda den Kapitän.

„Leider nicht, meine Gnädigste!" lautete dessen Antwort. „Wir erledigen nur die Post und treten schon nach zehn Minuten die Weiterfahrt nach Comisa an. Im übrigen haben die Herrschaften nichts verloren, wenn sie nicht ans Land gehen können, denn Lissa bietet nichts, das sehenswert wäre. Lohnender wäre entschieden ein Spaziergang ins Hinterland, entweder zu der kleinen Kirche San Cosimo, von welcher der Blick bis zum apulischen Vorgebirge Gargano an der Küste Italiens schweift, oder ins Campo grande mit der Wallfahrtskirche Madonna dell' Assunta, wo der süsseste Wein Dalmatiens, der Opollo, wächst."

„Ja, der Lissanerwein, der war schon im Altertum hochberühmt!“ warf der Doktor wohlgemut ein. „Die alten Bewohner von Lissa, das im Altertum Issa hiess und als unabhängiger Freistaat zu hoher Blüte gelangte, waren so stolz und eingebildet auf ihren köstlichen Wein, dass sie eigene Münzen prägten, auf welchen eine Weintraube dargestellt war!“

„Tatsächlich sind die Lissaner Weingutsbesitzer und Weinhändler heute noch die stolzesten ganz Dalmatiens, da sie jährlich immer noch mehr als sechszigtausend Hektoliter Opollo exportieren!“ versicherte der Schiffskapitän, worauf er sich von der Gesellschaft verabschiedete, um sich auf die Kommando-
brücke hinaufzubeben. Die Station Lissa war nämlich erreicht und Dampfpeife und Schiffsglocke verkündeten den Lissanern die Ankunft des Schiffes. Wirklich währte der Aufenthalt des Dampfers in Lissa nicht länger, als es der Kapitän vorausgesagt hatte, und nahm dann, die Küste entlang, seinen Kurs nach Comisa. Die Reisegesellschaft lehnte am Geländer des Schiffes und gab sich der Betrachtung der vorüberziehenden Uferlandschaften hin, in welchen Buschwald, die „Macchia“, mit Weinkulturen abwechselte, ab und zu unterbrochen durch Gruppen herrlicher Palmen, die nach Hunderten zählen.

„Wahrhaftig! Wenn man nicht wüsste, dass man auf der Adria fährt, könnte man meinen, man sei an einen Palmenstrand Aegyptens versetzt!“ liess sich der Sektionschef vernehmen.

„Ja, hier auf Lissa wachsen in der Tat die meisten und schönsten Palmen Dalmatiens!“ sagte der Kapitän, der sich der Gesellschaft inzwischen wieder zugesellt

hatte. „Im übrigen Dalmatien, z. B. in Ragusa, in Orebitsch auf der Halbinsel Sabbioncello und auf den Inseln Arbe und Lesina, gedeiht die königliche Dattelpalme nur sehr vereinzelt, in grösseren Mengen höchstens noch in einigen Gärten, wie beispielsweise im Gozze-Park zu Cannosa! Aber noch eine zweite Baumrarität werden die Herrschaften speziell um Comisa kennen zu lernen Gelegenheit haben: den Johannisbrothbaum, dem man sonst nur noch, allerdings viel seltener, auf den Inseln Lesina, Kurzola, Meleda und Giuppana begegnet.“

„Wie ist denn diese exotische Baumart auf dalmatinische Inseln gekommen?“ erkundigte sich Dr. Friedeck.

„Er ist aus seiner Urheimat Arabien von Seefahrern eingeführt worden, geradeso wie auf Lesina der Tabakbaum Brasiliens,“ versetzte der Kapitän. „Speziell die Kultur des Johannisbrothbaumes wirft seinen Pflanzern ganz bedeutende Erträgnisse ab, denn jeder Baum gibt jährlich 300 bis 350 Kilogramm Frucht. Ende August, wenn die Schoten noch etwas grünlich sind und einen süsslich herben Terpentingeschmack haben, der sich erst durch das Trocknen verliert, werden sie abgenommen, getrocknet und dann in den Handel gebracht. Infolge ihres hohen Zuckergehaltes bis zu 50 Prozent bildet die Frucht des Johannisbrothbaumes im rohen Zustande ein beliebtes Naschwerk der Kinder, von den Hausfrauen wird sie zu Eingesottenem und zu Kompotten verwendet und zu Heilzwecken werden Abkochungen als Linderungs- und Lösungsmittel bei Katarrhen gebraucht. Früher einmal dienten die flachen harten Samen als Gewichte für Apotheker und

Juweliere. Karat, das alte Goldarbeitergewicht, ist aus Keration abgeleitet, das im Griechischen die Bezeichnung für den Fruchtkern des Johannisbrotbaumes ist."

„Hochinteressant!" sagte der Baron, während er sich in seinem Notizbuche Aufzeichnungen machte.

„Ich möchte wetten, Baron, dass Sie die Mitteilungen des Herrn Kapitäns über die Kulturen des Johannisbrotbaumes auf die Idee gebracht haben, auf Ihrem Gute in Ungarn den Johannisbrotbaum zu pflanzen!" neckte Fräulein von Hochberg.

„Vielleicht," war die Antwort. „Dann geht Ihnen schon von der Ernte ein grosser Korb Früchte zu, von dem ich mir als Gegengeschenk nur einige Gläser Kompott und Eingesottenes ausbedinge!"

„Gemacht!" lachte Magda, und ein Handschlag, bei welchem die kleine behandschuhte Hand Magdas ganz in der grossen Hand des freiherrlichen Gutbesitzers verschwand, bekräftigte den geschlossenen Pakt.

„Einen Korb hätte ich mir aber denn doch nicht in Aussicht stellen lassen, Magda!" flüsterte die kleine Konservatoristin ihrer Freundin, Fräulein von Hochberg, schalkhaft ins Ohr, die jetzt erst erfasste, dass das Geschenkversprechen des Barons eine doppeldeutige Auslegung zulies, und darob bis zu den Ohren errötete.

„Du böse kleine Stechmücke du!" drohte sie Eveline, indem sie ihr zugleich einen Klaps gab.

Auch dem Baron schoss eine Glutwelle in die Stirne, da ihm Friedeck eine ähnliche Bemerkung, wie sie Magda von Eveline zu hören bekam, halblaut und lächelnd zugerannt hatte. Glücklicherweise lenkte schon im nächsten Augenblicke der Ausruf des

Sektionschefs: „Achtung, meine Lieben! Comisa in Sicht!“ die Aufmerksamkeit aller auf das sich nun darbietende neue Strandpanorama und kam so unverhofft dem in Verlegenheit geratenen Paare zu Hilfe.

„Ja, die Häuserzeilen am Ufer, deren wir jetzt ansichtig werden, nachdem wir um das vorspringende Vorgebirge in die grosse Südbucht der Insel eingeschwenkt sind, ist schon Comisa mit seinen beiden Stadtteilen Banda piccola und Banda grande!“ bestätigte der Schiffskapitän. „Der Berg im Hintergrunde ist die höchste Bodenerhebung der Insel, der Hum!“

„Und die grossen Gebäude hinter den kleinen Häusern am Strande?“ fragte Magda von Hochberg.

„Sind drei Sardellenfabriken, meine Gnädigste!“ lautete die Antwort des Kapitäns. „Sie liefern Dosen-Sardellen, die an Güte mit den Sardellen aus der Nord- und Ostsee getrost in Wettbewerb treten können.“

„Merkwürdig! In Wiener Delikatessengeschäften habe ich dalmatinische Sardellen niemals zu Gesichte bekommen!“ warf der Sektionschef kopfschüttelnd ein.

„Ebenso wenig, als man in Wien dalmatinische Austern oder dalmatinische Badeschwämme kennt und begehrt!“ liess sich Dr. Friedeck vernehmen. „Belgische Austern von Ostende, englische von Whitstable, Colchester und Essex, französische von La Tremblade, Cancale und Marennes prangen auf allen Speisekarten der eleganten Hotels, die dalmatinische Auster aber kennt niemand, trotzdem eine grosse dalmatinische Austernzucht in Janjina auf der Halbinsel Sabbioncello besteht, begründet und geleitet von einem gewissen Bjelowutschitsch, der deswegen bei seinen

Landsleuten der „Austernkönig Dalmatiens“ heisst. Mit der dalmatinischen Schwammfischerei verhält es sich ebenso. Badeschwämme aus Westindien, von Smyrna, Tripolis und dem griechischen Archipel sind allerorten gesuchte und teuer bezahlte Handelsartikel, wogegen nach dem dalmatinischen Badeschwamme *Euspongia officinalis* nirgends eine Nachfrage ist, wiewohl er feiner und besser ist, als alle ausländischen.”

„Sie haben recht, mein Herr!“ sagte der Kapitän. „Der dalmatinische Badeschwamm übertrifft alle anderen an Feinheit und Güte; sein Ruf und sein Absatz reichen aber über Triest nicht hinaus. Auf der Insel Crappano südlich von Sebenico leben sämtliche Inselbewohner ausschliesslich von der Schwammfischerei und unterhalten zu diesem Zwecke eine eigene Flottille von ungefähr hundert Booten, auf welchen sie ihre Fahrten bis zum Quarnero und Quarnerolo hinauf unternehmen. Aber haben Sie, meine Herrschaften, von dem kühnen Völkchen der Crappanesen in Wien je reden gehört? Ich möchte es allen Ernstes bezweifeln.”

„Armes Dalmatien! Wann bricht für Dich die Zeit einmal an, wo man alle Deine Vorzüge, alle Deine Land- und Meerschätze nach Gebühr würdigen wird?“ seufzte unmutig der Sektionschef.

„Einen hat es gegeben, der das schlummernde Dornröschen Dalmatia sicherlich geweckt haben würde! Allein er weilt nicht mehr unter den Lebenden dieser Erde; Franz Ferdinands Herz hat aufgehört, für seine Adria und seine Adrialänder zu schlagen,” sagte traurig der Doktor. „Es kann uns nur zum Troste gereichen, dass seine Liebe und Fürsorge für sie in das Herz seines Neffen und Nachfolgers, unseres jetzigen

Thronfolgers Erzherzog Karl Franz Joseph übergegangen sind, der sie als teures Vermächtnis seines unvergesslichen Oheims treulich weiterpflegen und hochhalten wird."

Die Dampfpeife schrillte und kündigte die Ankunft des Schiffes in Comisa an. Da die Reisegesellschaft hier den Dampfer verliess, verabschiedete sie sich vom Schiffskapitän, der den Sektionschef noch mit Empfehlungen an den Besitzer des Gasthofes „Alla bella vista" und an den Padrone des besten, seetüchtigsten Trabakels versorgte, dessen sich die Fremden zur Fahrt auf die Insel Busi gewöhnlich bedienten.

„Ein netter, freundlicher Mensch, dieser Schiffskapitän," sagte Magda von Hochberg, als die Gesellschaft am Molo die Abfahrt des Dampfers abwartete, die nach ebenso kurzem Aufenthalte wie in Lissa erfolgte, worauf der Kapitän auf seiner Kommandobrücke noch geraume Zeit die eine Hand salutierend am Mützenschirm hielt, während er in der anderen Hand ein weisses Taschentuch schwenkte.

„So sind die meisten Dalmatiner der Intelligenz!" versetzte der Doktor. „Gefällig, diensteifrig und zuvorkommend gegen Fremde! Aber auch in den untersten Schichten des Volkes, bei den Bauern ebenso, wie bei den Fischern und Schiffern, findet man offene, biedere, ehrliche Charaktere. Dabei sind die Dalmatiner, die in nationaler Hinsicht zu den Kroaten gehören, sehr gute Patrioten und von erprobter, verlässlicher Kaiserstreue. Als Seeleute genossen sie einen Weltruf, der schon aus der Römerzeit her datiert. Und als später die Republik Venedig unumschränkte Meerbeherrscherin war, hatte sich der Doge mit einer Leibgarde aus

Dalmatinern umgeben, auf deren felsenfeste Treue er sich gegen welsche Falschheit und Hinterlist immer verlassen konnte."

„Wenn ich mich nicht irre, war auch Diokletian, der vom einfachen Soldaten zur römischen Kaiserwürde emporstieg, ein gebürtiger Dalmatiner," mengte sich die kleine Konservatoristin in das Gespräch.

„Sehr richtig, mein Fräulein!" bestätigte Friedeck. „Und ausser ihm waren auch die römischen Kaiser Claudius Gothicus, Aurelianus, Septimius, Probus und Carus geborene Dalmatiner, desgleichen Marcellinus, der sich unter dem Kaiser Leo im fünften Jahrhundert nach Christus zum König von Dalmatien aufwarf und zu Spalato im Kaiserpalaste Diokletians residierte."

„Stand Dalmatien nicht auch etliche Zeit unter der Herrschaft einiger Könige Ungarns?" fragte Baron Borsod den Doktor.

„Allerdings," erwiderte dieser. „Allein die Oberhoheit Ungarns über Dalmatien war nur von sehr kurzer Dauer. Unter den Arpaden zählte sie bloss nach Jahrzehnten und erst die spätere ungarische Dynastie aus dem Hause Anjou konnte unter ihrem Könige Karl Robert festen Fuss in Dalmatien fassen, verlor jedoch dessen Küstengebiete alsbald an Venedig. Ludwig der Grosse eroberte zwar dieselben zurück, so dass er drei Jahre lang, von 1355 bis 1358, faktisch über ganz Dalmatien von Zara bis Cattaro herrschte, doch schon unter König Sigismund fiel ganz Dalmatien wieder an die Venezianer, womit die Herrschaft Ungarns über Dalmatien fortan zu Ende war."

Unter diesen Gesprächen war die Gesellschaft nach einem kleinen Rundgange um den Hafen zum Gast-

hause „Alla bella vista“ gekommen, bei dessen Besitzer sich die Empfehlungskarte des Kapitäns sehr wertvoll erwies, denn der wackere Wirt überbot sich in Aufmerksamkeiten mannigfaltigster Art gegenüber den ihm zugewiesenen neuen Gästen, deckte eigenhändig den Frühstückstisch in dem einzigen Speiseraume, über den sein Gasthof verfügte, und nahm es auf sich, selbst ein opulentes Menu zusammenzustellen. Auch schickte er sofort um den der Gesellschaft empfohlenen Trabakelbesitzer, damit sich dieselbe über die Fahrt nach Busi mit ihm einigen könne. Der Padrone, eine echte dalmatinische Schiffergestalt, gross, hager und wettergebräunt, kam auch sogleich und eröffnete der Gesellschaft, dass seine Segelbarke „Santa Margherita“ in anderthalb Stunden am Molo bereit liegen werde. Die Fahrt nach Busi hin und zurück nehme ungefähr zwei Stunden in Anspruch und koste pro Person 50 Heller. Früher als in anderthalb Stunden könne er von Comisa leider nicht abfahren, da noch für zwei Personen Plätze in der Barke bestellt und voraus bezahlt worden wären, für ein italienisches Ehepaar, das einen Ausflug auf den Hum unternommen habe und von diesem erst in zirka anderthalb Stunden in Comisa wieder eintreffen werde.

„Ärgerlich, dass wir nicht unter uns bleiben können, und noch ärgerlicher, dass wir speziell welschen Zuwachs erhalten!“ sagte Friedeck halblaut zu Fräulein von Hochberg.

Diese und ihre Freundinnen Eveline und Wanda zeigten sich von der Eröffnung des Padrone ebenso wenig erbaut; auch der Sektionschef murmelte ein ärgerliches „Zu dumm!“ in den Bart; nur der Baron

wollte sich nicht gleich ohne Weiteres in das ihm aufgezwungene Schicksal ergeben, sondern stellte an den Padrone die Frage, ob er nicht noch ein zweites Boot habe, mit welchem die Gesellschaft allein fahren könnte, was der Padrone indessen verneinte. Er besäße wohl noch ein solches, die Barke „Speranza“, die jedoch so klein und so wenig seetüchtig sei, dass er die Verantwortung für eine glatt ablaufende Fahrt bei dem herrschenden hohen Seegange nicht übernehmen könne.

„Es bleibt uns mithin nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beissen und uns in die aufgenötigte Begleitung zu fügen!“ murrte daraufhin der Doktor, und alle sahen einander mit so verdrossenen Blicken an, dass sich der Padrone trotz seines beschränkten, schlichten Verstandes über die Ursache der allgemeinen Misstimmung alsbald im klaren war und begütigend sagte, die Herrschaften brauchten sich der noch erwarteten Fahrtteilnehmer durchaus nicht zu schämen, sondern bekämen an denselben sogar eine hochvornehme Reisegesellschaft, denn der Signor sei ein gar hoher Herr aus Ravenna, ein Marchese, wenn er nicht irre, und dessen Gemahlin sei so schön wie ein Engel!

„Na also! Einen leibhaftigen Marchese und einen Engel als Ausflugsgegnossen zu haben ist jedenfalls nichts Alltägliches! Machen wir also gute Miene zum bösen Spiele und sehen wir dem Unvermeidlichen mit stoischem Gleichmuth entgegen!“ tröstete der Sektionschef, bei dem die gute Laune wieder die Oberhand über die schlechte gewann, umsomehr, als der Wirt bereits die Speisen des Frühstücks aufzutragen be-

gann, die den Speiseraum mit angenehmen Düften erfüllten. Mit den Worten: „Also Gott befohlen, lieber Padrone! In anderthalb Stunden sind wir am Molo!“ verabschiedete daher der Sektionschef den Trabakelbesitzer, der sich mit einem tiefen Bückling entfernte, worauf alle zu Messern und Gabeln griffen und dem Wirte zur „Schönen Aussicht“ durch einen gesegneten Appetit alle Ehre erwiesen. Der wackere Comisaner hatte auch das Beste kredenzt, was er in Küche und Keller vorrätig hatte, ein echt dalmatinisches Frühstück, das durchweg aus nationalen Gerichten bestand. Comisaner Sardellen in Oel eröffneten deren Reihe, auf sie folgten gesottene Scampi, die als Delikatesse bekannten kleinen Adriakrebse, hierauf Barboni (Meerbarben) mit Salat und zum Schlusse ein Kompott aus den Früchten des Johannisbrothbaumes. Dazu gab es dreierlei Weine: Lissaner Opollo, Kurzolaner Grk und Wugawa von Brazza, nach denen noch die drei weltberühmten dalmatinischen Likörspezialitäten Maraschino, Wlahow und Coccola aufgetischt wurden, welche die ganze Gesellschaft alsbald in die fröhlichste Stimmung versetzten, besonders den Herrn Sektionschef, der von allem Gebotenen derart befriedigt war, dass er beifällig sagte:

„Wahrhaftig! Wir können sagen: wir haben heute geradezu lukullisch gespeist!“

„Mit zwei kleinen Unterschieden jedoch!“ gab Dr. Friedeck lachend zurück. „Erstens nämlich, dass wir die Barboni, welche wir assen, vorher nicht in eigenen Seewasserkänen an den Sitzplätzen unserer Tafel vorbeigeleitet bekamen, wie die Gäste des Lukullus, die sich vordem an dem wundervollen Farbenspiele

der sterbenden Barben, dem allmäligen Erblassen ihrer karminroten und irisierenden Körper, ergötzen, und zweitens, dass die von uns genossenen Barben früher keine Fütterung mit Fleisch geschlachteter Sklaven durchgemacht haben, wie die Muränen, welche Lukullus seinen Gästen vorsetzen liess."

In animiertem Gespräche verging der Gesellschaft die Zeit und nur mehr wenig fehlte zur festgesetzten Stunde der Abfahrt, als sich Baron Borsod mit der Bitte an Friedeck wandte, der Gesellschaft noch eine kurze Schilderung des österreichischen Seesieges bei Lissa zu geben, nachdem man doch jetzt auf der Insel zusammensei.

„Gerne bin ich hiezu bereit!" entgegnete Friedeck. „Umsomehr, als mir über den Verlauf dieser Schlacht einige bisher noch nie in die Oeffentlichkeit gedrungene Einzelheiten bekannt sind."

Neugierig rückten die Zuhörer alle zusammen, worauf Friedeck zu erzählen begann.

„Am 18. Juli 1866 eröffnete der italienische Admiral Persano seine Angriffe auf die Befestigungen von Lissa und setzte dieselben am 19. unter heftigstem Bombardement vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein fort, um mit Anbruch des nächsten Tages, des denkwürdigen 20. Juli, eine Landung auf der Insel bewerkstelligen zu lassen. Bereits hatten sich zu diesem Zwecke italienische Kriegsschiffe den Häfen von Comisa und Porto Manego genähert, als das Herannahen der österreichischen Flotte, die von Fasana in vollster Schlachtordnung anrückte, das Ausschiffen der Italiener vereitelte und ihre Schiffe mit den Landungsmannschaften zwang, sich wieder in die offene See

hinaus zu begeben. Während nun die Lissaner von den Höhen des Hum dem bevorstehenden grossen Flottenkampfe entgegensahen, machte sich Persano zum Angriffe auf die Oesterreicher bereit. Letztere hatten 7, die Italiener 12 Panzerschiffe. Die zweite Division Tegetthoffs zählte acht grosse hölzerne Schraubenfregatten und Schraubenkorvetten unter Führung des Linienschiffes „Kaiser“, die dritte Division acht Avisodampfer mittlerer Grösse nebst einer Anzahl Kanonenboote. Die Holzschiffe der italienischen Flotte waren jenen Tegetthoffs ungefähr gleich, so dass Persanos Streitkräfte den gegnerischen um fünf Panzerschiffe überlegen waren. Tegetthoff kommandierte auf dem „Erzherzog Max“, Persano auf der Panzerfregatte „Re d'Italia“. Kurz vor Beginn der Schlacht hielt es aber der italienische Admiral für geraten, den „Re d'Italia“ mit dem Widderschiffe „Affondatore“ zu vertauschen, um von diesem aus die Seeschlacht zu leiten. Der italienische Konteradmiral Vacca auf dem Panzerschiffe „Principe di Carignano“ eröffnete alsbald das Feuer. Beide Flotten steuerten anfänglich unter spitzem Winkel an einander vorüber; bald nachher durchbrachen jedoch die österreichischen Panzer die feindliche Linie, wodurch der Kampf allgemein wurde. Das österreichische Linienschiff „Kaiser“ sah sich plötzlich zu gleicher Zeit von vier feindlichen Panzerschiffen bedrängt, seine Bemannung kämpfte indessen mit solchem Heldenmuth und solcher Todesverachtung, dass sie sogar den vierfachen Angriff zurückschlug. Tegetthoffs Flaggschiff rannte inzwischen drei feindliche Panzer an, beschädigte zwei derselben erheblich und bohrte den dritten, den „Re d'Italia“, in den

Grund. Binnen wenigen Augenblicken sank der stolze Meerkoloss in die Tiefe, und von seiner 600 Mann starken Besatzung wurde nur eine verschwindend kleine Anzahl gerettet. Gleich darauf geriet der italienische Panzer „Palestro“ in Brand. Sein Kommandant wollte mit dem brennenden Schiffe unter die österreichischen Holzschiffe fahren, kam jedoch nicht dazu, denn unterwegs flog der „Palestro“ mit Donnergekrach in die Luft, wobei ebenfalls gegen sechshundert Italiener zugrunde gingen. Nach diesem letzten harten Verluste gab Persano den Kampf auf und segelte besiegt und gedemütigt nach Ancona, während Oesterreichs Flotte ruhmbedeckt in den Hafen von Pola einlief. Auf österreichischer Seite wurden nur 34 Tote gezählt, wogegen über 1200 Italiener bei Lissa ihr Leben liessen. Unsere Herrschaft über die Adria war gefestigt und die welsche Flotte fand weiterhin nicht mehr den Mut, sich mit der unseren noch ein zweitesmal in offener Seeschlacht zu messen!”

Unbeachtet waren während der Ausführungen Friedecks ein Herr und eine Dame in die Stube getreten und hatten sich an einem kleinen Wandtische niedergelassen, während Friedeck, ohne von ihrem Eintritt Notiz genommen zu haben, in seinem Vortrage weiter fortfuhr.

„Nicht uninteressant ist eine Begebenheit vor dem Beginne der Schlacht, die auf deren Ausgang vielleicht nicht ganz ohne Einfluss gewesen sein dürfte. Bei uns in Oesterreich wurde sie allerdings erst 24 Jahre später bekannt, als sie ein alter italienischer Seeoffizier zu jener Zeit unversehens ausgeplauscht hatte. Ihm hat sie die Wiener „Militär-Zeitung“ vom

25. Juli 1890 wortgetreu nacherzählt. Persano soll nämlich ebenso abergläubisch gewesen sein, wie es von Napier und Nelson bekannt ist. Kurz bevor die Schlacht sich entspann und Persano noch auf dem „Re d'Italia“ weilte, machten einige Offiziere dieses Schiffes den Admiral auf zwei grosse Haifische aufmerksam, die in unmittelbarer Nähe des Schiffes mit noch nie gesehenem Ingrim und Ungestüm mit einander im Kampfe waren. „Der hier, meine Herren, ist Italien,“ sagte Persano lächelnd, indem er auf jenen hinwies, der im augenblicklichen Vorteile über den anderen war, während er den zweiten, bereits blutüberströmten Fisch mit dem österreichischen Gegner verglich. Plötzlich aber änderten sich die Rollen, da der bisher zu unterliegen scheinende Hai dem von Persano als Italien bezeichneten eine so furchtbare Schlitzwunde im Bauche beibrachte, dass er den Zuschauern sofort die weisse Unterseite seines Körpers zukehrte und in den nächsten Augenblicken bereits verendet auf der Oberfläche des Meeres trieb. Persano erblasste, und auch die ihn umgebenden Offiziere konnten sich eines Gefühles der Bangigkeit nicht erwehren, da das eben gehabte Schauspiel ein Fingerzeig der Vorsehung zu sein schien. Dass Persano, innerlich vielleicht schon von einer dunklen Ahnung des Schlachtausganges erfüllt, in der Folge den „Re d'Italia“ mit dem „Affondatore“ vertauschte, dessen Geschwindigkeit eine bedeutend grössere war, mag sehr leicht durch den Kampf der zwei Haie herbeigeführt worden sein. In diesem Falle hatte er es den beiden Haifischen zu verdanken, dass er mit der Bemannung des „Re d'Italia“ nicht im Meere ertrank,

sondern dass es ihm glückte, mit heiler Haut zu entkommen. Im Hochhalten des Hasenpaniers sind ja die Herren Italiener im übrigen seit jeher gross und unübertroffen gewesen!"

Hätte der Doktor oder jemand aus seiner Gesellschaft in diesem Augenblicke nach dem Tische gesehen, an welchem sich die kurz zuvor eingetretenen zwei Personen niedergelassen hatten, so wären sie Blicken begegnet, aus denen der wildeste Hass und nur mühsam gezügelte Feindseligkeit flammten. Vorläufig aber kümmerte sich niemand um die beiden, auf dich sich erst die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte, als der Padrone mit der Meldung, die Barke liege bereit, die Stube betrat und die beiden abseits Sitzenden ehrerbietig als „Herr Marchese" und „Frau Marchesa" apostrophierte.

„Ah! Unsere Ausflugsgefährten!" sagte halblaut der Sektionschef, indem er sich seinen Kneifer aufsetzte und neugierig zu dem Paare hinübersah.

„Wenn die Ihre Aeusserungen über das Hasenpanier nicht überhörten, mein lieber Doktor, so können Sie sich darauf gefasst machen, dass Sie es mit dem Herrn Marchese zu tun bekommen!" raunte der Baron dem Doktor ins Ohr.

„Meinetwegen!" gab dieser phlegmatisch zurück.

Allein die Befürchtung des Barons schien sich nicht zu bewahrheiten, denn der Italiener trat vielmehr mit liebenswürdigem Lächeln um die Mundwinkel auf die Gesellschaft zu, stellte sich als Marchese von Camisano und seine Begleiterin als seine Gemahlin vor, gleichzeitig versichernd, dass er und seine Frau den Zufall zu schätzen wissen, den Ausflug nach Busi in so an-

genehmer Gesellschaft machen zu können. Diese weltmännische Artigkeit machte auf die Gesellschaft sichtlich den besten Eindruck und benahm den meisten ihre Voreingenommenheit gegen das italienische Ehepaar; nur Dr. Friedeck bewahrte ihm gegenüber seine Zurückhaltung und frostige Kühle.

Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte und man begab sich an den Molo zur Barke. Der Marchese hatte sich dem Sektionschef, seine Gattin dem Fräulein von Hochberg angeschlossen; dann folgte der Baron mit Fräulein Cartesius, und die polnische Malerin und Dr. Friedeck waren die letzten. In der Barke sassen die Paare in gleichem Aneinanderschlusse zusammen, und mit geschwellten Segeln glitt das Trabakel ins Meer. Es nahm seinen Kurs nach Südwest, und da ein vorzüglicher Segelwind wehte, war man in kurzer, in animiertem Gespräche rasch vergangener Seefahrt am Ziele.

Die Insel Busi, die auf slawisch Bischewo heisst, bewohnen, in ein einziges Dörfchen zusammengedrängt, das sich um ein kleines Kirchlein, Sankt Sylvester, gruppiert, höchstens 100 Menschen kroatischen Stammes, ein gutmütiges, biederer Völkchen, das teils Fischfang auf die in den Inselbuchten sehr zahlreich vorkommenden Sardellen und Scombri, teils Wein- und Obstbau, Imkerei und Schafzucht betreibt. Der Name „Busi“ bedeutet so viel als „Löcher“, da sich nicht weniger als zehn Höhlen in den Küstenfelsen befinden, deren bedeutendste und schönste die „Blaue Grotte“ mit ihrem zweieinhalb Meter breiten Felsentore Valle Ballon ist, der Eingangspforte in das wundervolle Grottengewölbe.

Gebannt von den Szenerien der Einfahrt verharrete die ganze Gesellschaft in tiefstem Schweigen, als die Barke nach Passierung des mächtigen Felsentores in jener schmalen Wasserstrasse dahinglitt, welche die offene See mit dem Grotteninnern verbindet. In dem fast schnurgeraden, engen Kanale herrscht anfänglich Dunkelheit; erst allmählig beginnt es zu dämmern, wobei die dunkelblaugrüne Farbe des Wassers zunehmend lichter und heller wird und schliesslich in das reinste, zarteste Himmelblau übergeht. Dort, wo das Wasser bereits diese himmelblaue Farbe besitzt, ist die schmale Wasserader der Einfahrt zu Ende und die eigentliche Grotte erreicht, ein Raum von zirka 20 Metern Höhe, 30 Metern Länge und 15 Metern Breite, von lichtgrauen Kalksteinwänden ummauert. Alles ist hier von einem magischen Schimmer umflossen und wie Silber blinken die ins Wasser getauchten Ruder aus der durchsichtigen, kristallklaren Flut, in der man stellenweise bis auf den Grund sieht. Lichteffekte und Farbenreflexe von unbeschreiblichem Zauber wirken hier auf den Besucher, der sich in dieser Meergrotte mitten in ein Feenreich hineinversetzt glaubt.

„Wundervoll!“ sagte Magda von Hochberg, von der überwältigenden Grossartigkeit dieses Naturwunders hingerissen.

„Beinahe so schön, wie unsere Blaue Grotte auf Capri!“ bemerkte der Marchese an ihrer Seite.

„Ich möchte mir erlauben, Ihr Urteil zu korrigieren, Herr Marchese!“ versetzte Friedeck. „Ich finde unsere Blaue Grotte von Busi zum mindesten ebenso schön, wenn nicht noch schöner als Ihre Blaue Grotte von Capri, da die Grotte auf Capri doch nur 12 Meter

hoch ist, also viel niedriger als die hiesige Grotte, die daher entschieden einen grossartigeren Eindruck hervorruft. Dabei sind die Lichteffekte beider Grotten die gleichen. Nachdem ich heute unsere Blaue Grotte von Busi kennen zu lernen Gelegenheit hatte, finde ich es unbegreiflich und unverzeihlich, dass bisher Tausende von Oesterreichern das blaue Wunder von Capri aufsuchten, ohne von der Existenz einer — ich bleibe dabei! — ebenso schönen, ja noch grossartigeren Blauen Grotte auf einer unserer österreichischen Adriainseln auch nur eine Ahnung zu haben!”

Mit einem sauersüssen Lächeln entgegnete der Marchese:

„Der Grund hiefür ist wohl darin zu suchen, dass für den Fremdenverkehr nach Dalmatien bei Ihnen in Oesterreich noch viel zu wenig getan worden ist.”

„Da haben Sie Recht, Herr Marchese,” mischte sich der Sektionschef in das Gespräch. „Unter allen Kronländern Oesterreichs ist Dalmatien wirklich das bisher am meisten vernachlässigte Aschenbrödel gewesen!”

„Zugegeben!” liess sich nun auch die Marchesa vernehmen. „Immerhin finde ich, von der Grotte ganz abgesehen, die Insel Capri an und für sich ungleich schöner und interessanter, als dieses kleine ärmliche Eiland Busi! Capris elegante Hotels, seine prächtigen Palazzi und Villen, seine die Hänge des Monte Solgro bedeckenden Zypressen- und Pinienhaine, sowie endlich der entzückende Ausblick von Capri auf die gegenüberliegende Halbinsel von Sorrent sind Vorzüge und Zierden, deren Busi entbehrt! Sagen Sie, was Sie wollen, Herr Doktor: Es gibt doch nur ein Capri!”

„In geographischer Hinsicht ist letzteres wohl nicht richtig, da es ausser dem Capri Italiens noch ein anderes gibt!“ entgegnete Friedeck mit sarkastischem Lächeln. „Hinsichtlich der Hotels, der Paläste und Villen haben Sie indessen ganz recht, Frau Marchesa! Dafür werden aber auch hier auf Busi die Fremden nicht so niederträchtig geschnürt, wie auf Capri, dessen Hoteliers, Palazzi- und Villenbesitzer als Fremdenausplünderer eine traurige Berühmtheit besitzen.“

„Also gibt es noch eine zweite Insel des Namens Capri? Von der Existenz einer solchen habe ich, offen gestanden, bisher nicht das geringste gewusst!“ bekannte freimütig der Sektionschef.

„Ein neuer Beweis, wie wenig selbst unsere Intelligenz über Dalmatien und seine Inselwelt orientiert ist,“ erwiderte Friedeck. „Ist es doch eine dalmatinische Insel, welche auch Capri heisst! Sie liegt, von 25 Scogli umgeben, im Archipel Sebenicos zwischen den Schwesterinseln Zmajan und Kakan und ist bei günstigem Winde mittelst einer Segelbarke von Sebenico in kaum dreistündiger Seefahrt erreichbar.“

„Wieder so ein weltverlassenes, weltentrücktes, armseliges Eiland, wie diese winzige Inselfolle Busi!“ spottete die Marchesa.

„Jawohl! Ohne Hotels, ohne Palazzi und ohne Villen, aber auch ohne Brigantaggio berühmter Unterkunftgeber von der Art der Piraten von Capri!“ gab Friedeck in ebenso spöttischem Tone zurück, wobei sich seine Blicke mit jenen der Marchesa wie zwei funkelnde Dolchklingen kreuzten.

Das Gespräch drohte gefährlich zu werden, und ein Zustand der Beklommenheit lastete auf der ganzen

Gesellschaft, als sich rechtzeitig ein Intermezzo ereignete, das die Konversation auf ein anderes Gebiet leitete. Der Padrone dirigierte nämlich die Barke auf der Ausfahrt aus der Grotte nach dem felsigen Inselstrande, wo barfüssige, halbwüchsige Knaben und Mädchen in einer Gruppe beisammen standen und den Bootsinsassen unverständliche Worte zuriefen, die der Padrone alsbald verdeutschte.

„Dorfjugend, welche Andenken an den Besuch der Blauen Grotte verkauft!“ erklärte er der Gesellschaft. „Sie bieten Stücke des Brandungsgeklippes zum Kaufen, die mit Meerpflanzen und kleinen Tieren des Meeres bedeckt sind.“

Man kaufte den Kindern die feilgebotenen Gesteinstücke ab, von denen Friedeck scherzend bemerkte: „Mit diesen Andenken an Busi werden Sie, meine Herrschaften, die Schränke, in denen sie selbe aufbewahren, auf lange Zeit hinaus parfümieren, denn sie bewahren selbst eingetrocknet noch Jahre lang ihren scharfen marinen Geruch.“

„Der übrigens kein unangenehmer ist,“ bemerkte Magda, das ihr vom Sektionschef gekaufte Gesteinstück zur Nase führend.

Glatt wie die Herfahrt ging auch die Heimfahrt nach Comisa vor sich, wo die Gesellschaft erfuhr, dass an diesem Tage kein Dampfer mehr in Comisa anlege, daher die Nächtigungsfrage in Beratung zu ziehen war, die zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst werden konnte. Da der kleine Gasthof „Alla bella vista“ bloss zwei aneinanderstossende Fremdenzimmer besass, deren eines schon seit mehreren Tagen vom Marchese und seiner Gattin besetzt war, nahm der Doktor und

der Baron das Nebenzimmer für sich in Beschlag, während der Sektionschef und die drei Fräuleins in zwei Zimmern eines Privathauses, das einem pensionierten Kapitän der Handelsmarine gehörte, Unterkunft fanden. Ein gemeinsames Abendessen beschloss den gemeinsam verbrachten Tag, worauf man sich trennte und allseits zur Ruhe begab.

Dr. Friedeck konnte aber nicht schlafen. Baron Borsod, sein Schlafgenosse, lag längst schon in Morpheus' Armen, wie rasselnde Schnarchtöne aus dessen Bette erkennen liessen, und auch im Nebenzimmer des italienischen Ehepaares war es lange schon still geworden. Der Doktor träumte allein mit offenen Augen, träumte von einer glücklichen Zukunft an der Seite der schönen Wanda Krasinska, an die er sein Herz verloren und für die eine mächtige, heisse Liebe darin feste Wurzeln geschlagen hatte. Stunde um Stunde verstrich, ohne dass sich der Schlummer bei ihm einstellen wollte; mit einemmale hörte er, wie im benachbarten Zimmer die Dielen des Fussbodens krachten, als ob jemand aus dem Bette gestiegen wäre, und wie eine Männerstimme im Flüsterton sagte: „Erhebe Dich geräuschlos, Carlotta! Du hast mir beim Entwickeln der photographischen Platten zu helfen, die morgen nach Rom abgesandt werden müssen.“ — „Hoffentlich hören die nebenan nicht, was wir machen!“ entgegnete die Marchesa ebenso leise. — „Vernimmst Du nicht, wie sie schnarchen — der deutsche Bär und der ungarische Pusztabaron?“ klang es hämisch mit gedämpfter Stimme zurück; dann wurde es wieder ganz stille, nur hie und da war ein Aus- und Eingiessen von Flüssigkeiten vernehmbar, ab-

wechselnd mit zeitweiligem leisen Klirren von gläsernen Gegenständen, offenbar Platten. Friedeck hatte sich von seinem Bette erhoben und lauschte gespannt auf jedes, noch so schwache Geräusch, das durch die Fugen der dünnen Holzwand, welche die beiden Zimmer von einander trennte, aus der Nachbarstube in die seine herüberdrang, und murmelte dabei zwischen den Zähnen: „So habe ich mich denn doch nicht getäuscht! Die beiden sind Spione Italiens, unseres treuen Bundesgenossen! Ich werde das edle Pärchen, welches photographische Aufnahmen aus Dalmatien nach Rom expediert, trotzdem das Photographieren längs der ganzen dalmatinischen Festlandsküste, auf den Inseln und von den Schiffen aus behördlich auf das strengste verboten ist, unter aufmerksamster Beobachtung halten und nicht mehr aus den Augen verlieren; vielleicht gelingt es mir, das Paar bei sich bietender Gelegenheit zu entlarven!“

Man war wieder daheim in Lesinas Kurhotel, das an dem Marchese und der Marchesa von Camisano neuen Gästezuwachs erhalten hatte. Als sich die Gesellschaft des Sektionschefs nach der in Comisa verbrachten Nacht am nächsten Morgen von dem Ehepaar verabschieden wollte, ehe man den nach Lesina abgehenden Dampfer bestieg, überraschten sie der Marchese und seine Gemahlin mit der Eröffnung, dass Lesina ebenfalls ihr Reiseziel sei und dass sie gleich mit dem nämlichen Schiffe dahin abreisen würden, eine Entschliessung, die besonders Dr. Friedeck mit stiller Freude vernahm, da er sonst bemüsst gewesen wäre, sich von der übrigen Gesellschaft zu trennen, um sich

dem Ehepaar, wohin immer sich dasselbe von Comisa begeben hätte, fortan wie sein Schatten an die Fersen zu heften.

Der erste Tag nach dem Wiedereintreffen in Lesina verging mit der Lektüre der inzwischen dort eingelangten Zeitungsblätter und Briefe, von denen man sich besonders in erstere mit dem allergrössten Interesse vertiefte, denn sie brachten ernste Berichte aus dem serbischen Nachbarstaate, dessen Verhalten Oesterreich-Ungarn gegenüber sich immer mehr zuspitzen begann.

„Wir steuern unzweifelhaft dem Kriege entgegen!“ hatte der Doktor gesagt, als sich während des gemeinsamen Abendessens eine rege Debatte über die politische Lage im Südosten entsponnen hatte, und niemand in der ganzen Gesellschaft konnte sich der bangen Empfindung verschliessen, dass sich des Doktors Kriegsprophezeiung höchstwahrscheinlich bewahrheiten werde.

Nach dem Abendessen begab sich die ganze Gesellschaft von der Hotelterrasse zum Strande hinunter, um vor dem Schlafengehen, da die Nacht eine herrliche war und die ruhige See den Silberglanz des Mondes und der unzähligen Sterne schimmernd zurückgab, noch ein Weilchen im Santa-Catarina-Parke zu promenieren, in welchem um diese Zeit in den Tamariskensträuchern und Myrtengebüschen die Nachtigallen zu schlagen begannen. War es auf Absicht oder auf Zufall zurückzuführen: Friedeck und Wanda Krasinska waren wieder die letzten, die in ziemlich weitem Abstände hinter den übrigen schritten.

Schweigend gingen sie geraume Zeit nebeneinander; endlich floss es Wanda über die Lippen, wovon ihr Herz überquoll.

„Und wenn es wirklich zum Kriege kommen wird, Doktor, werden Sie dann nicht auch als Reserveoffizier einrücken müssen?“

„Gewiss,“ war die Antwort. „Im Mobilisierungsfalle steht mir die Einberufungsorder sicher bevor und dann heisst es für mich: Die schönen Tage von Lesina sind vorüber! Werden Sie dann, wenn ich ins Feld gegangen sein werde für Kaiser und Vaterland, hie und da ein klein wenig meiner gedenken, Fräulein Krasinska?“

Sie gab ihm mit Worten keine Antwort auf seine Frage, da ihr die Stimme, von Tränen erstickt, vollständig versagte; aber ein Blick aus ihren feuchtschimmernden Augen sagte ihm mehr, als es ihre Lippen imstande gewesen wären, offenbarte ihm so viel aus der Tiefe ihres liebenden Herzens, dass er, von Wonnenschauern durchrieselt, stürmisch ihre Rechte erfasste und einen heissen Kuss darauf drückte.

„Sie sind mir gut, Fräulein Krasinska!“ klang es glücklich von seinen Lippen. „Ein Blick aus Ihren Augen hat mir diese beseligende Gewissheit verschafft und sie gibt mir den Mut zu der Frage: Wanda, Du herrliche Mädchenknospe, willst Du die Meine werden fürs Leben?“

Wieder sagte sie nichts, sondern liess es willig geschehen, dass er sie mit seinen kräftigen Armen umschlang, sie an sich zog und glühende Küsse auf ihre brennenden Wangen drückte. Da erst kam es flüsternd von ihren Lippen: „Heinz, nimm mich hin! Ich habe Dich ja geliebt seit dem ersten Augenblicke, wo ich

Dich sah, und habe Dich von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag immer mehr und heisser geliebt, bis Du mein Abgott wurdest, ohne den ich fortan nicht mehr zu leben vermöchte."

Sie waren in einen dunkeln Seitenweg eingebogen und umarmten sich immer wieder aufs neue, wortelos, stumm, überwältigt von der Grösse des Glückes, das ihnen diese Stunde gebracht, und von der unermesslichen Seligkeit, die ihre Herzen erfüllte. Und die Nachtigall sang dazu das Hohelied der ewigen Liebe in den balsamischen Gebüschten des Südens, während Mond und Sterne ihre Gestalten mit Silberglanz übergossen und das Meer leise rauschend und raunend an die Felsen des Strandes schlug.

Als das Paar hierauf, seine Schritte beschleunigend, die übrige Gesellschaft eingeholt hatte, gab Dr. Friedeck derselben zur allgemeinen Ueberraschung seine soeben erfolgte Verlobung mit Fräulein Krasinska bekannt, worauf ein allgemeines Beglückwünschen und Händeschütteln erfolgte, nach welchem der Sektionschef erklärte, an ein Schlafengehen sei unter solchen Umständen nicht mehr zu denken, sondern man müsse, den beiden Verlobten zu Ehren, im Hotel noch einige Flaschen Champagner entkorken und leeren, was auch geschah und die ganze Gesellschaft mit Ausnahme des italienischen Ehepaares, das sich, Müdigkeit vorschützend, schon früher auf sein Zimmer begeben hatte, noch bis zur Mitternachtsstunde beisammenhielt.

Am nächsten Morgen war Friedeck wieder der erste Frühaufsteher, wie immer, aber diesmal nicht wie



sonst, um noch vor dem Frühstücke etwas zu lesen oder zu schreiben, sondern weil ihm bekannt war, dass auch Wanda zeitlicher, als die anderen, ihr Zimmer verliess, um irgendwo in der Nähe zu zeichnen oder zu malen. Er wartete auch nicht lange auf sie im Flur des Hotels, denn alsbald hörte er im ersten Stockwerke ihre Zimmertür öffnen und schliessen und sie dann die Treppe herunterkommen. Gross war jedoch sein Erstaunen, als er die Geliebte in ganz ungewohnter Metamorphose erblickte: in einem samtenen Männeranzuge mit Pluderhosen, ein Samtbarett auf die dunkeln Locken gestülpt. Errötend reichte sie ihm die Hand mit den Worten:

„Du staunst, Heinz, mich in solchem Gewande zu sehen? Ich führe es touristischer Zwecke wegen auf meinen Reisen immer mit mir, und dass ich es gerade heute anlegte, geschah, weil doch kürzlich zwischen Dir, dem Sektionschef und dem Baron für heute ein Besuch des hiesigen Franziskanerklosters Madonna delle Grazie verabredet wurde, dessen Schwelle Frauen und Mädchen bekanntlich zu überschreiten verboten ist. Nun birgt aber dieses Kloster ein herrliches altes Gemälde von Matteo Roselli, welches das Heilige Abendmahl darstellt und, wie die Klosterchronik berichtet, vom Künstler den Mönchen aus Dankbarkeit dafür geschenkt worden sei, weil sie ihn, als er auf einer Reise nach Ragusa in Lesina schwer erkrankte, in ihrem Kloster aufnahmen und fürsorglichst pflegten, bis er genas. Um dieses Gemälde sehen zu können, muss ich mich also, die frommen Patres täuschend, einer Männerkleidung bedienen und mich in solcher Eurem heutigen Klosterbesuche anschliessen.“

„Wieder ein Beweis, dass Frauenlist manchmal das Unmögliche möglich macht!“ lachte Friedeck. „Aber sage mir, Herzchen, was zeichnest Du heute? Wohin gehen wir jetzt? Denn dass Du mich mitnimmst, gilt doch als selbstverständlich!“

Sie bot ihm ihre roten Lippen zum Kusse und entgegnete mit glückstrahlender Miene:

„Das ist ein Pakt, der nicht erst geschlossen zu werden braucht! Wir gehen heute nicht weit, gleich hinters Hotel, wo ich von einer Fassade des Palazzo Leporini eine Skizze zu entwerfen begonnen habe, die ich heute vollenden möchte.“

Sie schlug ihr Skizzenbuch auf und zeigte ihm darin ein unvollendetes Blatt, auf dem in groben Umrissen ein Teil jener imposanten Palastruine skizziert war, welche eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt Lesina bildet, denn in sie sind, wie in den alten Diokletianpalast zu Spalato, ganze Häusergruppen hineingebaut, in welchen man so manches Spitzbogenfenster des alten Palastes, welches überflüssig schien, teils mit Ziegeln vermauerte, teils mit Balken vernagelte, während zwischen alten Balkonen und Säulen Schnüre zum Wäscheaufhängen und Wäschetrocknen gespannt sind und auf dem Gesimse über dem alten steinernen Adelswappen der Leporini, das einen Hasen im Mittelschild zeigt, alljährlich die Hausschwalben nisten.

„Wie meisterhaft doch diese kleine Hand, die jetzt mein ist fürs Leben, den Zeichenstift zu führen vermag!“ sagte Friedeck, die genial aufs Papier geworfene Skizze bewundernd. Dann nahm er seiner Verlobten Skizzenbuch und Klappstühlchen ab, und beide wanderten nach dem alten Leporinipalaste, dessen Um-

wohner der frühen Stunde wegen alle noch schliefen, worüber sich Wanda sehr freute, da sie sonst zu späterer Stunde beim Zeichnen und Malen stets von einem Haufen neugierig zusehender Kinder umringt war.

Friedeck klappte an der Stelle, die ihm Wanda bezeichnete, den zusammenlegbaren Stuhl auf und Wanda begann hierauf an ihrer Skizze zu zeichnen, wobei ihr Friedeck, hinter ihr stehend, zusah. Aber diesmal ging es beim Zeichnen nicht ohne Störungen ab, denn bald ergriff der Doktor die kleine zeichnende Hand, um sie an die Lippen zu führen, bald drückte er einen Kuss auf den weissen Nacken der vor ihm Sitzenden, wobei beide einmal nicht wenig erschracken, als sie über sich aus der Höhe ein leises Kichern vernahmen und aus einem bisher verhängt gewesenen Fenster, von dem die Hülle plötzlich gefallen war, ein junges pausbäckiges Mädchengesicht mit wirrem Kraushaar auf sich herablachen sahen.

„Nur das Wappen zeichne ich heute noch fertig, dann mache ich Schluss!“ sagte Wanda nach diesem kleinen Intermezzo zu Friedeck.

„Hast Recht, mein Schatz!“ pflichtete ihr dieser zustimmend bei. „Nur das Wappen führe noch recht säuberlich aus und zeige es dann dem Marchese! Wenn er kürzlich meine Auesserung über das Hasenpanier der Italiener vielleicht denn doch gehört haben sollte, so kann er jetzt von mir noch ein Aehnliches über die Hasenfigur im Wappen der Leporini vernehmen.“

„Richtig, Heinz! Beinahe hätte ich Dir etwas zu erzählen vergessen, was den Marchese und seine Gattin betrifft, wenn Du ihn nicht eben genannt haben

würdest!" versetzte darauf Wanda voll Eifer. „Ungemein zeitlich, als kaum noch der Morgen graute, weckte mich heute ein Gepolter im Nebenzimmer, das der Marchese und die Marchesa bewohnen, aus meinem Schlummer. Offenbar war dort etwas Schweres, ein Koffer oder dergleichen, vom Divan oder vom Tische auf den Boden gefallen. Dann hörte ich Hin- und Hergehen und wie plötzlich beide das Zimmer verliessen und dasselbe mit dem Schlüssel absperreten. Wohin gehen die beiden so zeitlich? fragte ich mich, und neugierig, wie ich bin, sprang ich flugs aus dem Bette und eilte ans Fenster, um durch die Spalten der Jalousien hinunterzugucken. Was sah ich? Marchese und Marchesa von Camisano trugen mit vereinten Kräften eine anscheinend sehr schwere Ledertasche und schlugen den Weg ein, der rechter Hand hinter dem Kurhotel schnurgerade zu den Befestigungswerken des Fort Spagnuolo emporführt."

„Potttausend, mein Lieb, was Du mir da erzähltest, ist nicht mit Gold aufzuwiegen!" rief Friedeck hocherfreut aus und drückte, da die pausbackige Beobachterin beim gewissen Fenster nicht mehr zu sehen war, aus Dankbarkeit und als Belohnung für die ihm gewordene wertvolle Mitteilung rasch wieder einen herzhaften Kuss auf den verführerisch zu ihm emporleuchtenden weissen Hals der Geliebten. „Jetzt aber darfst Du mir an dem Hasenwappen nicht mehr weiterzeichnen, denn ich muss Dich sofort in ein grosses Geheimnis einweihen, das fortan nicht mehr einzig und allein das meine sein darf."

Unverzüglich hatte Wanda dem Wunsche ihres Verlobten entsprochen, die Skizzenmappe zusammen-

geklappt und den Zeichenstift in seiner Hülse versorgt, worauf sie sich von ihrem Stuhle erhob und denselben gleichfalls an sich nehmen wollte; doch wurde sie von Friedeck daran gehindert, indem er sich selbst auf dem kleinen Klappstuhle niederliess, Wanda auf seinen Schoss zog und ihr leise sein ganzes nächtliches Erlebnis in Comisa zu erzählen begann.

„Ich bin seit Deiner heutigen Mitteilung noch mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der saubere Marchese und seine Gattin im Solde Italiens stehen und hier in Dalmatien Spionage betreiben,“ schloss er seine Ausführungen, „und glaube auch, dass sie heute wieder zum Fort Spagnuolo photographieren gegangen sind. Falls Dir nichts daran liegt, wenn wir uns zum Frühstück heute verspäten, so kehren wir von hier nicht sofort ins Hotel zurück, sondern gehen dem Herrn Marchese und der Frau Marchesa entgegen. Vielleicht ertappen wir sie in flagranti beim Photographieren oder wir machen wenigstens einige wertvolle Wahrnehmungen, die mir weiterhin als Fingerzeig dienen können! Bist Du einverstanden, mein Lieb?“

„Selbstverständlich!“ erwiderte Wanda mit einem Augenaufschlage der Bewunderung zu dem Geliebten, den sein Scharfblick den wahren Sachverhalt so richtig hatte erkennen lassen.

So brachen denn beide auf, um den zum Fort Spagnuolo führenden Weg einzuschlagen, der beiden bekannt war, da sie ihn schon mehrmals gewandert waren. Wie die meisten Feldwege in Dalmatien Frieden ihn rechter und linker Hand aus losen Feldsteinen geschichtetes Mauerwerk ein, zwischen welchem da und dort ein Maulbeerbäumchen kümmerlich aus dem

harten Felsboden ragt, und auch an Gangbarkeit lässt er zu wünschen viel übrig, da auf ihm so viel scharfkantiges und spitziges Steingeröll angehäuft ist, dass er mehr einem ausgetrockneten Bachbette als einem Gehwege gleicht. Friedeck musste daher auch seiner Verlobten mehrmals behilflich sein, wenn ihr Füßchen da und dort strauchelte, umkippte oder ausglitt, wobei es für die geleistete Hilfe jedesmal süßen Kussold zu holen gab, so dass Friedeck buchstäblich in Wonne und Seligkeit schwelgte und einmal unwillkürlich ein Weilchen innehielt in der Wanderung, um einen dankbaren Blick aus seinen blauen Augen empor zum Himmel zu werfen, ein wortloses Dankgebet zum Herrn der Welten, dass ihn derselbe so unaussprechlich glücklich gemacht!

Schon der Anhöhe nahe, deren Kamm von den alten Festungswerken des Fort Spagnuolo gekrönt ist, wird der Weg etwas breiter und gestattet das Nebeneinandergehen zweier Personen, so dass sich Friedeck in seine Verlobte einhängen und sie solcher Art führen konnte.

„Bald sind wir am Ziele, Wanda,“ sagte er tröstend. „Dann ist der garstige Weg für Deine armen Füßchen zu Ende! Aber höre, mein Lieb, mir schoss soeben eine glänzende Idee durch den Kopf! Wie ich Dir bereits sagte, ist es mein fester Vorsatz, das italienische Ehepaar nicht mehr aus den Augen zu lassen. Ich hatte mir deshalb in Comisa schon vorgenommen, mich von Eurer Gesellschaft zu trennen, wenn der Marchese und seine Gattin nicht ebenfalls mit uns gefahren, sondern in Comisa geblieben wären. Allerdings hätte mich dies um die schönste Stunde meines Lebens ge-

bracht, um die gestrige abends im Parke, in der sich unsere beiden Herzen gefunden haben! Wer weiss, wann wir uns sonst im Leben wiedergesehen hätten, und wer weiss, ob auch im Falle eines späteren Wiederbegegnens Herz und Hand meines Liebchens noch frei und für mich zu haben gewesen wären!"

„Aber Heinz!" klang es ihm im Tone leisen Vorwurfs ans Ohr. „Auf Dein Wiederkommen hätte ich gewartet mein Leben lang! Dass Deine Werbung gestern so rasch kam, so unvermutet und plötzlich, ist freilich tausendmal süsser und besser!"

Und ein Kuss besiegelte dieses Geständnis.

„Damit ich aber heute oder morgen," nahm Friedeck wieder das Wort, „wenn es dem Herrn Marchese und seiner Gemahlin einfallen sollte, von Lesina abzudampfen, nicht ebenfalls Knall und Fall von hier weg und Dich und unsere junge Liebe hier zurücklassen muss, werde ich die Rollen vertauschen und es derart einrichten, dass sich der Herr Marchese fortan an meine Fersen zu heften hat, nicht ich mich an die seinen! Wie ich dieses Kunststück zuwege bringe, lass meine Sorge sein, Liebste! Allerdings brauche ich auch Deine Mithilfe, süsses Herz, die jedoch nur darin besteht, dass Du mich heute beim gemeinsamen Mittagstische in Gegenwart des Marchese ganz harmlos frägst, an welchem wissenschaftlichen Werke ich dermalen schreibe. Wirst Du nicht darauf vergessen, mein Lieb?"

„Gewiss nicht!" entgegnete Wanda. „Schon deshalb nicht, da es mir Dein dauerndes Hierbleiben sichert!"

„So lange wenigstens noch, bis mich hier im Mobilisierungsfalle die Einberufungsbefehl erreicht!" wollte Friedeck schmerzlich erwidern, unterdrückte jedoch

die bitteren Worte, die ihm schon auf der Zunge lagen, im letzten Momente; warum sollte er Wermut träufeln in das liebesselige Mädchenherz, das so heiss, so hingebend für ihn schlug? Früh genug wird die traurige Abschiedsstunde für beide ja schlagen, wenn einmal (bälder vielleicht, als man denkt!) an Oesterreichs Söhne der Ruf zu den Waffen ergangen sein wird!

Endlich hatten sie die Festungsrüinen erreicht, wo sich Friedeck mit Wanda hinter einem niedrigen Mauerviereck auf den Trümmerschutt niederliess. Das Gemäuer deckte beide von allen Seiten, gestattete aber durch seine Niedrigkeit, dass Friedeck darüber hinweg mit seinem kleinen Taschenfernglase, das er immer bei sich trug, die ganze Umgegend absuchen konnte. Nirgends war indessen von den Gesuchten etwas zu sehen. Sollten sie doch nicht herauf zur Festung gegangen sein? fragte sich Friedeck und wieder hielt er sorgfältig mit dem Glase Auslug nach allen Seiten. Plötzlich fasste er Wanda beim Arm, deutete mit der Hand gegen Osten und sagte:

„Sieh' dorthin, Liebchen! Von dort kommen sie geradewegs auf uns zu! Jedenfalls haben sie dort zuerst das Fort Nicolo photographiert und Fort Spagnuolo kommt erst jetzt an die Reihe! Wir werden uns mäuschenstill hier verhalten; vielleicht packen sie ihr Stativ und ihre Kamera aus! Dann ist es Zeit für uns, auf der Bildfläche zu erscheinen!“

Etwa zehn Minuten verstrichen. Der Marchese und die Marchesa kamen immer näher an das Fort Spagnuolo heran; letztere trug diesmal die grosse Ledertasche allein und schien schon sichtlich ermüdet von der schweren Last, die sie schleppte.

„Ein nicht sehr galanter Kavalier, der Herr Marchese von Camisano, der seine Frau Gemahlin mit der anscheinend ziemlich gewichtigen Bürde hinter sich einherkeuchen lässt!“ flüsterte Friedeck.

Schon mochte die Entfernung des Ehepaares vom Fort Spagnuolo kaum mehr zwanzig Schritte betragen, als der Marchese seine Frau durch einen italienischen Zuruf zurückzubleiben gebot. Der schlaue Fuchs wollte sich offenbar vorher, ehe man mit dem Photographieren an Ort und Stelle begann, genau vergewissern, ob es ringsum geheuer sei. Er steuerte direkt auf das Mauerwerk los, hinter welchem Friedeck und Wanda saßen, weshalb Friedeck seiner Brusttasche schleunigst zwei kleine Novellenhefte entnahm, deren eines er Wanda einhändigte, während er das andere selber entfaltete.

„Wir geben uns den Anschein, als würden wir lesen!“ raunte er noch rasch seiner Verlobten ins Ohr; im nächsten Augenblicke stand auch schon der Marchese vor ihnen und prallte bei ihrem Anblicke wie von einer Tarantel gestochen zurück.

„Ah, Herr Marchese! Schon so früh auf den Füßen?“ begrüßte ihn der Doktor phlegmatisch. „Sie sehen meine Braut und mich hier bei unserer Morgenlektüre, die wir so weit herauf auf die Höhe verlegten, um uns durch den Auf- und Abstieg Appetit fürs Frühstück zu holen.“

„Ein gelungener Einfall!“ lachte der Marchese gezwungen. „Meine Frau und ich sind heute zwar auch schon längst aus den Federn und haben einen weiten Spaziergang rings um die Stadt unternommen. Aber damit uns nachher das Frühstück unten im Hotel um so trefflicher munde, haben wir diesen Morgen-

ausflug durchaus nicht gemacht, sondern im Gegenteil deswegen, um auf ihm selber unser Frühstück zu absolvieren, das uns unter Gottes freiem Himmel immer am besten schmeckt. Meine Frau trägt daher auch auf allen unseren derartigen Morgenpartien unser Frühstück in einer grossen Ledertasche mit sich!"

„Um des Himmelswillen! Wie sich nur die arme Marchesa mit dieser schweren Provianttasche abschleppen mag! Da kann ich unmöglich länger ein müssiger Zuschauer bleiben!" rief der Doktor mit gut gespielter Artigkeit aus, war in einem Satze aus dem Mauerviereck hinaus und stand im nächsten Augenblicke vor der über sein plötzliches Auftauchen aufs höchste bestürzten Marchesa, der er, ehe sie sich dessen versah, im Nu die ominöse Ledertasche entwunden hatte, um sie triumphierend über seinem Haupte zu schwenken, wobei sich in ihr ein verdächtiges Gelächern vernehmen liess.

„Aber Herr Doktor! Geben Sie die Tasche doch wenigstens mir! Ich kann mich doch durch Ihre Höflichkeit, die Tasche für meine Frau tragen zu wollen, nicht beschämen lassen!" rief der Marchese, der, als er die Tasche in fremden Händen erblickte, aschfahl im Gesichte geworden war, mit heiserer Stimme. Zugleich drängte er sich an Friedeck heran und versuchte es, ihm die Tasche zu nehmen, woraus ein freundschaftliches Handgemenge entstand; bei welchem der Doktor plötzlich das Gleichgewicht verlor und mit dem Marchese der Länge nach hinfiel. Die Tasche flog dabei im Bogen ans nächststehende Mauerwerk an, und zwar in so heftigem Anprall, dass das Krachen

und Klirren in ihrem Innern verriet, ihr ganzer Inhalt sei zersplittert und in Scherben gegangen.

Lachend erhob sich Friedeck vom Boden, mit verbissenem Grimme der Italiener. Beide schüttelten den Staub von den Kleidern, während sich die Damen mit ihren Taschentüchern an dem Reinigungswerke beteiligten.

„Haben wir das notwendig gehabt, Herr Marchese?“ scherzte der Doktor. „Wie wir im edlen Wettstreite um die Ehre, wer von uns beiden der galante Ritter der Frau Marchesa sein sollte, beide auf den Boden hinfielen, muss ein köstlicher Anblick gewesen sein, der es verdient haben würde, von einem Photographen verewigt zu werden! Nur schade, dass es eigentlich eine Tragikomödie war, denn die Frühstückstasche der Herrschaften, respektive deren Inhalt, hat dabei anscheinend ein tragisches Schicksal ereilt! Ich glaube nicht, dass von Ihrem ganzen Frühstücksgeschirre auch nur ein einziges Stück heil und unversehrt blieb, Herr Marchese! Jedenfalls muss ich Sie bitten, mich von dem angerichteten Schaden, sobald Sie ihn im vollen Umfange festgestellt haben werden, sofort in Kenntnis zu setzen, da ich ihn als sein Urheber selbstverständlich ersetzen werde.“

„Aber was Ihnen nicht einfällt, Herr Doktor!“ entgegnete der Marchese, während er die Tasche vom Boden an sich nahm und fortan so krampfhaft festhielt, dass es diesmal einen Kampf auf Leben und Tod abgesetzt hätte, sie ihm zu entreissen.

Der Doktor liess indessen nicht locker; er hatte ein Vergnügen daran, den Marchese noch weiter zu ärgern.

„Sollten wir nicht vielleicht jetzt schon einen Blick in die Tasche werfen, um zu sehen, welche Verheerungen ihr Fall anrichtete?“ fragte er harmlos.

„Damit hat es doch Zeit!“ gab der Marchese sichtlich verdrossen zurück. „Jetzt trachten wir, so bald als möglich ins Hotel hinunter zu kommen!“

„Selbstverständlich! Sie dürfen ja jetzt den Frühstückstisch dort nicht versäumen, nachdem Ihr beabsichtigtes Frühstück unter Gottes freiem Himmel durch mein Dazwischentreten in so ärgerlicher Weise vereitelt wurde,“ ergänzte der Doktor. „Wirklich, ich bin ganz zerknirscht über das Unheil, das ich anrichtete! Den Herrschaften wird es wohl nicht unangenehm sein, wenn wir, Fräulein Krasinska und ich, uns Ihnen auf Ihrem Heimwege anschliessen?“

„Aber durchaus nicht! Es ist uns im Gegenteil ein Vergnügen!“ versicherte sauersüss der Marchese, worauf sich die ganze Gesellschaft zum Abstiege vom Fort Spagnuolo anschickte. Der Marchese mit seiner kostbaren Tasche schritt an der Spitze des Zuges, nach ihm seine Gattin und hinter dieser in grösserem Abstände Friedeck mit seiner Verlobten, der seinen Arm unter den ihren geschoben hatte, um sie beim Abstiege ebenso wie beim Aufstiege fürsorglich zu stützen.

„Habe ich meine Sache nicht prächtig gemacht, mein süßes Lieb?“ flüsterte er ihr lachend ins Ohr. „Ihre Aufnahmen vom Fort Nicolo sind jetzt alle in Scherben!“

„Die geärgerten Mienen der beiden haben mich köstlich belustigt!“ gab sie gleichfalls im Flüstertone zurück. „Ich erschrak nur, als Du hinfielst!“

„Kunstgerecht!“ lachte er leise. „Turner und Ringer wissen zu fallen, ohne dabei Schaden zu nehmen.“

Schweigend ging es dann eine Weile bergabwärts. Plötzlich ein halb unterdrückter Aufschrei — und die Marchesa war auf dem steinigen Geröllpfade vornüber gestürzt; ihr hoher Stöckelschuh hatte sich in einer Steinspalte eingeklemmt und sie so zu Falle gebracht. Mit einem Sprunge war Friedeck an ihrer Seite und war ihr beim Erheben behilflich.

„Haben Sie sich weh getan, Frau Marchesa?“ fragte Wanda.

„Nur unbedeutend, liebes Fräulein!“ lächelte die Marchesa. „Bloss an der rechten Hand, die ich im Fallen zum Schutze meines Gesichtes unwillkürlich vorgestreckt hatte, zog ich mir einige kleine Hautabschürfungen zu, über die es sich aber nicht zu reden verlohnt.“

Sie schlang ihr Taschentuch um die ein wenig blutende Hand, worauf der Abstieg fortgesetzt wurde. Der Herr Marchese hatte von dem ganzen Vorgange gar nichts bemerkt, da er mit seiner Tasche so weit vorausgeeilt war, dass er bereits um eine Ecke des Weges verschwunden war, als sich der Unfall abspielte. Sobald sich die Marchesa wieder ein beträchtliches Stück vor Friedeck und Wanda befand, zeigte ersterer seiner Verlobten verstohlen einen kleinen Deckel aus Leder, den er dann blitzschnell wieder in der Tasche seines Rockes verschwinden liess.

„Ein Verschluss eines Objektivs, welchen die Frau Marchesa bei ihrem Sturze aus ihrer Manteltasche verlor und den ich unbemerkt auflas! Endlich ein corpus delicti, das noch dazu die Adresse einer

römischen Firma photographischer Apparate in Gold-
lettern aufgedruckt trägt," flüsterte Friedeck freudig
erregt, während er Wandas Arm voll Zärtlichkeit
drückte.

„Ich bewundere Dich, Heinz!" lispelte ihm diese
liebevoll zu. „Nichts entgeht Dir, nichts misslingt Dir,
ich bin wahrhaftig stolz auf Dich, Heinz!"

Und wieder fanden sich, hinter dem Rücken der
Marchesa, ihre Lippen zu einem glühenden Kusse, nach-
dem sie schon seit fast einer halben Stunde, einer
Ewigkeit für sie, keinen mehr ausgetauscht hatten!

Als man unten in Lesina im Kurhotel eintraf, war
das allgemeine Frühstück wohl schon vorüber, allein
der Sektionschef, der Baron, Magda und Eveline sassen
noch immer am gemeinsamen Frühstückstische bei-
sammen. Der Marchese und die Marchesa hatten sich,
ohne den Speisesalon zu betreten, gleich vom Flur
aus auf ihr Zimmer begeben, unter der Zusicherung,
bald wieder herunter zu kommen, während Friedeck
und Wanda gleich in den Speiseraum traten, in
welchem sie ein allgemeines „Halloh" der ihrer dort
harrenden Gesellschaft empfing.

„Man merkt es wahrhaftig, dass jetzt ein Brautpaar
unter uns ist!" rief der Sektionschef den Ankömmlingen
lustig entgegen. „Ein Brautpaar, das es vorzieht, mög-
lichst oft und möglichst lange zu zweien, statt in
unserer Gesellschaft zu sein! Mir scheint es, Herr
Doktor, als ob Sie den Honigmond, die Flitterwochen
Ihrer bevorstehenden jungen Ehe, gar nicht erwarten
könnten!"

„Wär's ein Wunder, wenn man ein so süßes,
allerliebstes Bräutchen besitzt?" gab Dr. Friedeck

fröhlich zurück, während Wanda über und über errötete.

„Jetzt aber, mein lieber Doktor, halten Sie bei unserem verabredeten Klosterbesuche unbedingt mit! Von diesem werden Sie von mir, sowie auch von Baron Borsod auf keinen Fall dispensiert, nachdem wir beide auf Sie schon so lange gewartet haben!“ polterte der Sektionschef.

„Natürlich halte ich mit!“ entgegnete Friedeck. „Und mit mir noch ein junger Herr, der sich das berühmte Klostergemälde von Matteo Roselli ebenfalls ansehen möchte!“

Er deutete bei diesen Worten auf Wanda.

„Also deshalb heute in Männerkleidung?“ lachte Magda aus vollem Halse und klopfte der Freundin dabei auf die Schulter. „Da sieht man, wie die Liebe erfinderisch macht!“

Wanda kam aus dem Rotwerden nicht heraus und war froh, als sich die Herren erhoben und nach ihren Hüten und Stöcken griffen, um sich auf den Weg nach dem Kloster zu machen.

„Marchese von Camisano und Gemahlin haben die Absicht, bald herunter zu kommen!“ bemerkte Friedeck, als er sich von Fräulein von Hochberg und Fräulein Cartesius verabschiedete, zu diesen beiden gewendet. „Vielleicht sind die Damen noch da, wenn das markgräfliche Paar hier unten zu erscheinen geruht.“

„Jedenfalls! Nicht wahr, Eveline?“ erwiderte Magda. „Wir wollen die Rückkunft der Herren überhaupt hier im Speisezimmer erwarten, denn zum Spazierengehen steht um diese Stunde die Sonne schon ein bisschen

zu hoch! Gott befohlen somit, meine Herren, und Sie besonders, mein junger Herr!" apostrophierte sie speziell Wanda, indem sie derselben noch einige Kuss-hände nachwarf.

Der Klosterbesuch währte länger als man gedacht, da Lesinas Franziskanerkloster Madonna delle Grazie nicht nur eines der grössten, sondern auch eines der reichsten dalmatinischen Mönchsklöster ist, das ausser Rosellis berühmtem Abendmahlbilde, seinem Juwel, noch andere Bilderschätze, wie z. B. ein Gemälde von Palma dem Jüngeren und ein ebenso wertvolles von Jakob da Ponte-Bassano, besitzt, sowie noch viele andere Kunstgegenstände, die allerdings nur einen kleinen Rest jener glänzenden Fülle von Klosterschätzen darstellen, die bei der Türkeninvasion Uludsch-Alis im Jahre 1571 mit dem ganzen ursprünglichen Klostergebäude verbrannten. Ueber sämtliche Objekte wusste Dr. Friedeck als Kunstgelehrter entschieden mehr Aufschluss zu geben, als der führende Klosterguardian selbst, was Wanda mit neuem Stolze und neuer Bewunderung für ihren Verlobten erfüllte.

Noch auf dem Rückwege zum Hotel auf der sogenannten „ägyptischen Promenade" erzählte Friedeck seiner Begleitung Hochinteressantes über die übrigen Kirchenschätze Dalmatiens, wie z. B. über den Sarkophag der Königin Elisabeth von Ungarn in der Zaratiner Sankt Simeonskirche, dessen Silbersarg mit zwei massiven silbernen Engelsfiguren mit einem Kostenaufwande von 28.000 Dukaten hergestellt wurde, später aber das traurige Schicksal erfuhr, von dem immer geldbedürftigen Könige Sigismund eingeschmolzen zu werden; ferner über die halbtausend-

jährigen Chorstühle im Sankt Anastasia-Dome zu Zara und die fast ebenso alten Chorschnitzereien im Santa Maria-Dome zu Arbe, für welche ein reicher Engländer einmal 15.000 Pfund Sterling als Kaufsumme bot; dann über die Bilderschätze der Kathedralen und Kirchen zu Sebenico, Spalato, Ragusa, Cattaro, Kurzola und Trau, sowie endlich über die ungemein wertvollen Schriftwerke und Urkunden im Erzengelkloster zwischen dem sechsten und siebenten Wasserfalle der Krka.

„Und dass auch Lesinas Domkirche an ihrem Porträt-bildnisse des heilig gesprochenen Papstes und Märtyrers Stefan und an ihren vierzehn wundervollen Altären aus violetter, schwarzem und weissem Marmor Sehenswürdigkeiten ersten Ranges besitzt, ist Ihnen ja allen selber bekannt!“ schloss Friedeck seine kunsthistorischen Ausführungen, als man vor dem Kurhotel angelangt war, in dessen Speisesalon Magda und Eveline bereits mit dem Marchese und seiner Gemahlin beisammen sassen. Letztere hatte auffallend rote Augen und eine rote Strieme quer über die Stirne. Als Friedeck Wanda behilflich war, ihre Zeichenrequisiten und den Klappstuhl auf ihr Zimmer zu tragen, machte er sie auf diese Wahrnehmung aufmerksam.

„Der welsche Hallunke ist offenbar des Verlustes des Objektivdeckels bereits inne geworden, hat mit seiner Ekehälfte deswegen einen Auftritt gehabt und sie bei dieser Szene bestimmt auch geschlagen, denn die rote Strieme auf ihrer Stirn rührt entschieden von einem Hiebe des rabiaten Ehemannes her, wenn das Paar auch versuchen wird, uns weiszumachen, dass

sie eine Folge des Sturzes sei. Letzteres ist aber vollständig ausgeschlossen, denn ich kann mich sehr gut erinnern, dass die Marchesa bei ihrem Unfall keine Verletzung im Gesichte davontrug."

Als beide den Speisesaal wieder betraten, hatte das Mittagmahl schon begonnen und wurden die Suppen herumgereicht. Das Tischgespräch drehte sich natürlich zu allererst um den Klosterbesuch, über welchen Friedeck in kurzen Worten Bescheid gab, und als dieses Thema in Bälde erschöpft war, sah Wanda den günstigen Zeitpunkt gekommen, die verabredete Frage an ihren Verlobten zu richten.

„An was für einem wissenschaftlichen Werke arbeitest Du dermalen, Heinz?“ fragte sie mit etwas erhobener Stimme, damit jedermann am Tische die Frage vernehme.

„Du interpellierst mich da in einer Sache, mein liebes Herz,“ antwortete Friedeck, „in der ich mich offen und unumwunden nur in Hinblick darauf aussprechen kann, weil ich weiss, dass ich mich unter guten Freunden und guten Patrioten befinde und dass auch der Herr Marchese als Sohn eines Landes, das mit uns und Deutschland verbündet ist, volles Vertrauen verdient. Ich arbeite nämlich an einem Werke, das, wenn wir einmal in einem Kriege einen Angriff auf unsere Adriaküste zu gewärtigen hätten, für unser Flottenkommando von unschätzbarem Werte sein wird!“

Der Marchese versuchte zwar bei diesen Eröffnungen Friedecks seinen Mienen Gewalt anzutun und die ungeheuerere Aufregung zu verbergen, welche des Doktors neues Gesprächsthema in seinem Innern hervorrief,

allein es gelang ihm nicht ganz, denn seine Hände zitterten merklich beim Gebrauche von Gabel und Messer, ein nervöses Zucken huschte über sein ganzes Gesicht, und in seinen Augen lohte und flackerte ein unheimliches Feuer. Auch der Marchesa hatte sich eine ähnliche Unruhe bemächtigt und sie lauschte ebenfalls mit angehaltenem Atem, was Friedeck noch weiter von seinem neuen Werke verraten würde.

„Ich habe mir,“ fuhr dieser nach einer kleinen Pause mit grösstem Gleichmuth fort, „ein Werk zum Muster genommen, welches vor ungefähr zweitausend und vierhundert Jahren der griechische Geograph Skylax aus Karyanda in Karien im Auftrage des Perserkönigs Dareios verfasste und das er Periplus nannte, ein Werk, das über alle Küstenverhältnisse des damals bekannten Erdkreises Aufschluss erteilte. Ich, der Skylax der Gegenwart, behandle in meinem Werke allerdings nur die Küstenverhältnisse Istriens und Dalmatiens, diese aber in so gründlicher und ausführlicher Weise, dass von jedem Hafen, jeder Rhede, jeder Insel und jeder Flussmündung haarklein angeführt wird, welche Tiefe das Meer dort besitzt, ob also grosse oder nur kleine Schiffe dort landen können, ob das betreffende Littorale eine Flachküste oder Steilküste ist, wie und wo Küstenbatterien anzubringen sein würden, ob Höhenzüge im Hinterlande so weit entfernt sind, dass auf ihnen aufgestellte Geschütze Küste und Meer noch bestreichen können, ja selbst alle Meeresströmungen finden in Hinblick auf das Legen von Treibmienen in meinem Werke eingehende Würdigung.“

„Selbstverständlich wird dieses Werk niemals in den Buchhandel kommen, sondern ist einzig und allein für

den österreichischen Generalstab und das österreichische Flottenkommando geschrieben?" fragte der Marchese lauernd und mit fibrierender Stimme.

„So ist es!" nickte der Doktor. „Seine Veröffentlichung gäbe ja unsere wichtigsten militärischen Geheimnisse, unsere besten Verteidigungsvorkehrungen auch dem Auslande preis!"

„Sie schreiben wohl auch jetzt in Lesina an dem Werke?" liess sich die Marchesa mit einer Zwischenfrage vernehmen.

„Ja, Frau Marchesa, täglich einige Stunden," erwiderte Friedeck. „Ich führe ja alle Behelfe, statistische Tabellen, Karten und dergleichen, auf der Reise mit mir. Bei Tage sind diese Schätze in meiner Brusttasche an meinem eigenen Leibe verwahrt, bei Nacht liegen sie unter dem Kopfkissen meines Bettes."

Das Ehepaar wusste genug. Am Marchese begann sich eine auffallende Zerstreuung bemerkbar zu machen, indem er teils auf verschiedene, an ihn gerichtete Fragen ganz verkehrte Antworten gab, teils durch immer geringere Anteilnahme an der allgemeinen Konversation seine zunehmende Interesselosigkeit an derselben verriet; offenbar spann er bereits in seinem Kopfe unterschiedliche Pläne, wie es wohl am leichtesten wäre, sich in den Besitz des wertvollen Manuskriptes zu setzen. Nach aufgehobener Tafel zerstreute sich die Gesellschaft; der Marchese und seine Frau suchten ihr Zimmer auf, Magda und Eveline setzten sich ans Klavier, um einige vierhändige Stücke zu spielen, der Sektionschef mass sich mit dem Baron an einem kleinen Spieltischchen im alltäglichen

Schach, und das Brautpaar hatte sich in Strohstühlen auf der Hotelterrasse niedergelassen.

„Jetzt hängt der italienische Raubfisch festgehakt an dem ihm von mir vorgeworfenen Köder, mein Liebling!“ sagte Friedeck zu Wanda. „Fortan wird mir der Herr Marchese wie mein Schatten überall folgen, immer bedacht, mein wichtiges Manuskript, das ja in Wirklichkeit gar nicht existiert, in seinen Besitz zu bekommen; Tag und Nacht wird er sein Gehirn zermartern, wie er das anstellen soll; es wird an Entwendungsversuchen nicht fehlen, ja vielleicht werde ich mich sogar vor einem Mordanschlage in Acht nehmen müssen.“

„Um des Himmelswillen, Heinz!“ schrie Wanda angst-erfüllt auf. „Wie konntest Du nur eine so grosse Gefahr selbst für Dein Leben heraufbeschwören? Ich werde fortan keine ruhige Stunde mehr haben!“

„Es ging nicht anders, mein Liebchen,“ entgegnete Friedeck. „Nur auf solche Weise kann es gelingen, den Mann unschädlich zu machen. Ihm bloss das hierzulande verbotene Photographieren nachweisen zu können, genügt nicht; er muss ärgerer Umtriebe überführt werden können, damit ihm für alle Zeiten sein gefährliches Handwerk gelegt wird. Sei im übrigen ohne Angst, süßes Lieb; ich halte die Augen offen und werde jederzeit auf der Hut sein. Welsche Arglist und Ränke werden auch diesmal an deutscher Ueberlegenheit scheitern!“

Abends erhielt die Gesellschaft Zuwachs an einer Person, welche die Unterhaltung während des Abendessens sehr kurzweilig zu gestalten verstand. Es war Lesinas staatlicher Förster, der auf der Landspitze

von San Pellegrino, auf der die herrlichsten Pinienwälder ganz Dalmatiens stehen, einige Tage dienstlich beschäftigt gewesen und eben erst von dort nach Lesina zurückgekehrt war. Er brachte das Gespräch auf die Jagd, worüber insbesondere Baron Borsod, ein passionierter Nimrod, im hohen Grade erfreut war.

„Geben Sie uns, bitte, Herr Förster, ein übersichtliches Bild allen Wildes, auf das hierzulande in Dalmatien gejagt werden kann,“ bat er den Förster, indem er ihm aus seiner Zigarrentasche eine gute Havana anbot.

„Mit Vergnügen!“ entgegnete dieser, sich das duftende Kraut an einer Kerze anrauchend. „Viel ist ja eigentlich über die Jagd in Dalmatien nicht zu sagen. Rotwild und Rehwild gehören der Vergangenheit an und bald wird sich ihnen auch der Hase angereicht haben, der in Dalmatien immer seltener wird. Ihn ersetzt das Wildkaninchen in einzelnen Gegenden des Festlandes und auf einigen Inseln. Auch Gemswild, noch vor wenigen Jahren im dalmatinischen Velebit ziemlich häufig, nimmt von Jahr zu Jahr ab. Rebhuhn und Wachtel findet man noch in der Campagna Spalatos und im Canalitale, dem „Garten Dalmatiens“, das bunte Steinhuhn auf den meisten Festland- und Inselgebirgen und Wasser- und Sumpfwild an den zahlreichen Blatos sowie in einzelnen Buchten der offenen See, wo man auch auf Seeadler leicht zum Schuss kommen kann, während der Weisskopfgeier auf den höchsten Kämmen des Velebit horstet und von dort auf einzelne dalmatinische Inseln häufig herüberstreicht. Unter dem grossen Raubwilde steht der Bär obenan. Sein Vorkommen beschränkt sich allerdings

nur auf die gebirgige Krivoschije hinter Risano an der Bocche di Cattaro, wo in die Berge der Orjen-gruppe jedes Jahr Bärenfamilien aus dem benachbarten Montenegro einwandern. Wien hatte Gelegenheit, dalmatinische Bären vor wenigen Jahren im Wildpark der Jagdausstellung zu sehen, denn die dort in einem Zwinger untergebracht gewesenen possierlichen kleinen Bären waren Krivoschijaner, gefangen von dortigen Hirten und einer Wiener Wildimportfirma von dorthier geliefert. Auch der Wolf ist im gleichen Grenzgebiete, besonders im Winter, nicht selten; eine für Dalmatien direkt charakteristische Wildgattung ist jedoch sein kleinerer Vetter, der orientalische Goldwolf oder Schakal, der auf der dalmatinischen Halbinsel Sabbioncello und auf den Inseln Kurzola und Badia geradezu noch massenhaft vorkommt. Auf den allnächtlich an den Küsten Sabbioncellos und Kurzolas vorüberfahrenden Dampfern kann man das vielhundertstimmige Geheule der Schakale deutlich vernehmen; ja, als Kuriosum sei noch erwähnt, dass man selbes hinter der Sardellenfabrik bei Trappano auf Sabbioncello sogar am hellichten Tage um die Mittagszeit hören kann, wenn die Kirchenglocken geläutet werden!"

„Herr Förster, Herr Förster!" sagte Magda, dem Erzähler mit dem Finger drohend. „Ist das kein Jägerlatein?"

„Auf Ehre nein, mein gnädiges Fräulein," entgegnete derselbe sehr ernsthaft. „Wohl klingt es beinahe unglaublich, doch haben sich schon viele Fremde von der Tatsächlichkeit überzeugt. Sogar ein Mitglied unseres Kaiserhauses kam einmal eigens mit einer

Jacht nach Trappano gefahren, um diesem Tageskonzerte der Schakale zu lauschen, und bekam es auch, als die Glocken mittags zu läuten anfangen, wirklich zu hören!"

„Das muss wohl recht schaurig klingen?" fragte Fräulein Cartesius.

„Wie man's nimmt!" lachte der Förster. „Wenn Sie's in finsterner Nacht von einer ganzen Rotte rings um sich zu hören bekämen, würde Sie wohl ein Gruseln anwandeln, bei Tage wohl weniger! Apart ist es jedenfalls, sozusagen ein Gemisch von Hundegeheul und Katzenschrei! Es beginnt nämlich mit einem kurzen, hervorgestossenen Bellen, dann kommt ein dünner, langgezogener Ton, der ganz an das Miauen der Katzen erinnert, und den Abschluss bildet eine Kadenz, mit welcher das Ganze, gleichsam ex abrupto, jäh endigt. Derartiges will im übrigen nicht beschrieben, sondern gehört sein!"

„Sagen Sie, Herr Förster, nimmt der Schakal den Menschen an?" erkundigte sich der Baron.

„Es sind vereinzelte Fälle bekannt," entgegnete der Gefragte. „So z. B. aus dem Jahre 1902 der Ueberfall eines Schakals auf einen Landbriefträger, der die Postbotengänge zwischen Kutschichte und Nakovan auf der Halbinsel Sabbioncello versieht. Auch über Angriffe von Schakalen auf Frauen und Kinder liegen beglaubigte Nachweise vor. Am gefährlichsten wird er aber den Jägern, da er sich, wenn er angeschossen am Platze bleibt, tot stellt und dem Jäger, der dann an ihn herantritt und ihn aufheben will, unversehens an die Brust oder Gurgel springt."

„So eine Schakaljagd muss ungemein interessant sein! Für mein Leben gern möchte ich einmal eine mitmachen!“ seufzte, ganz hingerissen von seiner Jagdpassion, der Baron.

„Von hier aus böte sich Ihnen hiezu die beste Gelegenheit, Herr Baron,“ versetzte der Förster, „denn die meisten Lloyd-, Rismondo- und Topitsch-Dampfer, die in Lesina fahrplanmässig anlegen, berühren auf ihrer Weiterfahrt die Hauptküstenorte der Halbinsel Sabbioncello. Aber jetzt im Sommer, wo die Schakalbälge vollkommen wertlos sind, möchte ich Ihnen zu einem solchen Jagdausfluge nicht raten, sondern für einen solchen den Winter oder noch besser das Frühjahr, wo die Schakale ihre Minnezeit haben, empfehlen. Während der letzteren könnten Sie auch das interessante Schauspiel geniessen, männliche Schakale sowohl von der Festlandsküste durch den zwei Kilometer breiten Meereskanal von Sabbioncello auf die Insel Kurzola, als auch von Kurzola durch den Jezuvizakanal auf das kleine Klostereiland Badia hinüberschwimmen zu sehen. Ein mir persönlich bekannter kurzolanischer Fischer hat einmal bei einer solchen Gelegenheit einen im Meere schwimmenden Schakal mit dem ausgehängten Stauerruder erschlagen.“

Der Baron schwamm in hellem Entzücken.

„Alles, was Sie uns da über den dalmatinischen Schakal erzählen, ist so neu, so hochinteressant, mein lieber Herr Förster, dass ich den Eindruck gewonnen habe, der Goldwolf müsse eines unserer originellsten Jagdtiere sein,“ sagte er lebhaft. „Es steht auch der Entschluss bei mir fest, einmal, und zwar zu einer der

mir von Ihnen angeratenen Jahreszeiten, mein Waidmannsheil auf ihn zu versuchen. Aber durch Ihre Mitteilungen haben Sie die Jagdlust so mächtig in mir rege gemacht, dass ich dieselbe noch unbedingt hier auf Lesina betätigen möchte. Sagen Sie mir daher, mein lieber Herr Förster, auf welches Wild ich dieser Tage mit meiner Flinte, die ich immer mit mir führe, von hier aus ausziehen könnte."

Eine Weile schmunzelte der Förster still vor sich hin und erwiderte dann:

„Ich werde Ihnen, Herr Baron, zu einer Jagd Gelegenheit geben, um die Sie, wenn Sie später einmal Ihren Freunden daheim von derselben erzählen werden, gewiss alle beneiden werden, denn ich bringe Sie vielleicht auf zwei Arten Wildes zum Schuss, von denen sich nicht einmal in den Sammlungen der grössten Nimrode Oesterreichs Trophäen vorfinden."

Das war zu viel des Verlockenden für den Baron.

„Göttermensch, Goldförster, lassen Sie sich umarmen, oder lieber nicht, denn ich würde Sie im Uebermass meiner Wonne bei dieser Umarmung möglicherweise erdrücken!" rief der Baron mit strahlenden Augen und stiess in seiner Ekstase eine Flasche Opollo um, deren roter Inhalt sich über das ganze Tischtuch ergoss und vom Tischrande in einer kleinen Kaskade auf den Boden hinabrieselte. „Sprechen Sie! Sprechen Sie und spannen Sie mich keinen Augenblick länger, als es für Ihre Ausführungen notwendig ist, auf die Folter!"

„So hören Sie denn, Herr Baron!" nahm der Förster lächelnd das Wort. „Unserer schönen Insel Lesina ist an ihrer Südküste ein kleines, langgestrecktes Eiland vorgelagert, welches Torcola heisst."

„Und im Altertum Tauris genannt war, wie die durch die Iphigenia-Mythe berühmt gewordene Tempelstätte der Artemis!“ warf Friedeck dazwischen.

Der Förster nickte zustimmend und fuhr hierauf fort:

„Auf dem ganzen Eilande steht nur eine winzige Bretterhütte, die ein einziger Mensch, ein mir unterstellter Heger, bewohnt, der sich immer auf Wochen hinaus aus dem Dorfe Pitavske Blasche, welches auf der Insel Lesina dem Eilande gegenüberliegt, mit Lebensmitteln versorgt. Trinkwasser liefert ihm auf dem Eilande selbst eine alte Zisterne. Sonst bedeckt die ganze Insel undurchdringlicher Buschwald. Ungefähr in der Hälfte der Insel, in der Nähe der Meeresbucht Porto Convento, liegen, von Gestrüpp überwuchert, spärliche Mauerreste eines alten Klostergebäudes, welches die Türken unter Uludsch-Ali im Jahre 1571 zerstörten. Die Mönche kamen hierbei ums Leben, von ihren Haustieren retteten sich aber einige Ziegen und Esel in den undurchdringlichen Buschwald, vermehrten sich dort und verwilderten im Laufe der Jahrhunderte derart, dass sie heute ganz den Habitus echter Wildziegen und echter Wildesel besitzen. Erstere hausen im westlichen, letztere im östlichen Teile der Insel, und auf beide will ich Sie führen, verehrtester Herr Baron.“

„Herr Förster, ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie dankbar ich Ihnen bin, dass Sie mir zu einer Jagd auf zwei wirklich so seltene, unbekannte Wildarten Gelegenheit geben werden!“ sagte der Baron, aufs höchste erfreut, indem er des Försters Rechte mit Herzlichkeit drückte.

„Darf ich mithalten?“ fragte Friedeck. „Ich bin zwar kein so leidenschaftlicher Nimrod, wie unser lieber Baron, gehe aber dessenungeachtet auch keiner Jagd-gelegenheit aus dem Wege, wenn sich eine solche mir bietet, und wäre speziell bei diesem Jagdausfluge um so lieber dabei, als die in Aussicht gestellten Wildgattungen so aussergewöhnliche sind. Wie der Baron habe auch ich aus diesem Grunde gewöhnlich mein Schiesszeug mit mir, auf dieser Reise sogar zwei erprobte Gewehre.“

Der Förster erwiderte, dass ihm die Beteiligung noch eines zweiten Herrn an der in Aussicht genommenen Jagd schon insoferne nur angenehm wäre, als dadurch die Aussichten auf einen guten Jagderfolg entschieden noch grössere würden; überhaupt erscheine es wünschenswert, dass sich noch ein dritter Herr dem Jagdausfluge anschliessen würde, denn auf Torcola kämen im ganzen fünf Wildwechsel in Betracht, so dass ausser den für den Herrn Baron, den Herrn Doktor, ihn, den Förster, und seinen Heger in Frage kommenden Ständen eigentlich noch ein fünfter Schützenstand zu besetzen sei, da man sonst Gefahr laufen würde, dass vielleicht gerade an dieser Stelle das Wild beim Treiben ausbrechen könnte.

Für den Marchese, dem es schon längst auf der Zunge lag, seine Teilnahme an der Jagd anzutragen, war dies ein willkommener Anlass, damit nicht länger zu zögern.

„Ich bin mit dem grössten Vergnügen bereit, zur Jagd den fünften Schützen zu stellen,“ sagte er in seiner aalglatten Höflichkeit, „denn auch ich bin ein passionierter Jäger von Jugend auf und Mitglied des

römischen Circolo della cazzia, der bekanntlich die eifrigsten Nimrode ganz Italiens zu seinen ordentlichen Mitgliedern zählt und in der Liste seiner Ehrenmitglieder auch den deutschen Kaiser und den deutschen Kronprinzen führt. Nur müsste ich den Herrn Doktor im Falle meines Mithaltens bitten, mir leihweise eines seiner beiden Gewehre zur Verfügung zu stellen."

"Recht gerne, Herr Marchese," entgegnete dieser, wobei er den Italiener durchdringend ansah. „Meine beiden Gewehre schiessen so gut," bemerkte er dazu lächelnd, „dass jedes von ihnen in der Hand eines guten Schützen Grossartiges leistet! Auf was man richtig hinhält und Dampf macht, stürzt tödtlich getroffen im Feuer und steht nie wieder auf!"

Bei diesen Worten Friedecks flackerte es in den Augen des Marchese blitzartig auf; aber schon im nächsten Augenblicke war dieses wilde Aufflammen wieder erloschen und nur eine nervöse Unruhe im ganzen Wesen des Mannes liess Friedeck, der ihn unauffällig im Auge behielt, nicht verkennen, dass das Gehirn des Italieners wieder fieberhaft arbeitete. Welche unheilvollen Pläne mochte er, um sich vielleicht auf dieser Jagd in den Besitz des vermeintlichen Manuskriptes zu setzen, in seinem Kopfe schon schmieden?

Der Förster begann hierauf, nachdem die Teilnahme dreier Herren der Gesellschaft an dem Jagdausfluge gesichert war, sein Programm darzulegen, demzufolge die Partie in acht Tagen veranstaltet werden sollte, da er vorerst noch sechs Tage in Lesina dienstlich zu tun habe, dann aber früher noch allein nach Torcola fahren

müsse, um mit dem dortigen Heger alles Nähere zu besprechen und aus Pitavske Blasche Treiber für den Jagdausflug zu mieten. Sei dies alles getan, so werde er schliesslich selbst noch ein seetüchtiges Segelboot für den Ausflug bestellen, mit welchem die Gesellschaft am achten Tage um drei Uhr morgens die Fahrt nach Torcola unternehmen würde. Proviant wäre für einen ganzen Tag mitzunehmen, da man ja nicht nur vormittags, sondern auch nachmittags mehrere Triebe abhalten und erst mit Sonnenuntergang die Heimfahrt nach Lesina antreten werde. Hunger und Durst würden sich daher zwischen so manchem dieser vor- und nachmittägigen Triebe einstellen.

„Vortrefflich,” sagte der Doktor, und zu Wanda gewendet, setzte er halblaut, aber immerhin noch so vernehmlich, dass es auch der Marchese und die Marchesa gut hören konnten, nach einer Weile hinzu:

„Hoffentlich werde ich während dieses ganzen Tages wenigstens ein Viertelstündchen erübrigen können, um an irgend einem stillen Plätzchen an meinem Manuskripte zu schreiben, damit mir keines meiner Tagespensa verloren geht.”

Der Marchese und die Marchesa tauschten bedeutungsvolle Blicke aus, die weder Friedeck noch seiner Verlobten entgingen, worauf der vorgerückten Nachtstunde wegen alsbald allgemeiner Aufbruch zum Schlafengehen erfolgte.

„Auf der Jagd kommt die Entscheidung, mein Lieb,” flüsterte Friedeck Wanda, seiner Braut, als sie als letzte die Hoteltreppe zu ihren Zimmern emporstiegen, leise ins Ohr.

„Mir bangt um Dich, Heinz,” klang es angstvoll ebenso leise zurück.

„Sei ohne Sorge, Liebling! Ich lasse es an Vorsichtsmassregeln nicht fehlen und bin vollkommen überzeugt, dass mir auf Torcola die Entlarvung des Spions ganz sicher gelingen wird!” tröstete Friedeck liebevoll die Verzagte. „Schlafe wohl, liebe Seele, und träume recht süss!”

„Nur von Dir, Heinz!” lispelte Wanda, und mit einem heissen Händedrucke schieden sie voneinander.

In den acht Tagen Zwischenzeit spielten sich Ereignisse ab, welche den von Friedeck gegen den Marchese von Camisano und dessen Gattin gefassten Verdacht, wenn derselbe nicht schon felsenfest in des Doktors Seele gewurzelt hätte, noch bedeutend hätte verstärken müssen. Gleich am nächsten Tage nach der Jagdvereinbarung kam nämlich kurz nach dem Frühstücke Wanda zu Friedeck geeilt, der auf der „ägyptischen Promenade” lesend spazieren ging, und erzählte ihm aufgeregt über ein Zusammentreffen, das sie soeben im Postamte mit der Marchesa gehabt, bei welchem dieselbe ein Benehmen an den Tag gelegt habe, das im höchsten Grade befremdend gewesen sei.

„Ich trat in das Postlokal ein,” berichtete Wanda, „wo sich die Marchesa gerade beim Schalter befand und dem Beamten eine Depesche und einige schwere, mehrfach versiegelte Briefschaften einhändigte. Alles war an die gleiche Adresse gerichtet: Filippo Mori in Rom. Und im Texte der Depesche konnte ich deutlich das Wort Torcola und das Datum Euerer dorthin geplanten Jagdpartie lesen.”

„Filippo Mori“ ist offenbar der Deckname, unter dem alle für den italienischen Generalstab bestimmten Berichte aus Oesterreich abgeschickt werden,” urteilte Friedeck. „Und die Depesche, in der das Wort Torcola vorkam, liefert uns den Beweis, dass der Marchese auch schon über den dorthin projektierten Jagdausflug und die Möglichkeit, sich auf demselben in den Besitz meiner wertvollen Schriften setzen zu können, nach Rom Meldung erstattete. Wie Du siehst, liebes Herz, häufen sich von Woche zu Woche meine Verdachtsgründe gegen die beiden.”

Wanda nickte ihrem Verlobten zustimmend zu und fuhr sodann fort:

„Als sich die Marchesa, nachdem sie die Briefe mit den nötigen Marken versehen und die Depesche ausbezahlt hatte, zum Gehen anschickte und in diesem Augenblicke erst inne wurde, dass ich unmittelbar hinter ihr stand, schrak sie derart zusammen, dass sie sich an einem Schreibpulte halten musste, um nicht zusammen zu sinken. Dabei wurde sie totenblass und vermochte nur stammelnd die Worte über die Lippen zu bringen, ich könnte nun sehen, wie hochgradig sie nervös sei, da schon der plötzliche Anblick einer ihr bekannten Person einen solchen Zustand bei ihr hervorrufen könne. Als wir uns dann gemeinsam auf den Weg zurück ins Kurhotel machten, frug sie mich ängstlich, ob ich gute Augen hätte. Wahrscheinlich wollte sie sich vergewissern, ob ich imstande gewesen sei, den Text ihres Telegrammes zu lesen. Ich sagte, ich sähe auf grössere Distanzen sehr gut, in der Nähe aber sehr schlecht, was eine Folge

meines häufigen nächtlichen Arbeitens sei. Das beruhigte sie einigermassen."

„Da hast Du das schlechte Gewissen, das die Leute bedrückt!" lachte Friedeck. „Aber ihr Handwerk soll ihnen in Bälde gelegt sein!"

Am folgenden Tage badete Friedeck mit dem Baron und dem Marchese im Strandbade im Westen der Stadt, wo sich die herrlichen Anlagen des Santa Catarina-Parkes mit ihren Palmen, Zypressen, Johannisbrotbäumen, Erdbeerbäumen, Pinien, Seestrandkiefern, Tamarisken, Agaven und Aloen längs des ganzen Meeresufers ausdehnen.

Als Friedeck, ein vorzüglicher Schwimmer, der weit ins offene Meer hinausgeschwommen war, von dort wieder zum Badehause zurückschwamm, sah er, wie der Marchese gerade mit verdrossenem Gesichte nicht aus der eigenen, sondern aus jener Kabine heraustrat, in welcher sich Friedecks und des Barons Kleider befanden. Friedeck war sich sofort über die Sachlage klar.

„Aha! Er hat in meinem Rocke nach dem Manuskripte gesucht und ist nun wütend darüber, es nicht gefunden zu haben!" lachte er vergnügt vor sich hin, während er dem Wasser entstieg und sich auf eine Bank vor dem Badehaus setzte, um dem erquickenden Meerbade noch ein kurzes Sonnenbad folgen zu lassen.

In der Nacht des drittnächsten Tages sollte er den Marchese bei einem zweiten Diebstahlsversuche ertappen. Um die Mitternachtsstunde mochte es sein (alles hatte sich an diesem Tage zeitlicher als sonst zur Ruhe begeben; nur Friedeck wachte noch, obgleich auch er seine Kerze längst ausgelöscht hatte), als er

die Türe seines Zimmers, die er absichtlich niemals versperrte, sachte öffnen und eine Gestalt fast geräuschlos eintreten hörte, die sich auf den Fusspitzen bis an sein Lager heranschlich. Als dieselbe schon knapp zu Füßen des Bettes war, schnellte Friedeck mit einem jähen Rucke im Bette empor und hielt dem Eindringling einen im Mondlicht blinkenden Revolver entgegen.

„Ah, Sie sind es, Herr Marchese?“ fragte er dann jovial. „Sind Sie denn Nachtwandler, Herr Marchese?“

„Nicht doch, Herr Doktor!“ klang es ihm in heiserem Tone zurück. „Ich habe nur in der Dunkelheit auf dem Korridor mein Zimmer verfehlt! Verzeihen Sie gütigst die unangenehme Störung!“

Und draussen war er wieder auf seinen Diebssohlen, der welsche Ehren- und Edelmann, dem das Langfingertum keine Lorbeeren eintragen wollte.

„Jetzt wird er sich doch mit der Idee vertraut machen und den nötigen Mut fassen müssen, es einmal mit einem Raubmorde zu versuchen, nachdem es mit dem Stehlen nicht geht!“ murmelte Friedeck gut gelaunt vor sich hin, und wenige Minuten später war er bereits frohgemut eingeschlafen und träumte einen seligen, wonnigen Traum von seinem Herzliebchen mit dem neckischen Lockenkopf und den nachtdunkeln, süssen, herrlichen Augen . . .

Die nächsten Tage verliefen, ohne dass sich im Verkehre mit dem Marchese etwas besonderes zutrug; er war offenbar mit sich einig geworden, das grosse Wagnis erst auf Torcola auszuführen. So kam der Vortag des Jagdausfluges heran. An diesem Abende trennte sich die Gesellschaft in Anbetracht des nächst-

tägigen frühen Aufstehens einzelner gleich nach dem Abendessen und suchte die Zimmer auf, in denen es speziell noch für die Ausflugsteilnehmer noch mancherlei Vorbereitungen gab.

Jene Friedecks mussten gar geheimnisvoller Natur sein, denn diesmal drehte er nicht nur den Schlüssel im Schlosse seiner Zimmertür um, sondern zog ihn dann von innen noch ab und verhängte das Schlüsselloch, dass niemand durch dasselbe ins Zimmer hineinsehen konnte. Nach diesen Vorsichtsvorkehrungen entnahm er seinem Koffer zwei Schrotpatronenpakete zu je 25 Stück Schrotpatronen, und zwar eines von hellgrüner und das zweite von hochroter Farbe. Die 25 Patronen des hochroten Päckchens entlud er sämtlich ihres Inhaltes an Schroten und füllte die geleerten Räume mit Papierfetzen aus, auf die er dann die früheren Filzpfropfen setzte und schliesslich die Hülsen an ihren Enden mit dem Ladeapparate kunstgerecht wieder genau so zusammendrehte, wie es vordem in geladenen Zustande bei ihnen der Fall war. Es hätte daher diesen Patronen niemand äusserlich ansehen können, dass es blind geladene waren.

„So! Mit diesen kann er immerhin nach mir schiessen, der Herr Marchese, wenn es ihm zur Erreichung seines Zieles notwendig scheint!“ lachte Friedeck aufgeräumt vor sich hin, als er mit seiner Arbeit zu Ende war. Ueber einen wichtigen Punkt hatte er sich schon volle Gewissheit verschafft: mit anderen Patronen konnte sich der Marchese weder vom Förster, noch aus jenem Geschäfte der Stadt, das auch Schiessbedarf führte, versorgen, denn von beiden Seiten hätte er nur Patronen für das gewöhnliche Kaliber sech-

zehn bekommen, die für den Marchese nicht verwendbar gewesen wären, da des Doktors beide Gewehre Zwölferkaliber besaßen. In dieser Hinsicht konnte mithin Friedeck den seiner harrenden Dingen mit vollster Ruhe entgegensehen.

Schlag halb drei Uhr morgens erschien der Förster persönlich im Kurhotel, um die Teilnehmer an der Jagdpartie abzuholen. Sie waren alle schon auf und harreten bereits seines Kommens auf der Terrasse. Als Erster war Dr. Friedeck unten gewesen; schon um zwei Uhr war er aus den Federn gekrochen und zu Wandas Türe geschlichen, die sich auf sein leises Pochen für einige Minuten kaum handbreit geöffnet hatte, nur gerade so weit, dass eine kleine weisse Hand an einem schönen runden Mädchenarme herauslangen konnte, welche Friedeck zum Abschiede mit heissen Liebesküssen bedeckte, worauf sich die Tür wieder schloss. Dann war der Baron mit wuchtigen Tritten die Treppe heruntergepoltert und als Letzter war der Marchese gekommen, zum allgemeinen Erstaunen jedoch nicht allein, sondern in Begleitung seiner Gemahlin, die einen kleinen Handkoffer trug.

„Wie? Sie fahren mit, Frau Marchesa?“ rief ihr der Baron verwundert entgegen. „Und noch dazu mit Reisegepäck? Wir kommen ja doch abends wieder zurück!“

„Ich begleite meinen Mann aus zweierlei Gründen,“ antwortete sie, auf die an sie gerichtete Frage sichtlich schon vorbereitet. „Erstens, weil ich mich bei meinem hochgradigen nervösen Zustande um ihn viel zu sehr ängstigen würde, und zweitens, weil mich die Segelfahrt nach der einsamen Insel an und für sich sehr interessiert. Im Koffer führe ich nur Garderobe

zum Wechseln der Kleider mit, falls wir von Regen überrascht werden sollten."

„Das steht wohl nicht zu befürchten, Frau Marchesa!" sagte der Förster. „Lesinas bekanntes Schönwetter hält sicherlich noch wochenlang an, was uns schon der Schönwetterwind, den wir haben, der Maestro, wie er hier zu Lande genannt wird, in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise verbürgt. Aber Platz ist ja noch für eine sechste Person, den Padrone schon mitgezählt, in unserer Barke; ich bitte also, meine Herrschaften, machen wir uns auf den Weg nach dem Hafen."

Man setzte sich hierauf nach jenem Teile der Riva, wo im sechzehnten Jahrhundert die aus 30 Galeeren bestandene venezianische Flottille verankert lag und das Arsenal sich erhob, in Bewegung, um das für den Ausflug vom Förster gemietete Segelboot dort zu besteigen. Der Padrone desselben, ein noch junger, stattlicher Lesignanier, war allen Fahrgästen beim Einsteigen artig behilflich und stiess dann, seinen Platz auf der Ruderbank gegenüber dem Steuer einnehmend, die Barke vom Molo ab. Da im Hafen vollständige Windstille herrschte, wurde das Hafenbassin mit Zuhilfenahme der Ruder durchmessen und das Segel erst ausserhalb des Hafens in der offenen See, wo eine scharfe Brise wehte, gehisst. Noch schimmerten zwar alle Sterne am Himmel, doch wurden sie allmähig bleicher und bleicher, während der östliche Horizont ein prächtiges Farbenspiel bot, indem er aus dem blassesten Rosa zuerst in Rosenrot und zuletzt in das intensivste Purpurrot überging. Als letzteres wie ein breites Blutband den ganzen östlichen Gesichtskreis

einsäumte, entstieg der Sonnenball wie eine feurige Kugel dem Meere. Märchenhaft herrlich ist so ein Sonnenaufgang auf hoher See; auch der Sonnenuntergang steht ihm an Pracht und Schönheit nicht nach, doch hat ersterer vor diesem das Eine voraus, dass er gewissermassen das Erwachen zu neuem Leben bedeutet, während das Versinken der Sonne im Meere unwillkürlich an das Sterben erinnert. Mit dem Untertauchen des Tagesgestirnes nimmt das ganze frohe Leben und Weben des Tages ein Ende, wogegen es Aurora, die Morgenröthe, aus dem todesähnlichen Schlafe wieder erweckt. Das Meer belebt sich wieder mit Delphinen und Möwen, in den menschlichen Ansiedlungen an den Küsten wird es wieder lebendig, die Fischer fahren mit ihren Netzen auf Fang aus, die Hirten auf den Inseln treiben ihre Schafherden auf die Weide, und der Morgenwind weht die Töne des Morgenlätens aller Küsten- und Inselkirchen weit hinaus über das geheimnisvoll raunende, sonnenbeschiedene, silberglitzernde Meer.

Unter den Bootsinsassen war Friedeck der einzige, der sich der Poesie dieses Frühlorgens auf dem Meere und seinem überwältigenden Zauber vollständig hingab. Allerdings erfreute er sich dieses Genusses nur halb, da er in diesen Augenblicken seelischer Erhebung sein süßes Lieb nicht zur Seite hatte, seine entzückende kleine Braut, auf deren für alles Schöne empfängliche Herz das Grossartige dieses Welt-erwachens auf hoher See gewiss ebenso mächtig eingewirkt haben würde. An seinen Fahrtgenossen ging all' das Wunderbare dieser Meerfahrt unbeachtet vorüber; nur Auskünfte über einzelne Punkte der

Küste Lesinas oder einige in der Ferne sichtbare Inseln und Riffe schienen den Baron und den Marchese zu interessieren, und solche erteilte abwechselnd bald der Förster, bald der Padrone.

„Unsere Fahrt geht in einem Abstände von ungefähr anderthalb Kilometern von der Südküste Lesinas parallel mit dieser schnurgerade auf das Eiland Torcola zu,“ erklärte der Förster auf eine Frage des Barons nach der beiläufigen Entfernung der Fahrt von der Küste. „Wir fahren so mit Rücksicht auf den von Lesina auf Torcola herüberwehenden Wind, der es notwendig macht, dass wir in einer der Südbuchten Torcolas, nicht in einer seiner Nordbuchten landen, denn würden wir auf dem Nordgestande anlegen, so würden uns die Wildziegen und Wildesel bei unserer Landung allsogleich winden. Mein Heger mit den Treibern wird uns daher in der ziemlich tief in die Insel einschneidenden Südbucht Porto Rosso erwarten, aus welcher Saumpfade teils quer durch die Insel nach Norden zur Wasserzisterne und Klosterruine, teils nach Westen ins Ziegenrevier, teils nach Osten ins Revier der Wildesel führen.“

„Wie heisst die kleine Ortschaft an der Südküste Lesinas, mit der wir uns gegenwärtig so ziemlich auf gleicher Höhe befinden?“ erkundigte sich der Marchese.

„Santa Domenica,“ versetzte der Förster. „Es befindet sich dort ausserhalb des Dorfes neben einer alten Klosterruine eine hochinteressante Stalaktitenhöhle von bedeutender Grösse, ausser welcher es übrigens noch zwei andere solcher Höhlen auf Lesina gibt: die Markushöhle und die Höhle von Grabak, beide in Gelehrtenkreisen als Fundstätten prähistori-

scher Waffen aus Syenit, Tongefässe und Beinwerkzeuge bekannt."

„Und jenes kleine Riffeiland zur Rechten unserer Barke, hinter welchem sich im Hintergrunde die grosse Insel Kurzola aus dem Meere erhebt? Wie heisst dieses?" wünschte der Baron zu erfahren.

„Das ist der Scoglio Bacile, Herr Baron," sagte der Förster. „Auf ihm ist der grosse Tauchersturmvogel nicht selten zu finden, den man nebstdem nur noch auf den beiden Pelagosa-Inseln häufig zu sehen bekommt. Auf Pelagosa piccola soll dieser grosse, fast einen halben Meter lange Vogel des Mittelmeeres sogar Brutplätze haben, welche Kaninchenbauen ähnlicher sehen als Nestern, da sie aus Röhren bis zu einem Meter Tiefe bestehen, die das brütige Weibchen mit Krallen und Schnabel in den Dünensand gräbt. Schauen Sie schnell mit Ihrem Jagdglase hin, Herr Baron! Eben kreisen mehrere dieser Vögel um die unbewohnte einsame Klippe!"

Der Baron tat, wie ihm geheissen, und auch Friedeck, der Marchese, sowie der Förster selbst richteten ihre Gläser auf den landfernen Scoglio, um welchen die grossen Vögel schwerfälligen Fluges ihre Rundflüge hielten, ab und zu niederstossend an die Oberfläche des Meeres, um sich irgend einen Fisch zu ergattern. Vom Scoglio Bacile suchte der Förster hierauf mittelst seines Glases den ganzen Meeresspiegel bis hinauf zu Torcola ab, ob nicht, wie er meinte, Delphine zu sehen wären.

Plötzlich sprang er erregt von seinem Sitzplatze auf, sah geraume Zeit durch sein Glas nach einer be-

stimmten Richtung hinaus auf das Meer und sagte dann kopfschüttelnd:

„Meiner Treu! Mir war soeben, als ob ich etwas aus dem Meere auftauchen oder vielmehr aufragen sah, das dann mit Blitzesschnelligkeit plötzlich wieder verschwand. Was es gewesen sein mag, darüber bin ich mir wirklich nicht klar; ein Delphinkopf war es sicherlich nicht!“

„Vielleicht der Kopf der sagenhaften Seeschlange, die alljährlich um die nämliche Zeit, die Zeit der sauren Gurken, in irgend einem Meere als seltenes Wundertier auftaucht und dann in den Blättern herumspukt!“ scherzte der Doktor.

„Nein, Spass bei Seite, Herr Doktor!“ versetzte nachdenklich der Förster. „Es war im Ernste ein eigentümlicher Anblick!“

Und wie zu sich selber sprechend, setzte er nach einer Weile sinnend hinzu:

„Ich denke, dass es vielleicht doch nur der Kopf eines Seehundes war!“

„Poztausend! Seehunde in der Adria! Davon habe ich mein Leben lang nichts gehört!“ rief auf höchste erstaunt der Baron. „Und auch Sie, lieber Herr Förster, haben unlängst abends in Lesina, als Sie uns alles hiesige Jagdwild aufzählten, den Seehund nicht darunter genannt.“

„Sehr richtig!“ bejahte der Förster. „Denn so viel mir erinnerlich ist, wollten die Herrschaften damals nur alles hier zu Lande vorkommende Jagdwild von mir aufgezählt haben. Vom Meerwilde war keine Rede, denn von diesem hätte ich sonst so manche interessante Wildgattung anführen müssen. Zunächst

acht Sorten von Seesäugetieren, unter denen der Delphin und der Pottwal die wichtigsten sind, und dann eben die Mönchsrobbe oder den Seemönch, eine Seehundsart, die eigentlich nur im Mittelmeer vorkommt, aber seit etwa sechs Jahren auch in unserer Adria heimisch geworden ist. In der Martinsbucht der Halbinsel Lapad bei Ragusa, vor der Narentamündung und in der Bocche di Cattaro sind Mönchsrobben wiederholt beobachtet worden. Zwei dort erbeutete Exemplare waren bekanntlich im Pavillon Bosniens und der Herzegowina der Wiener Jagdausstellung zu sehen. Die eine dieser beiden Robben war im Jahre 1907 die Narenta stromaufwärts geschwommen, wo sie Entenjäger erlegten, wobei sie geklagt haben soll wie ein Mensch, während die zweite, etwas geringere Robbe ein Jahr später von Fischern bei Makarska an der dalmatinischen Festlandsküste lebendig gefangen wurde. Man versuchte es, sie in Gefangenschaft aufzuziehen, doch ging sie leider schon kurze Zeit nach ihrem Einfangen ein. Nachdem die Mönchsrobben seither ihren Aufenthalt und ihre Tummelplätze mehr ins offene Meer hinaus, in die Gewässer zwischen den Inseln Lesina, Lissa, Busi, Cazza und Andrea, verlegten und es erst vor kurzem gelang, an der Südküste Lesinas eine Meergrötte ausfindig zu machen, in welcher die Weibchen der Mönchsrobben ihre Jungen gebären und säugen, so dürfte meine Annahme doch die richtige sein, dass es eine Mönchsrobbe war, was ich sah."

„Und dennoch irren Sie sich, mein lieber Herr Förster!" nahm jetzt Friedeck das Wort, der inzwischen dieselbe Meeresstelle, wie vorhin der Förster, mit seinem Glase abgesucht hatte, indem er mit aus-

gestreckter Hand nach einer bestimmten Richtung hindeutete. „Denn sehen Sie: Jetzt ist das rätselhafte Ding abermals an die Oberfläche gekommen! Wir haben es da mit keinem Lebewesen zu tun, sondern mit dem Periskop eines Unterseebootes!“

„Wahrhaftig!“ pflichtete ihm der Baron bei, den fremdartigen fraglichen Gegenstand durch sein Jagdglas betrachtend, und auch der Förster gestand unumwunden die Richtigkeit des von Friedeck abgegebenen Urtheiles zu, indem er mit seinem Glase vor den Augen entschieden erklärte:

„Sie haben Recht, Herr Doktor! Wir haben ein Tauchboot vor uns, das offenbar auf einer Uebungsfahrt von Pola aus begriffen sein dürfte.“

„Wenn es überhaupt eines der unseren ist!“ bemerkte hiezu der Doktor, indem er gleichzeitig ein Notizbuch hervorzog und darin etwas vermerkte.

Sich weiter mit dem Tauchboote zu befassen, wurde den Herren durch einen Vorgang in ihrer Barke vereitelt, der sie veranlasste, diesem ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Marchesa, die neben ihrem Gatten beim Steuersass, war nämlich plötzlich ohnmächtig geworden und lag aschfahl im Schoosse ihres Gemahles, dessen Antlitz gleichfalls Totenblässe bedeckte, während ihm auf der Stirne grosse Schweisstropfen standen.

„Da haben wir die Bescherung!“ sagte er heiser. „Wieder einer jener Ohnmachtsanfälle, welche die Nervenschwäche meiner Frau so oft im Gefolge hat! Hat einer der Herren vielleicht ein Labemittel bei sich?“

Der Baron stellte Kognak, der jederzeit zum „eisernen Vorrat“ seiner Jagdtasche gehörte, bereitwilligst zur Verfügung. Man flösste ihn der Ohnmächtigen ein und befeuchtete ihr mit ihm auch die Schläfen, was von bestem Erfolge gekrönt war, denn sie erlangte alsbald das Bewusstsein und schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen auf.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte sie der Marchese nicht gerade sehr liebevoll, sondern vielmehr mit schlecht verhohlenem Aerger.

„Schon wieder gut, nur recht schwach! Ich werde auf Torcola die ganze Zeit im Boote verbleiben, um die Herren in der Ausführung ihres Programmes nicht zu behindern,“ versetzte sie leise.

„Das wird auch das Beste sein, sonst störst Du die ganze Jagd,“ gab er unwirsch zurück und mass sie dabei mit einem giftigen Blicke.

Die weitere Fahrt verlief unter allseitigem Schweigen. Als sie bereits an Torcolas südlicher Küste entlang ging, nannte der Förster die wichtigsten Punkte derselben: Punta Maestro, das Westkap von Torcola, unterhalb dessen sich für die nächtliche Schiffahrt ein Blinklicht befindet, und die Buchten Splicecki, Mleni, Vlani, Kozmali und Garma, worauf das Endziel, der langgestreckte Golf Porto Rosso, erreicht war, in welchen das Segelboot einlief. Der Heger mit einigen als Treibern gemieteten Bauernburschen aus Pitavske Blasche harrte dort bereits der Gesellschaft am Strande, half beim Vertauen der Barke, sowie beim Aussteigen der Insassen derselben, von denen nur die Marchesa im Boote zurückblieb, und erstattete dann seinem Vorgesetzten, dem Förster, Rapport über alle

Vorkehrungen, die er nach dessen Anordnungen für die Treibjagd getroffen hatte.

Der Förster gab hierauf den Jagdteilnehmern bekannt, dass zunächst ein grosser Trieb auf die Wildziegen im westlichen Teile der Insel zur Abhaltung kommen werde. Das ganze Gebiet sei bereits in einem grossen Halbkreise von mehr als fünfzig Treibern umstellt, die vom Norden und Westen her gleichzeitig vorrücken und das Wild der Südküste zudrücken würden, wo Friedeck und der Marchese, ersterer beim Blinklichte, letzterer östlich davon in der Splice kibucht, durch einen ihnen mitgegebenen Treiber Stände angewiesen bekämen, während der Baron mit ihm, dem Förster, und dem Heger drei Stände auf den Rückwechsel einnehmen würden.

„Na, besser kann es sich der Italiener nicht wünschen!“ sagte sich Friedeck. „Wir ganz allein am südlichen Littorale, die anderen alle weit hinter dem Triebe! Er hat wahrhaftig Glück bei der Sache!“

Friedeck und der Marchese, von einem Treiber geführt, der voranging, traten sofort ihre Wanderung westwärts längs der Südküste an; die anderen schlugen einen Weg ins Inselinnere ein, um zur Nordküste zu gelangen, wo der Baron an der Sotovibucht und der Heger an der Maslinitzabucht ihre Aufstellung nehmen sollten, indessen sich der Förster zu dem für ihn in Aussicht genommenen Stande bei der Tuferabucht noch ein hübsches Stück weiter westwärts begeben musste.

Schweigend schritten Friedeck und der Marchese mit ihrem Führer durch den niedrigen Buschwald dahin. Bei der Splice kibucht blieb der Marchese an einer ihm

vom Führer bezeichneten Stelle zurück, worauf letzterer mit dem Doktor den Weg zum Blinklicht fortsetzte, wo sich der Stand Friedecks befand.

„Ich lasse Euch jetzt hier allein, Herr!“ sagte der Treiber. „Denn ich muss bei der Punta Maestro herum und an den Buchten Perna mala und Perna vela vorüber zur Tuferabucht eilen, um dort den Herrn Förster zu melden, dass sich die beiden Herren bereits auf ihren Ständen befinden und das Treiben beginnen könne.“

„Gott befohlen,“ sagte der Doktor und machte sich's dann auf seinem Stande bequem. Er suchte sich zunächst eine kleine Anhöhe aus, auf der er sich derart setzte, dass er jener Seite, wo der Marchese stand, den vollen Rücken zukehrte. Dann entnahm er seiner Brusttasche einen Spiegel, durch den er deutlich alles ausnehmen konnte, was hinter ihm vorging. Es dauerte keineswegs lange und er nahm wahr, wie sich einige Gebüschen hinter ihm kaum merklich bewegten. Von einem Luftzuge rührte das sicher nicht her, da gänzliche Windstille herrschte. Friedeck war sich daher auch augenblicklich im Klaren darüber, dass der Italiener raubtierartig durch den Buschwald herankroch, und bald sah er auch das Stück eines Gewehrlaufes durch das Grün der Macchia verräterisch blitzen. In diesem Momente hörten auch die Bewegungen im Buschwerke auf.

„Aha! Jetzt hat er ein ihm passendes Plätzchen gefunden und liegt bereits im Anschlage auf mich!“ dachte sich Friedeck. „Jetzt wird's auch bald knallen!“

Und er kalkulierte sehr richtig, denn schon nach wenigen Minuten hallte ein aus dem Dickichte hinter

seinem Rücken direkt gegen ihn abgefeuerter Schuss durch die Stille. Wäre es ein scharfer, kein blinder ohne Schrote, gewesen, so müsste er unbedingt ein Volltreffer und tödlich gewesen sein. Friedeck markierte auch einen solchen und liess sich vornüber in ein dichtes Gestrüppe fallen. Wie ein Panther sprang der Italiener aus seinem Verstecke auf den Niedergestreckten und, ohne sich um den Grad der Verletzungen desselben zu kümmern, war sein Erstes ein Griff in die Rocktasche seines Opfers. Als er derselben ein ziemlich umfangreiches Bündel von Schriften und Karten, die mit einem roten Bindfaden zusammengebunden waren, entnahm, leuchtete aus seinen Raubtieraugen wilder Triumph, und den durch einen Meuchelmord an sich gebrachten vermeintlichen Schatz in der Brusttasche seines eigenen Rockes verwahrend, enteilte er nach der selben Richtung, aus der er gekommen war. Kaum dass sich der Marchese zur Flucht gewandt hatte, war Friedeck auch bereits auf den Füßen und mit einigen Sätzen hinter dem Flüchtenden her, dem er ein donnerndes: „Halt, Schurke!“ nachrief.

Das Entsetzen des Italieners, als er sich von dem Totgeglaubten verfolgt sah, prägte sich in seinem Gesichte grauenhaft aus; die blutunterlaufenen Augen traten fast aus den Höhlen, das Haar sträubte sich ihm auf dem Haupte, dessen Kopfbedeckung er im Laufen verloren hatte, und sein Atem ging keuchend und ächzend, wie der eines zu Tode Gehetzten. Als er sein so entstelltes Gesicht auf der Flucht einmal gegen seinen Verfolger umwandte, glaubte dieser, in die verzerrten Züge eines Medusenhauptes zu schauen.

Leider lief der Italiener, der an Gestalt kleiner und geschmeidiger war, als der kraftstrotzende germanische Hüne, um ein Bedeutendes schneller als dieser, so dass der Abstand zwischen beiden ein immer weiterer wurde, und schliesslich hatte der Doktor auch noch das Pech, über eine Wurzel zu straucheln und dadurch zu Falle zu kommen, wodurch der Vorsprung des Italieners ein noch beträchtlich grösserer wurde. Atemlos erreichte dieser endlich den Porto Rosso und das dort befindliche Boot.

„Laufen Sie, so rasch Sie können, zum Blinklicht! Dem Doktor ist ein Unfall passiert!“ herrschte er dem über den abgehetzten Zustand des Marchese sichtlich verwunderten Padrone gebieterisch zu, der in seiner Gutmütigkeit der ihm erteilten Weisung unverzüglich entsprach und in langen Sätzen in der ihm bezeichneten Richtung davonlief. Der Marchese schnitt hierauf mit einem Dolchmesser das Seil, mit welchem das Segelboot an einem Pfahle am Strande befestigt war, durch und sprang in die Barke, wo er die Ruder ergriff, vom Lande abstiess und seiner am ganzen Leibe zitternden Helfershelferin mit klappernden Zähnen zuraunte:

„Jetzt heisst es Rudern auf Leben und Tod! Mein Anschlag auf den deutschen Bären ist zwar misslungen und der robuste Geselle war mir bis hierher dicht auf den Fersen; aber sein Schatz ist doch endlich glücklich in meinem Besitze!“

Mit seiner ganzen Kraft legte er sich hierauf in die Riemen, pfeilschnell glitt das Boot hinaus in die offene See und draussen entfalteten die Flüchtlinge

dann noch das Segel, das sie noch rascher der Wildziegeninsel entführte.

Als Friedeck und der Padrone im Porto Rosso anlangten, war die Entfernung des Segelbootes schon eine so weite, dass es nicht einmal ein Kugelschuss mehr hätte erreichen können. Und da bot sich den am Ufer Stehenden plötzlich ein ganz eigenartiger Anblick: mit einemmale, als knapp zuvor aus der Barke drei Revolverschüsse vernehmbar gewesen waren, erhob sich, wie auf dieses Signal, einem riesigen Seeungeheuer vergleichbar ein Schiff aus den Wogen, nahm das Ehepaar aus seiner Barke an Bord und dampfte dann, das leere Segelboot dem Treiben der Wellen und des Windes preisgebend, in eiligster Hast in die Ferne.

„So, so!“ murmelte Friedeck zwischen den Zähnen. „Jetzt sind mir auch die Ohnmacht der edlen Marchesa und die Verstörtheit ihres Gatten in der Barke erklärlich, beide hervorgerufen durch die Angst und Besorgnis, dass das italienische Unterseeboot unversehens auftauchen und als solches von uns erkannt werden könnte! Schade, dass mir der Hallunke entwischt ist! Wenigstens habe ich seiner Spionage an unseren Adriaküste ein unerwartet jähes Ende bereitet! Kommen Sie, lieber Padrone,“ wandte er sich hierauf an diesen. „Ihr Boot werden Sie hoffentlich wieder bekommen und wenn nicht, werden Sie es reichlich vergütet erhalten. Ihm trübselig nachzusehen, wie es draussen im Meere treibt, ist ebenso nutzlos, wie weiter hier am Strande zu stehen. Wir müssen die übrigen bei der Klosterruine aufsuchen,

die als Sammelplatz nach dem ersten Triebe bestimmt worden ist."

Mit diesen Worten schlug Friedeck jenen Saumweg ins Innere ein, den der Förster mit dem Baron, dem Heger und der kleinen Treiberschaar vorhin gegangen war. Auf der Wanderung klärte Friedeck dem biedereren Lesignanier die ganze Sachlage auf, was wiederholte Zornesausbrüche desselben zur Folge hatte. „Der elende welsche Lump!“ „Ein echter italienischer Bravo!“ „Im Meere hätten wir ihn ersäufen sollen — den Schurken!“ rief er ein über das andere Mal ingrimmig aus.

Als sie bei der Klosterruine anlangten, waren die anderen alle schon dort und der Baron, von dem ein kapitaler alter Wildziegenbock mit einem Riesengehörne zur Strecke gebracht worden war, mit dem Förster soeben in einer hitzigen Debatte über die Mitteilung eines Treibers begriffen, der die Episode auf hoher See, die Aufnahme des italienischen Ehepaares an Bord eines plötzlich aufgetauchten Unterseebootes, vom höchsten Gipfel der Insel beobachtet hatte.

„Ist es wahr, was uns ein Mann da erzählte, dass nämlich der Marchese und die Marchesa mit unserem Boote weit ins Meer hinausfuhren und dort auf ein plötzlich aus der Tiefe emporgestiegenes Unterseeboot überstiegen?“ rief der Baron dem Doktor schon von weitem entgegen.

„Ebenso wahr, wie dass er vordem einen Meuchelmord an mir versuchte und mir ein Bündel Papiere aus der Rocktasche raubte, das er für mein wertvolles Manuskript hielt, während es in Wirklichkeit

nur Zeitungsmakulatur, einige Touristenkarten und alte Rechnungen waren!" erwiderte Friedeck und gab dann dem Baron und dem Förster nicht nur alle Einzelheiten des auf der Insel gegen ihn unternommenen Attentates bekannt, sondern erzählte ihnen auch alle seine früheren Erlebnisse mit dem welschen Ehepaare: Sein erstes Belauschen desselben beim Entwickeln photographischer Platten, dann die Begegnung beim Fort Spagnuolo, den versuchten Diebstahl im Bade und den zweiten Entwendungsversuch durch das nächtliche Einschleichen in sein Zimmer.

Der Baron war über alles Gehörte vollständig konsterniert.

„Und mit diesem Verbrecherpaare sind wir in gesellschaftlichem Verkehre gestanden und haben täglich zusammen am gleichen Tische gespeist! Das soll mir wahrhaftig künftig eine heilsame Lehre sein, neue Bekanntschaften nie mehr so leichtfertig einzugehen," rasonnierte er ärgerlich. „Ihnen, mein lieber Doktor, sind die beiden Leute übrigens gleich von allem Anfange an nichts weniger als sympathisch gewesen; Sie haben sie daher bisweilen anscheinend sogar mit Absicht brüskiert."

„Schon deshalb, weil es Welsche waren," lautete die Antwort des Doktors. „In meinen Augen sind die Italiener unter den Völkern dasselbe, wofür die Füchse seit jeher im Tierreiche gelten: falsche, listige Schelme, vor denen man sich in Acht nehmen muss und denen niemals zu trauen ist! Aber was halten Sie von unserer heutigen Jagd? Ich denke, wir brechen sie ab und lassen Torcolas Wildesel sich weiter ihres beschaulichen Daseins erfreuen! Mich drängt es näm-

lich, so rasch als möglich in Lesina wieder einzutreffen, um bei der dortigen Bezirkshauptmannschaft Anzeige über alles Vorgefallene zu erstatten."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Doktor!" erwiderte zustimmend der Baron. „Aber wie kommen wir nach Lesina wieder zurück, nachdem wir keine Barke mehr haben?"

„Auf dem Landwege, Herr Baron," sagte der Förster. „Im Porto grande hier an der Nordküste liegen einige Kähne, auf denen die Treiber von Pitavske Blasche herübergekommen sind. Mit diesen fahren wir über den Kanal von Torcola ans Festland nach Pitavske Blasche hinüber, mieten dort einige Esel und reiten über Santa Domenica längs der Küste nach der Inselhauptstadt zurück."

In dieser Weise ging auch die Heimkehr von Torcola glücklich von statten. Als man in Lesina einritt, war es noch so zeitlich am Tage, dass der Doktor beim Passieren der Bezirkshauptmannschaft daselbst abstieg, um sich sofort beim Bezirkshauptmann melden zu lassen, nachdem er dem Baron zuvor noch eindringlichst ans Herz gelegt hatte, einstweilen an seiner statt dem Sektionschef und den Damen über alles Vorgefallene Bericht zu erstatten, hauptsächlich aber dafür zu sorgen, dass das Zimmer, welches der Marchese und die Marchesa als Logis gehabt hatten, in seiner Gegenwart sofort abgesperrt und von Niemanden mehr betreten werde, bevor nicht eine Untersuchungskommission dort an Ort und Stelle erschienen sei.

Sektionschef Werner, Magda, Eveline und Wanda sassen gerade plaudernd in ihren Streckstühlen auf

der Terrasse, als der Baron und der Förster vor dem Kurhotel von den Eseln stiegen, von denen der des Försters hinter dem Sattel ausserdem noch das Barons waidgerecht ausgeweidete und zerwirkte Jagdbeute trug. Als Wanda das Fehlen ihres Verlobten gewahrte, stürzte sie atemlos die Treppe herunter auf den Baron zu und rief ihm schon von weitem mit halberstickter, ihr fast versagender Stimme entgegen:

„Wo ist Heinz?“

„Heil und unversehrt mit uns zurückgekehrt, mein gnädiges Fräulein, und derzeit auf der Bezirkshauptmannschaft, von wo er sich in kürzester Zeit hier einfinden wir!“ tröstete sie der Baron, seinen Arm unter den ihren schiebend und die am ganzen Körper Zitternde so die Treppe zur Terrasse emporgeleitend. Dort begrüßte er alle Anwesenden nur sehr flüchtig und stürmte sofort (es dem Förster überlassend, eine Aufklärung seines sonderbaren Benehmens zu geben) in das Hotel, wo er sich des Schlüssels zum Zimmer des Marchese versicherte, dieses eigenhändig versperrte und sich erst dann wieder zur Gesellschaft hinunterbegab, um dort den Förster in seiner Berichterstattung abwechselnd abzulösen. Alles war sprachlos über das Ungeheuerliche, das sich ereignet hatte, nur Wanda natürlich nicht, die ja von Friedeck in die Spionage des italienischen Ehepaares längst bereits eingeweiht war. Kaum eine halbe Stunde verstrich, als Friedeck erschien. Die Untersuchungskommission unter des Bezirkshauptmanns persönlicher Leitung folgte ihm auf dem Fusse. Mit der peinlichsten Genauigkeit wurden alle Schränke, Läden, Nischen und Winkel des von dem Ehepaare innegehabten Zimmers

durchsucht, aber nichts von Bedeutung gefunden. In einer Dielenspalte nur ein winziger Splitter aus Glas, der von einer photographischen Platte herrührte. Alles, was sie hätte belasten und kompromittieren können, hatten die beiden Flüchtlinge auf ihrer Fahrt nach Torcola offenbar in dem kleinen Handkoffer mitgenommen. Nur ein einziges Zimmergerät liess noch Hoffnung auf einen Fund von Bedeutung: der Ofen! Er wurde seines Inhaltes an Asche sorgfältig entleert und da fand sich denn auch wirklich ein nur halbverkohlter kleiner Fetzen Papier, der von einem in italienischer Sprache geschriebenen Briefe herrührte und die Worte trug: „Von Torcola haben Sie sich zur Berichterstattung nach Brindisi und von dort nach achttägigem Aufenthalte in bewusster, hochwichtiger Mission nach Cettinje zu begeben. Ein Torpedoboot wird Sie von Brindisi nach Antivari befördern.“

Der Bezirkshauptmann stand nicht an, Friedeck in diese Zeilen Einblick nehmen zu lassen, nachdem es, wie er sagte, einzig und allein des Doktors Verdienst sei, diese staatsgefährliche Spionage aufgedeckt und zur Kenntnis der Behörden gebracht zu haben, worüber er einen ausführlichen amtlichen Bericht schon am nächsten Tage an die massgebende hohe Stelle nach Wien abgehen lassen werde.

„Jetzt sind wir durch den Fund im Ofen auch in der erfreulichen Lage, den sauberen Herrn Marchese wegen seines Raubmordversuches über Intervention unserer Gesandtschaft in Cettinje dort durch die montenegrinische Polizei bei seiner Ankunft sofort verhaften zu lassen, was ich ebenfalls schon morgen ver-

anlassen werde," fuhr der Bezirkshauptmann fort. „Ich habe sogar die Absicht, einen eigenen Sendboten mit dem ganzen Beweismaterial von hier aus über Cattaro nach Cettinje an unsere dortige Gesandtschaft zu senden."

„Könnte vielleicht ich selber dieser Sendbote sein?" fragte Friedeck, einem momentanen Impulse gehorchend. „Ich 'dächte, dass ich als Hauptbeteiligter an der Sache, als Objekt, dem der Mordversuch galt, den dortigen Schritten unserer Gesandtschaft den stärksten und wirksamsten Nachdruck zu geben vermöchte! Ausserdem empfinde ich eine Art Sehnsucht darnach, den mir entwichenen Ehrenmann wieder zu sehen und an seiner Dingfestmachung werktätig mitzuwirken."

„Sehr gerne werde ich Sie mit den nötigen Vollmachten ausstatten, Herr Doktor!" erwiderte der Bezirkshauptmann freundlich, von dem Antrage Friedecks sichtlich aufs angenehmste berührt. „Wollen Sie mich morgen gegen elf Uhr vormittags im Amte besuchen; wir werden dann alles Nähere über die Sache besprechen."

Damit drückte er Friedeck herzlich die Hand und verliess mit den übrigen Herren der Untersuchungskommission das Hotel, während sich Friedeck und der Baron zu ihrer Gesellschaft auf die Hotelterrasse begaben. Auf dem Wege dahin ergriff der Baron die Rechte des Doktors, schüttelte sie herzlich und sagte: „Wenn Sie nach Montenegro reisen, fahre ich mit! Das ist eine abgemachte Sache für mich! Allein lasse ich Sie dem rachsüchtigen Mordbuben dort nicht gegenübertreten!"

Am nächsten Morgen glich die Hotelterrasse einem duftenden Rosenhaine. Rosen schmückten in gläsernen Vasen den Tisch, Rosenzweige waren durch die Lehnen der Stühle geflochten und ein mit Rosen gefüllter Korb in gigantischen Dimensionen prangte auf einem Simse der die Terrasse abschliessenden Steinbalustrade. All diesen Blumenschmuck hatte Baron Borsod beschafft, denn Magda von Hochberg feierte ihr Geburtsfest und den Tag ihrer erlangten Grossjährigkeit. Das Geburtstagskind selbst war schon zeitlich morgens in den Santa Catarinapark spazieren gegangen, vom Baron heimlich dorthin verfolgt, und auch Heinz und Wanda befanden sich auf einer gemeinsamen Frühpromenade. Sektionschef Werner und Fräulein Cartesius sassen daher allein unter den rings um sie duftenden Rosen und warteten mit dem Frühstück auf die beiden auswärts weilenden Paare. Ungeduldig hatte der Sektionschef schon wiederholt seine Uhr gezogen.

„Dass sich das Brautpaar wieder einmal verspätet, ist wohl nichts Neues!“ sagte er, halb ärgerlich, halb scherzhaft, zu seiner Gesellschafterin. „Aber bei Magda, der sonst so Pünktlichen, bin ich an so etwas nicht gewöhnt! Ebensowenig bei unserem lieben Baron, der sonst gleichfalls die Pünktlichkeit selbst ist!“

Um die Lippen der kleinen Konservatoristin machte sich ein merkwürdiges Lächeln bemerkbar.

„Vielleicht hat es Eines dem Andern unmöglich gemacht, pünktlich wie gewöhnlich zu sein!“ lachte sie schalkhaft, ohne dass der Sektionschef verstand, auf was sie damit abzielen wollte.

Endlich kamen die beiden Paare fast gleichzeitig angerückt: Magda und der Baron von der einen, Wanda

und Friedeck von einer anderen Seite. Schon wollte der Sektionschef seinem mit diesem Tage seiner Bevormundung entwachsenen Mündel eine kleine Strafpredigt halten, als ihm Magda bereits an der Brust lag und sagte:

„Onkelchen“ (sie apostrophierte ihren Vormund in der Regel nur so!) „ich habe eine grosse Ueberraschung für Dich: Mein heutiger vierundzwanzigster Geburtstag ist zugleich mein Verlobungstag, denn Baron Borsod hat um meine Hand angehalten und ich habe ihm das Jawort gegeben!“

„Endlich hat er doch die Courage dazu gefunden! Lange genug hat's gedauert!“ flüsterte der Doktor, der mit Wanda gerade zurecht kam, die Verkündigung zu vernehmen, seiner Verlobten ins Ohr.

„Eine Ueberrumpelung in optima forma,“ polterte der Sektionschef. „Aber natürlich sage ich Ja und Amen dazu, gebe Euch meinen Segen und gratuliere Euch herzlichst!“

Auch Wanda, Friedeck und Fräulein Cartesius brachten ihre Glückwünsche dar, worauf man sich an den Frühstückstisch setzte, dem herrlichen Blumenflor Bewunderung zollte und sich dann nach beendigtem Frühstück ans Lesen der mit dem Nachtpostschiffe eingelangten Briefe und Zeitungen machte. Friedeck entzog sich der allgemeinen Lektüre, stand auf und schob seinen Arm unter den des Barons, mit dem er sich in den äussersten, entlegensten Winkel der Terrasse zurückzog.

„Jetzt aber erzählen Sie mir, mein lieber Baron, wie sich Ihre Herzen so rasch und plötzlich gefunden haben!“ drang er in ihn. „Gestern abends war ja

noch nicht das Geringste davon zu merken, was uns Allen heute so überraschend gekommen ist!"

„Ja, sehen Sie, mein lieber Doktor, das alles kam so!" begann Baron Borsod treuherzig zu berichten. „Als ich mit Magda heute im Catarinaparke zusammentraf (ich war ihr, von ihr unbemerkt, dahin nachgegangen), sprachen wir zunächst von Ihnen, Doktor, und von Ihrem Entschlusse, nach Montenegro zu reisen. Magda meinte, dass Sie dies Ihrer Braut doch nicht hätten antun sollen, da sich dieselbe gewiss sehr um Sie ängstigen und abhärmen werde. Der rachsüchtige Italiener sei imstande, noch einmal sein Mütchen an Ihnen kühlen zu wollen. Ich entgegnete ihr, dass ich das Gleiche befürchte und mich daher aus freien Stücken bereit erklärt hätte, Ihnen unbedingt nach Montenegro zu folgen. Magda schrak, als ich ihr dies sagte, sichtlich zusammen und erwiderte vorwurfsvoll, ich begeben mich also ebenfalls in Gefahr, worauf ich bemerkte, es hätte dies nicht viel auf sich, denn alleinstehend, wie ich bin, würde ich sicherlich von Niemandem auf dieser Welt besonders betrauert werden, wenn mir wirklich irgend ein Unglück zustösse. „Glauben Sie?" versetzte sie mit merklich zitternder Stimme und sah mich dabei mit feuchtschimmernden Augen so durchdringend an, dass mir alles Blut zu Kopf und zu Herzen stieg. „Würden vielleicht Sie mich beweinen?" stiess ich überglucklich hervor, und sie nickte leise und legte ihre Hand in die meine. Alles Weitere kam dann mit elementarer Gewalt, und ehe wir und dessen versahen, ruhte ihr Köpfchen an meiner Brust und wir tauschten den ersten seligen Kuss!"

Friedeck drückte ihm voll Wärme die Hand; dann sagte er lächelnd: „Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, lieber Baron, wie wir beide am besten täten, um unseren beiden Bräuten hinsichtlich unserer gemeinsamen Reise nach Montenegro jeden Schmerz, jede Sorge und jede Kummernis zu ersparen. Wir lassen es einfach nicht bloss dabei bewenden, dass wir uns hier in Lesina beide verlobten, sondern schreiten hier auch schon zum Traualtar und nehmen dann unsere beiden jungen Frauchen ins Czernagorzenland mit, so dass unsere Reise nach Montenegro zugleich unsere beiderseitige Hochzeitsreise sein würdé!”

„Doktor, Doktor, Sie haben immer Götterideen!” jubelte, vor Freude ganz ausser sich, der Baron, setzte aber nach einer Weile etwas kleinlaut hinzu:

„Wenn es aber nur geht? In so kurzer Zeit, in wenigen Tagen?”

„Bei mir und Wanda sind Schwierigkeiten nicht zu befürchten,” entgegnete Friedeck. „Wir haben beide unsere erforderlichen Dokumente bei uns, und eine bloss einmalige statt dreimalige Verkündigung von der Kanzel werde ich uns vom hiesigen Bischofe ganz sicher erwirken. Wie es mit Magdas und Ihren Papieren aussieht, entzieht sich allerdings meiner Kenntnis, doch glaube ich mich zu erinnern, bei Fräulein von Hochberg, als sie sich einmal auf dem hiesigen Postamte wegen Behebung einer amtlichen Zuschrift zu legitimieren bemüsst war, deutlich gesehen zu haben, wie sie dem Beamten Taufschein und Heimatsschein vorwies. Es handelt sich demnach einzig und allein nur um Ihre eigenen Papiere, lieber Baron.”

„Die habe ich alle bei mir!“ versetzte dieser glückstrahlend. „Und den Heiratskonsens meiner Heimatsgemeinde erhalte ich auf telegrafisches Ansuchen unverzüglich ebenfalls auf telegrafischen Wege, denn mein Onkel ist ja Obergespan, und ein Obergespan in Ungarn ist bekanntlich noch allmächtiger als der Herrgott!“

„So läge denn der Realisierung unseres Vorhabens nicht das Geringste im Wege,“ sagte der Doktor. „Sprechen Sie jetzt noch mit Magda darüber; ich bin überzeugt, dass sie unser Projekt ebenso freudig aufgreifen und billigen wird, wie es bei Wanda der Fall war, der ich davon bereits Mitteilung machte. Ich begeben mich einstweilen in die Bezirkshauptmannschaft und dann von dort ins bischöfliche Palais. Beim Mittagstische hoffe ich, in der Lage zu sein, dem Herrn Sektionschef, der sich inzwischen von der Ueber raschung übers Magdas Verlobung mit Ihnen schon erholt haben wird, als zweite Ueberraschung noch unsere hier in Lesina stattfindende Doppelhochzeit verkünden zu können!“

„Grossartig! Famos!“ frohlockte im Uebermasse der Glückseligkeit der Baron, dem die Freude sogar in die Füsse ging, welche eine Pirouette versuchten, die indessen beinahe so unglücklich ausgefallen sein würde, dass der Baron bei diesem Dreh- und Hackenschwunge auf ein Haar sein Gleichgewicht eingebüsst hätte und nur durch einen festen Griff Friedecks auf den Beinen erhalten wurde. Der grosse Rosenkorb auf der Steinbalustrade entging hierbei nur wie durch ein Wunder dem traurigen Lose, beim drohenden

Sturze seines edlen Spenders umgeworfen und mitgerissen zu werden.

Friedeck verabschiedete sich hierauf von der ganzen Gesellschaft, um seinen Gang anzutreten. Anderthalb Stunden ungefähr blieb er aus und kam dann mit strahlender Miene zurück, vom Baron, sowie von Magda und Wanda bereits mit grösster Ungeduld auf der Hotelterrasse erwartet. Der Sektionschef und Fräulein Cartesius hatten sich inzwischen auf ihre Zimmer begeben.

„Nun, was bringen Sie für Nachrichten, Doktor?“ rief ihm der Baron in grösster Spannung entgegen.

„Die besten, die man sich denken kann!“ entgegnete in vorzüglichster Laune der Doktor, nachdem er allen dreien die Hände geschüttelt hatte. „Es steht folgendes fest: Unsere Trauungen finden, nachdem wir heute Freitag den 24. Juli schreiben, übermorgen Sonntag den 26. um 11 Uhr vormittags in der hiesigen Domkirche statt. Morgen Samstag werden sie schon einmal für dreimal von der Kanzel verkündigt. Der hochwürdigste Bischof war ausserordentlich lebenswürdig mit mir, dispensierte uns anstandslos von der sonst üblichen Norm und wird die Trauungsakte sogar persönlich vornehmen. Als Trauzeugen werden der Herr Bezirkshauptmann und drei seiner Beamten fungieren; unsere Pässe und meine Vollmachten erhalte ich sofort nach den Trauungen von der Bezirkshauptmannschaft durch einen Boten hierher ins Hotel zugestellt und noch am selben Tage, Sonntag den 26. Juli, reisen wir mit dem Abendschiffe von hier nach Cattaro ab, das wir Montag vormittags gegen sieben Uhr erreichen und von wo wir gegen zehn Uhr mittelst Autos nach

Cettinje weiterfahren, in welchem wir nach zweistündiger Fahrt um Mittag eintreffen!"

„Halleluja," sang der Baron und fasste Magda um die Taille, um mit ihr im Sechsschritt über die ganze Hotelterrasse zu walzen, wobei nicht nur der grosse Rosenkorb auf der Balustrade, sondern auch die auf dem umtanzten Tische stehenden Glasvasen mitunter in recht bedenkliche und gefährliche Situationen gerieten. Weniger stürmisch und geräuschvoll, stiller und inniger genossen Friedeck und Wanda ihr Glück; sie hielten sich nur fest bei den Händen, sahen einander tief in die Augen, und Friedeck flüsterte selig: „Wanda, in zwei Tagen bist Du mein Weib!"

Zum Mittagstische erschien der Sektionschef zu Ehren des Geburts- und Verlobungstages Magdas im schwarzen Salonrock. Er war in vortrefflicher Stimmung, hielt eine schwungvolle Festrede und liess eine ganze Batterie Champagnerflaschen auffahren, bei deren erster alle bereits unter einander Bruderschaft tranken.

„Ich weiss wirklich noch nicht Deinen Taufnamen!" sagte Friedeck, als er sich mit dem Baron umarmte und küsste.

„Ich habe deren eine sehr stattliche Reihe, mein lieber Heinz!" entgegnete dieser. „Ich wurde auf die Namen Béla, Pista, István, Antal, Andor, Koloman, Géza und László getauft, sowie ich auch zu meinem Familiennamen Borsod noch die Prädikate 'de Ferekháza et Gyöngyösvölgy et Kisfalva führe. Ich bitte Dich aber, mich für gewöhnlich nur Béla zu nennen und späterhin, wenn wir korrespondieren werden, nur kurzweg Borsod zu schreiben."

„Es ginge auch mit dem besten Willen nicht anders, mein lieber Béla!“ beteuerte Friedeck. „Denn Deine sämtlichen Taufnamen und Prädikate werde ich mir zeitlebens weder merken, noch letztere überhaupt jemals richtig schreiben und aussprechen können.“

Mit jeder neuen Flasche steigerte sich die Fröhlichkeit der ganzen Gesellschaft, und als man bei der fünften angelangt war, hielt Friedeck den richtigen Augenblick für gekommen, in wohlgesetzter Rede die bereits beschlossene Doppelhochzeit bekannt zu geben. Wider Erwarten löste ihre Verlautbarung beim Sektionschef weder übergrosses Erstaunen, noch irgendwelche Einwendungen aus, sondern er bezeichnete vielmehr im Gegenteile den Entschluss beider Paare als den vernünftigsten, welchen sie fassen konnten.

„Nur um eine Auskunft möchte ich Euch gebeten haben, meine Lieben!“ wandte er sich humorvoll an alle „Was soll jetzt mit mir und Fräulein Eveline geschehen? Habt Ihr auch über uns beide schon disponiert?“

„Selbstverständlich, Onkelchen!“ lachte Magda. „Heinz hat im Vereine mit Béla, Wanda und mir auch bereits über Euer Schicksal entschieden! Ihr werdet uns zunächst Euere liebe Begleitung bis Cattaro schenken und Euch dann nach Ragusa begeben, wo Ihr im Hotel Imperial unsere Rückkehr aus Montenegro abwartet.“

„Wirklich nicht schlecht ausgedacht! Ich für meinen Teil erkläre mich damit einverstanden!“ erwiderte der Sektionschef. „Sie auch, Fräulein Cartesius? Ihr Kopfnicken bejaht meine Frage! So wären wir denn über

alles im Reinen und wollen nur noch eine sechste Flasche auf die übermorgige Doppelhochzeit entkorken!’

Rasch war die Frist von 24 Stunden verstrichen, welche die beiden Paare von dem wichtigsten Schritte ihres Lebens noch trennten, und der bedeutungsvolle Sonntagvormittag angebrochen, an welchem in Lesinas Domkirche die eigenartige Doppeltrauung vor sich ging. Die zur Ehe schreitenden Herren waren in weissen, blaugestreiften Tennisanzügen erschienen, die beiden Bräute in duftigen Strandtoiletten, deren durchsichtige Stoffe die rosigen Arme und Nacken durchschimmern liessen, und weder Brautschleier, noch künstliche Myrtenkränze schmückten die jugendlich-reizenden Köpfe, sondern wirkliche Myrtenzweige staken ihnen im Haare — frischgepflückte, balsamische Wohlgerüche ausströmende Myrten des Südens!

Nach den vom Bischofe selbst vollzogenen Trauungsakten vereinigte ein Bankett die ganze Hochzeitsgesellschaft solange, bis das Abendschiff ankam, das die Neuvermählten und ihre Begleitung nach Cattaro bringen sollte. In ihren Hochzeitskleidern, über die sie nur Staubmäntel angelegt hatten, waren alle an Bord gegangen und halb Lesina hatte ihnen dahin das Geleite gegeben.

Während Magda und ihr Gatte ihre Kajüte aufsuchten und Sektionschef Werner und Fräulein Cartesius sich in einer Ecke des Speisesaales zusammensetzten, begaben sich Wanda und Heinz ans Steuer des Schiffes und blickten wehmütig auf Lesinas Küste zurück, die immer weiter zurückwich.

Abenddämmerung senkte sich auf die leise gekräuselte See, auf der sich plötzlich eine wunderbare Wandlung vollzog, welche Wanda und Heinz mit unsagbarem Entzücken erfüllte. Ein herrliches Meerleuchten hatte begonnen, wie es in so überwältigender Pracht meist nur in den Gewässern Lesinas auftritt, ein magisches Phosphoreszieren des Meeres, hervorgerufen durch Millionen auf- und niedertauchender Quallen mit ihren bald rot, bald grünlich schillernden, bald milchweißen Glockengestalten.

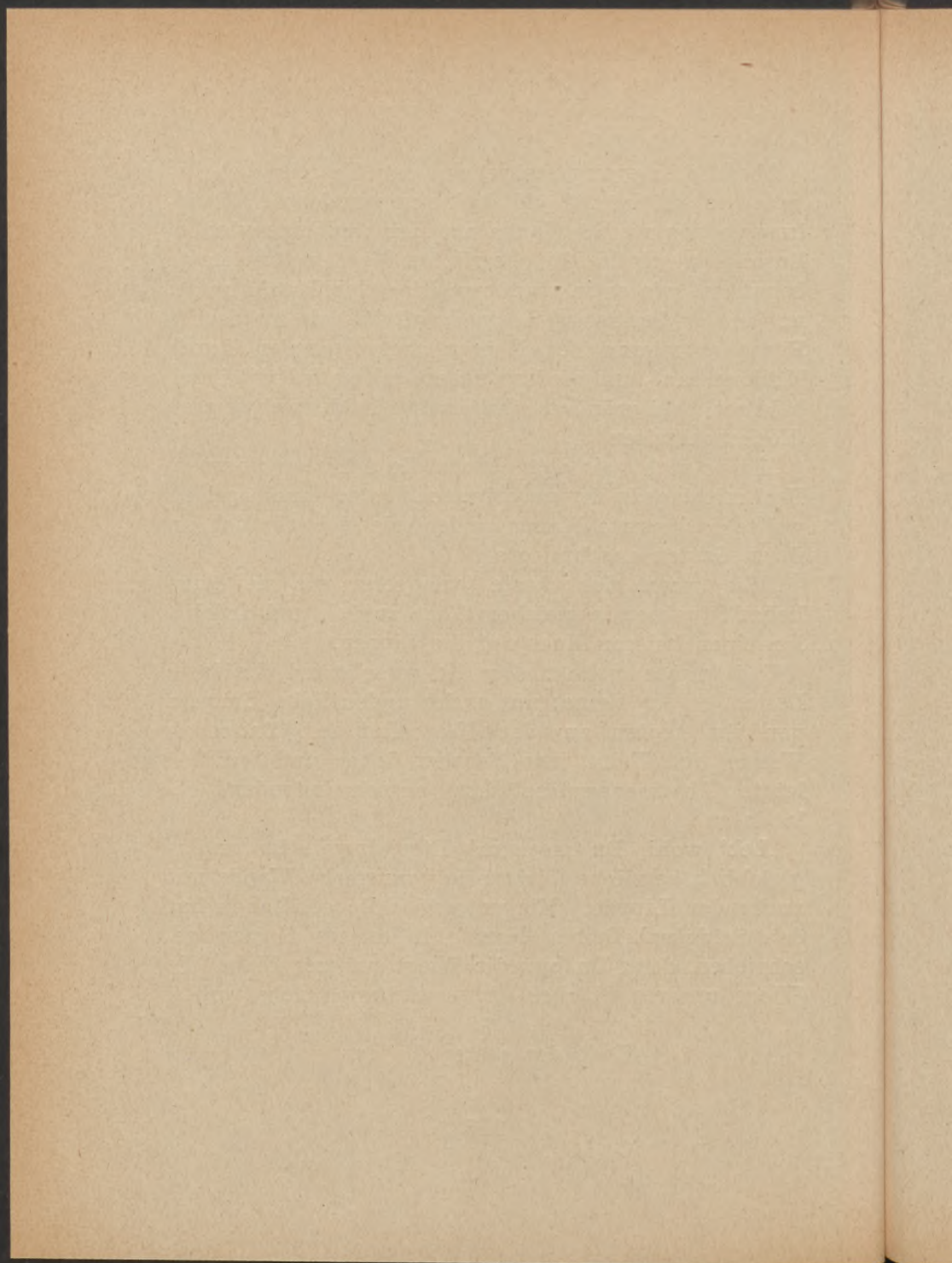
„Ist es nicht, als ob sich uns die Adria an unserem Hochzeitstage in ihrem schönsten Festschmucke zeigen wollte?“ flüsterte Wanda, indem sie sich zärtlich an ihren Gatten anschniegte.

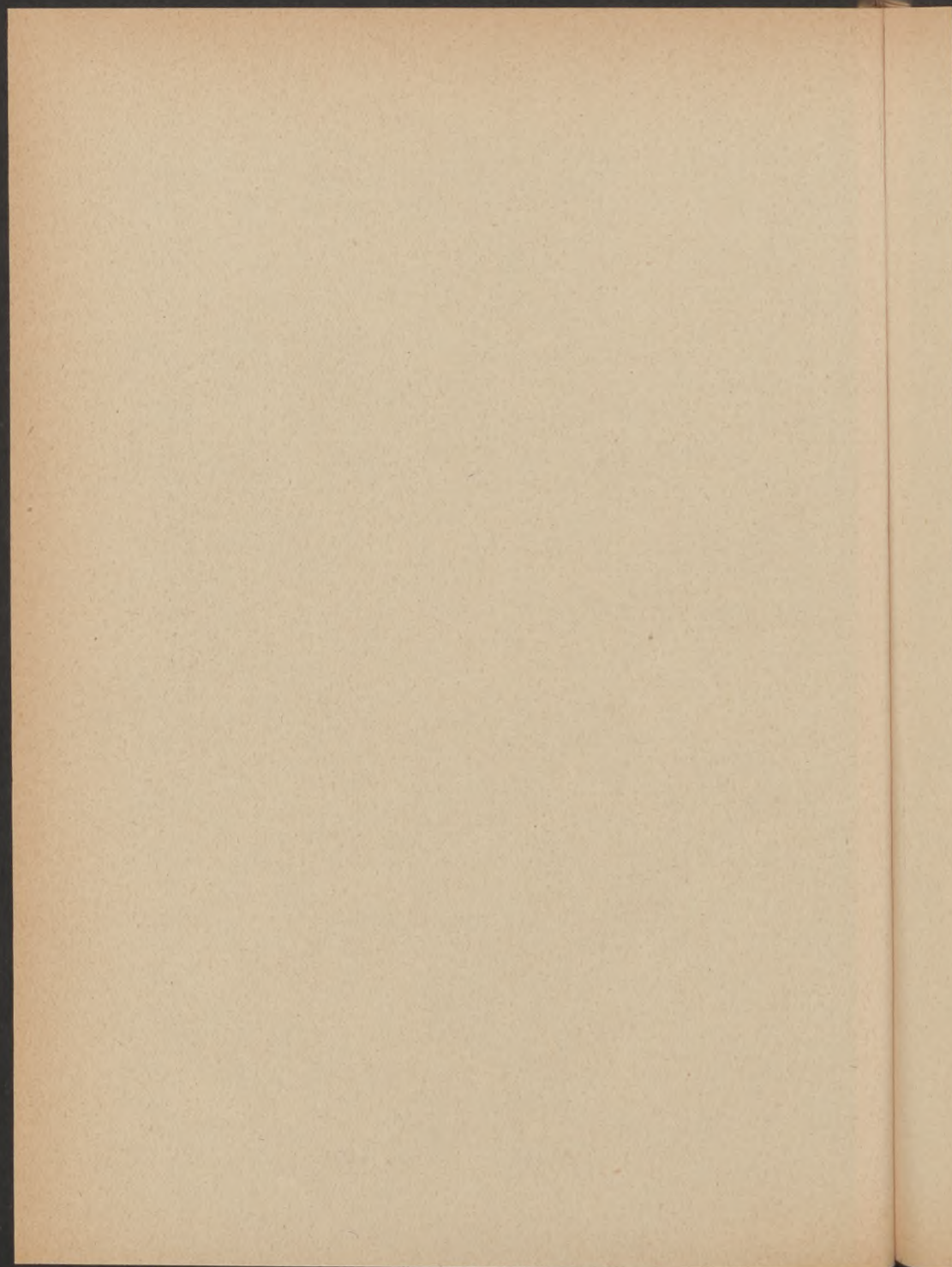
„Wie wenn sie wüsste, wie sehr wir sie beide lieben?“ gab er in gleichem Tone zurück und drückte ihr einen heißen Kuss auf die Lippen.

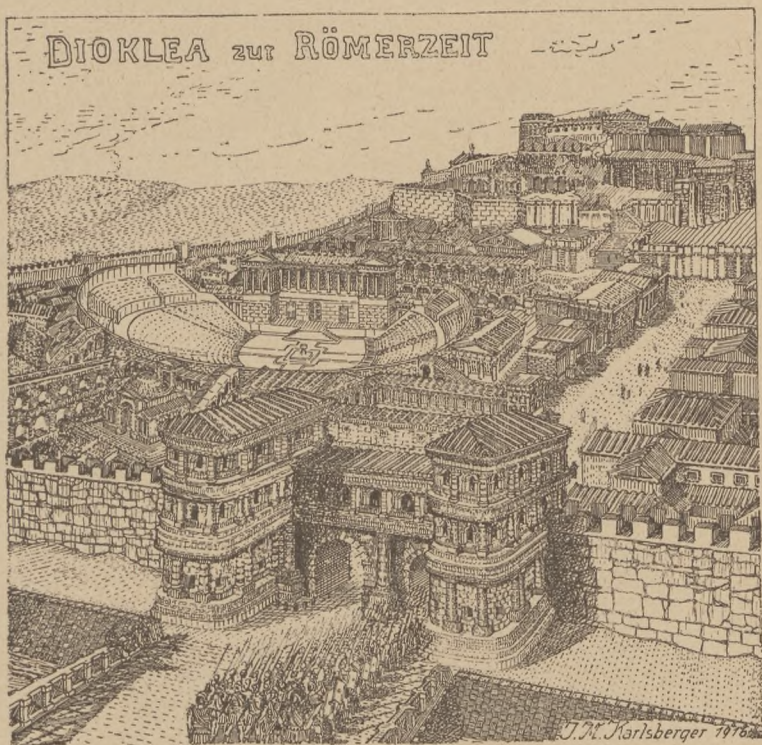
Und immer mehr und mehr verschwand die Insel Lesina in der Ferne; nur mehr undeutliche Umrisse von ihr ragten aus der Meeresflut auf. Da zogen Wanda und Heinz ihre Taschentücher und winkten letzte Abschiedsgrüsse dem entschwindenden Eilande zu.

„Leb' wohl, Du meerumspültes Juwel, Du unvergleichlich herrliche Adriaperle!“ murmelte Wanda mit zuckenden Lippen. „Mit unauslöschlichen Runen hat das Schicksal Deinen Namen in unsere Herzen geschrieben, denn Du bist die Wiege unserer Liebe, die Wiege unseres Glückes gewesen! Lesina, lebe wohl!“

Ende des ersten Teiles.







Zweiter Teil.

T
s
il
a
d
K
d
a
i
e
a
n
a
v
a
l
C
S

Bevor sich die ganze Gesellschaft zur abendlichen Table d'hôte im Speisesalon des Dampfers wieder zusammenfand, beauftragte Baron Borsod den Steward, ihn aus dem Speisesale zu holen, sobald sich das Schiff auf der Höhe der Halbinsel Sabbioncello befinde und den Kanal von Kurzola zwischen Sabioncello und Kurzola passiere. Er hatte sich nämlich der Mitteilung des Försters von Lesina über das dort von den Schiffen aus vernehmbare nächtliche Heulen der Schakale erinnert und wollte sich diesen Ohrenschmaus nicht entgehen lassen. Pünktlich erschien auch der Steward, als man mit dem Dessert gerade fertig geworden war, mit der betreffenden Meldung, auf welche hin sich alle aufs Oberdeck des Dampfers begaben. Der Steward, der von seinen häufigen Fahrten auf dieser Strecke über alles ziemlich genau unterrichtet war, wie sich der Baron durch schon vorher an ihn gestellte Kreuz- und Querfragen überzeugt hatte, musste mit.

„Die wenigen erleuchteten Häuser an der Küste Sabbioncellos, welche die Herrschaften sehen,“ erläuterte er, „bilden den kleinen Küstenort Lovischte am

Fusse des Bergplateaus Velika Toretta, auf dem es noch vor sieben bis acht Jahren die meisten Schakale gab. Lovischte galt daher auch bis zu diesem Zeitpunkte als der beste Ausgangspunkt für ergiebige Schakaljagden."

„Wie schon sein Name besagt," erklärte der Doktor. „Denn nachdem ‚Lov‘ die kroatische Bezeichnung für Jagd ist, so wäre ‚Lovischte‘ etwa mit ‚Jagdstätte‘ oder ‚Jagdplatz‘ zu übersetzen."

„Wie frech das Schakalgesindel in der Umgegend von Lovischte zu jener Zeit war," nahm der Steward wieder das Wort, „beweist eine wahre Begebenheit, die man sich heute noch in allen Orten Sabbioncellos erzählt. Eines Tages kochten sich Schiffer von Lovischte an einer Feuerungsstätte im Freien ihr bescheidenes Mahl ab, liessen dann ihre Koch- und Essgeräte am Platze und stachen mit ihrem Trabakel hinaus in die See, um dort ihr Netz auszuwerfen. Noch waren sie damit nicht fertig, als einer von ihnen zufällig einen Blick aufs Land zurückwarf, wo sich ihm ein erstaunliches Schauspiel darbot, auf das er seine Genossen augenblicklich aufmerksam machte. Schakale trabten nämlich aus dem Gebirge herunter und auf den verlassenen Lagerplatz zu, wo soeben abgekocht worden war, um in die verschiedenen Kessel und Töpfe zu gucken und sich an den übrig gebliebenen Speiseresten gütlich zu tun. Rasch hatten sich die Fischer zu einem Entschlusse geeinigt; das Netzauswerfen wurde verschoben und dem Fahrzeuge wieder der Kurs nach dem Lande gegeben, um die genäschigen Schakale von dort zu vertreiben. Diese aber hielten mit beispielloser Frechheit so lange aus, bis sich die

Fischer fast schon zu landen anschickten, und suchten dann erst das Weite, wobei es jedoch einem besonders leckermäuligen Schakal nicht glückte, seinen Kopf, den er tief in einen Kübel hineingesteckt hatte, rechtzeitig aus diesem herauszubekommen, denn der blecherne Tragreif des Kübels hatte sich ihm über den Nacken gelegt. Fersengeld galt's aber zu geben, um das liebe Leben zu retten; dem Schakal blieb daher nichts anderes übrig, als mit dem Kübel am Halse seinen schon früher abgezogenen Gefährten zu folgen. Ob es ihm jemals gelang, sich von dem unangenehmen Anhängsel zu befreien, ist bisher nicht bekannt geworden. Aber dass sich die ganze Geschichte tatsächlich so verhielt, hat mir der Herr Pfarrer von Viganj persönlich verbürgt."

Alles lachte über den Schakal, der sich durch seine Gefrässigkeit einen so lästigen Denkkettel aufgehalst hatte; am herzlichsten der Sektionschef, dem die Tränen dabei in die Augen traten.

„Aber dass man die Sippe noch immer nicht heulen hört!“ sagte mit sichtlicher Ungeduld der Baron.

„Wenn wir im Kanal von Kurzola noch ein Stück weiter drinnen sein werden, wo der Dampfer seinen Kurs etwas näher zur Küste nimmt, werden Sie, Herr Baron, das Schakalgeheul sicher vernehmen,“ versicherte der Steward mit Zuversicht. „Sehen die Herrschaften in der Ferne die Lichter, zwischen welchen eine kurze Strecke Dunkelheit herrscht? Das sind die kaum eine halbe Stunde von einander entfernten Nachbarorte Viganj und Kutschische, zu denen die Schakale durch schmale Felsenschluchten, die vom Monte Vipera zum Strande herniederführen, allnächt-

lich zur Küste heruntertraben, um sich an dieser ein junges Lamm oder Zicklein, ein Stück Hausgeflügel oder dergleichen zum Nachtmahl zu holen. Und bei diesen nächtlichen Küstenbesuchen lassen sie regelmässig ihre schönen Stimmen im Chorus erschallen."

Alles lauschte gespannt. Der Dampfer steuerte tatsächlich näher der Küste zu, die Lichter an derselben wurden grösser und deutlicher, auch einige Gebäude der beiden Ortschaften, wie beispielsweise den von hohen Zypressen flankierten Pfarrhof von Viganj, konnte man bereits genau unterscheiden, und mit einemmale klang ein eigentümlicher, langgezogener Ton vom Festlande her.

"Hören Sie es, meine Herrschaften? Das ist das Marschlied der aus dem Viperagebirge zur Küste heruntertrabenden Schakalrotten!" sagte der Steward.

Etwa fünf Minuten lang hielt der Schakalchoral in voller Tonfülle an, dann brach er jäh ab. Ein Mittelding zwischen Hundeheulen und Katzenschrei, wie es der Förster von Lesina sehr richtig bezeichnet hatte. Ein wütendes Gekläff folgte darauf.

"Jetzt klingt es aber wieder ganz anders!" äusserte sich der Baron.

"Das sind auch nicht mehr die Goldwölfe, Herr Baron, sondern die Haushunde, die ihnen Antwort geben," lautete die Erklärung.

Und auf das Hundegekläff folgte abermals Schakalgeheul, wobei beide manchmal kakophonisch in einander verschmolzen.

"Wirklich hochinteressant!" sagte Magda.

Als das Schiff an Viganj und Kutschische vorbei war, lag die Küste Sabbioncellos eine lange Strecke

in völliger Dunkelheit, ehe wieder einige Lichter am Gestade auftauchten.

„Dies sind die beleuchteten Häuser von Orebitsch,“ erklärte der Steward. „Orebitsch ist die letzte Ortschaft an der Südküste Sabbioncellos, an der wir so nahe vorüber kommen, denn auf der Höhe der weiteren Orte Trstenik und Giuliana fahren wir schon wieder so weit draussen im offenen Meere, dass wir von ihnen nichts sehen, umsomehr, als sie beide auch halb versteckt in kleinen Einbuchtungen liegen. Nach Trstenik und Giuliana nimmt dann das Gestade Sabbioncellos den Charakter einer unbewohnten Steilküste an, an der keine menschliche Ansiedlung mehr die einsame, starre Berglandschaft unterbricht. In dieser Gebirgswildnis, in welcher das 20 Kilometer lange Zagorje-Gebirge der bedeutendste Bergzug ist, sollen zwar auch noch viele Goldwölfe hausen, doch ist es ganz rätselhaft, wovon sich dieselben in dieser öden Steinwüste nähren. Offenbar nehmen sie dort in Ermangelung leckerer Fleischgerichte mit kärglicher Beerenahrung fürlieb.“

„Zu hören bekommen wir natürlich keine Goldwölfe mehr, nachdem unser Schiff fortan so weit von der Küste entfernt fährt?“ informierte sich der Baron.

„So ist es, Herr Baron!“ bejahte der Steward. „Auch fallen die Wände des Zagorje-Gebirges so steil zur Seeküste ab, dass die Schakale keinen Weg zu dieser herunter besitzen, an der für sie übrigens mangels jeder menschlichen Niederlassung auch gar nichts zu holen wäre.“

„Nachdem das Schakalkonzert also aus ist, so schlage ich vor, dass wir uns alle zur Ruhe begeben!“

beantragte der Sektionschef, dessen Proposition nirgends auf Widerstand stiess, am allerwenigsten bei den beiden neuvermählten Ehepaaren, deren jedem eine Schiffskajüte das erste Liebesnest werden und die blaue Adria mit ihrem Wellengeplätscher nach den Wonnen der Brautnacht das erste Schlummerlied singen sollte . . .

Als am nächsten Tage genau um 4 Uhr 29 Minuten morgens die Sonne aufging, überwältigend schön und prächtig, wie immer, hatten sich von sämtlichen Schiffspassagieren nur Friedeck und Wanda bereits am Oberdeck eingefunden, da der Doktor den Hochgenuss dieses Schauspiels, das ihn auf der Bootfahrt nach Torcola so mächtig ergriffen hatte, nun auch seiner jungen Gattin verschaffen wollte. An Gravosa-Ragusa und der Insel Lakroma, an der romantischen Brenobucht und an Ragusavecchia mit seinen zwei Scogli Bobara und Mrkan war das Schiff schon lange vorbei und steuerte bereits das Gestade der Landschaft Canali entlang, die mit der über 1200 Meter hohen Snijeschniza im Hintergrunde einen hochpittoresken Anblick gewährt.

„Wir fahren hier an einer Gegend vorbei, die man ihrer Fruchtbarkeit wegen den Garten Dalmatiens nennt,“ erklärte Friedeck seiner jungen Gemahlin. „Es ist die Landschaft Canali, die im Mittelalter ein Besitz der Fürsten von Zachlumien und Tribunien war, welche zu den bosnischen Königen in einem Vasallenverhältnisse standen. Von diesem Fürstenhause erwarb die Republik Ragusa die Landschaft Canali durch Kauf und liess sie als eine ihrer Grafschaften durch einen Conte verwalten, der zuerst in Pridvorje und

später in Gruda mit fast unumschränkter Gewalt residierte. Es war das um jene Zeit, wo Ragusa eine Rivalin Venedigs und gleich diesem eine Beherrscherin unserer Adria war. Tausende ragusäischer Handelsschiffe dehnten damals ihre Fahrten bis in den Pontus, nach Tunis, Aegypten und Syrien aus; um die Freundschaft des ragusäischen Grossen Rates, an dessen Spitze ein Rektor im Range wie der Doge Venedigs stand, buhlten um jene Zeit die mächtigsten Herrscher und Staaten der Erde; und wie Venedig besass auch Ragusa seinen eigenen, in einem goldenen Buche, dem Specchio, eingetragenen Adel, von welchem bei der Annexion Ragusas durch Oesterreich noch acht Geschlechter, ein markgräfliches, fünf gräfliche und zwei freiherrliche, existierten, die ihren Rang und ihre Wappen durch die österreichische Krone bestätigt erhielten und selbe daher heute noch führen. Die meisten von ihnen freilich verarmt und nur mehr von den Erinnerungen vergangener Grösse und Herrlichkeit zehrend!"

„Sic transit gloria mundi" lächelte elegisch die junge Frau, während ihr Gatte in seiner Schilderung fortfuhr.

„Wie die Bewohner des Brenotales, die Brenesinnen und Brenesen, als der schönste Menschenschlag Dalmatiens gelten, so lässt sich solches auch von jenen des Canalitales behaupten, durchwegs tannenschlangen hohen Gestalten mit ebenmässigen sympathischen und intelligenten Gesichtern. Die Canalesen wohnen ziemlich dicht in ihrem Distrikte beisammen, auf je einen Quadratkilometer ungefähr hundert, was für Dalmatien einen aussergewöhnlich hohen Perzentsatz

bedeutet, da dort durchschnittlich nur 41 Menschen auf je einen Quadratkilometer entfallen. Mit jenem sich ins Meer erstreckenden kleinen Festlandsvorsprunge, den wir jetzt schon vor uns in der Ferne erblicken und an welchen wir in etwa einer halben Stunde vorbeifahren werden, der Halbinsel Molonta, und dem ihr vorgelagerten Riffe erreicht der schönste fruchtbarste Teil der Landschaft Canali sein Ende, denn deren Fortsetzung nach Süden, ein Landstrich von höchstens zehn Kilometer Länge, läuft in eine wenig kultivierte, nur fünf armselige kleine Dörfer tragende schmale Landzunge aus, bei deren südöstlichen Spitze, der Punta d'Ostro, bereits die Einfahrt in die berühmte Bocche beginnt."

„Schon so nahe sind wir derselben?" fragte Wanda, angenehm überrascht. „Da müssen wir doch unsere Leute aufwecken lassen, damit sie die interessante Einfahrt nicht etwa versäumen. Nicht wahr, Heinz?"

„Gewiss," entgegnete dieser. „Ich will sogleich dem Steward einen diesbezüglichen Auftrag erteilen."

Und eiligst begab er sich in den unteren Schiffsraum hinunter, wo er die gewünschte Anordnung gab, nach der er sich unverzüglich wieder an der Seite seines holden Frauchens am Oberdeck einfand, um selbes zum Frühstück abzuholen, nachdem der Morgenkaffee in der Schiffsküche schon fertig gebraut war und auf der langen Mitteltafel des Speisesaales die Frühstückstassen bereits in langer Reihe aufgestellt standen. Eine Viertelstunde währte es ungefähr, bis auch der Baron und die junge Baronin, der Sektionschef und Fräulein Cartesius aus ihren Kajüten angerückt kamen. Dann wurde, rascher als jemals, gefrüh-

stückt, um den Morgenimbiss noch vor dem Einlaufen in die Bocche erledigt zu haben und sich auf dem Oberdeck dem Zauber der Einfahrt in die Bocche voll und ganz hingeben zu können.

Die Bocche! Welch' eine Fülle von Wundern und landschaftlichen Schönheiten schliesst nicht dieser Name in sich: Städte, Golfe, Inseln, himmelanstarrende Berge — Anmutiges mit Wildem gepaart! Eine Perlenreihe in Oesterreichs Kaiserkrone, die kein anderes Juwel an Glanz überstrahlt, — ein Stück Erde und Meer, wie es innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle nirgendwo ein schöneres gibt!

Zwischen der Punta d'Ostro mit ihrem Leuchtturm, ihrer Semaphorenstation, ihrem alten und neuen Sperrfort zur Linken und der Punta d'Arza zur Rechten, vor welcher sich die Insel Rondoni mit dem Fort Mamola und eine kleine Klippe mit dem Wallfahrtskirchlein Sveta Gospa aus den Fluten erhebt, läuft der Dampfer in die Bocche di Cattaro ein. Bei den steil ins Meer abfallenden hohen Hängen der Punta Kobila passiert er die Sutorina, herzegowinisches Küstenland, umfährt hierauf das Westkap der Halbinsel Luschtiza und schwenkt in die weite Toplabai ein, in der man zunächst des Hafens von Porto Rose ansichtig wird, eines lieblichen Küstenortes, der sich durch seine sonnige Lage und reiche Vegetation für ein Winter-Refugium ganz hervorragend eignen würde und in dieser Hinsicht seinem istriatischen Namensvetter, dem Seebade Portorose in der Nähe Piranos, vielleicht noch einmal ganz bedeutend Konkurrenz machen wird. Die Dampferfahrt geht sodann schnurgerade dem Nordgestade der Toplabai zu, auf dem

sich die Stadt Castelnovo amphitheatralisch auf felsigen Anhöhen aufbaut. Teils noch erhaltene, teils schon in Ruinen liegende Festungswerke verleihen ihr ein äusserst malerisches Gepräge.

„Hier möchte ich Euch, meine Lieben, aufmerksam machen,“ wandte sich Friedeck an seine Gesellschaft, „dass Castelnovo ehemals die Hauptstadt der Fürstentümer Zachlumien und Tribunien und als solche Ercegnovi genannt war, wie sie im Slawischen übrigens heute noch heisst. Als später die Fürstentümer Zachlumien und Tribunien zu einem einzigen Lande verschmolzen, gab man diesem nach ihrer Hauptstadt Ercegnovi den Namen Herzegowina.“

„Von daher also stammt die Benennung der Herzegowina? Auf diese reizende kleine Bocchestadt leitet sie ihren Namensursprung zurück? Für diese Aufklärung bin ich Dir wirklich recht dankbar, mein lieber Heinz,“ sagte der Sektionschef mit Wärme.

„Ich auch,“ pflichtete ihm der Baron treuherzig bei. „Auch meine historischen Kenntnisse hast Du hiedurch um eine für jeden Oesterreicher und Ungarn ebenso wichtige, als hochinteressante Belehrung bereichert.“

Von Castelnovo nimmt der Dampfer östlichen Kurs, auf dem sich den Reisenden eine Reihe ungemein freundlicher Küstenbilder entrollt. Zunächst genussvolle Ausblicke auf das am Fusse der Dobrostiza gelegene Dörfchen Meljine mit seinem Seelazarett und auf das fast 900 Jahre alte Serbenkloster Savina, neben dem sich das anmutige Oertchen Zeleniza ausbreitet, wo die nach Gravosa-Ragusa führende Eisenbahn anfängt. Dann passiert das Schiff den schmalen

Kumborkanal und tritt in das grösste Wasserbecken der Bocche, in die Teodobai, ein, welche in ihrem Ostteile sechs Kilometer Breite besitzt und nach allen Richtungen ebenfalls lohnende Augenweide gewährt, so z. B. auf die sich an der Nordküste entlangziehenden kleinen Ortschaften Gjenowitsch, Baoschitsch, Bijela und Joschize donja, hinter welchen ausgedehnte Weinkulturen terrassenförmig die Hänge des Monte Dewesite bedecken, sowie gegen Osten auf die Orte Lepetane, Lastua und Teodo, um welche sich an den Lehnen des Vrmatschgebirges gleichfalls lachende Rebengärten weithin landeinwärts erstrecken.

„Diese Weinkulturen betrachte Dir durch Dein Glas, Onkel Werner!“ wandte sich der Doktor an den Sektionschef. „Und wenn wir in Cattaro angekommen sein werden, verlange dort Marzeminwein, der auf den Abdachungen des Vrmatschgebirges gedeiht und von dem Du in des Wortes vollster Bedeutung begeistert sein wirst, denn er schmeckt wie Malagawein und würde, mit einer Malagaetikette versehen, von den besten Weinkennern arglos als solcher getrunken werden.“

Der schönste Ausblick in der Teodobai eröffnet sich jedoch gegen Süden auf drei liebliche Inselschollen im Meere: die beiden Klostereilande Prewlaka und Otok und das Inselchen Stradiotti, auch San Marco genannt. Das Festland hinter ihnen ist die Landschaft von Krtole auf der Halbinsel Luschtiza zwischen der Krtolebucht der Teodobai und der Trastebai des offenen adriatischen Meeres. In die Krtolebucht mündet der Leschnizabach, an dessen versumpften Ufern es zahlreiche Schildkröten gibt.

Nachdem der Dampfer Lepetane, den letzten Ort an der Ostküste der Teodobai, hinter sich hat, durchfährt er zwischen der Punta Gjurowitsch und der Punta Tschinowitsch die schmale Meerenge von Verige oder Catene, die zur Zeit Königs Ludwig des Grossen von Ungarn mit Ketten abgesperrt war, um die Einfahrt venezianischer Schiffe in den Golf von Cattaro zu verhindern, und tritt in den grossen Golf von Cattaro ein, der an Grossartigkeit alles bisher Gesehene übertrifft.

Nördlich weitet sich die Bucht von Risano, an deren östlichem Ufer sich die stattliche Marktgemeinde Risano mit ihren malerischen Häusern ausbreitet, unter dem Namen Rhizon schon im Altertum häufig genannt, besonders zur Zeit der mehrfachen Kriege Roms gegen das grossillyrische Reich, als die berühmte Illyrierkönigin Teuta dort ihre letzte Residenz und ihren letzten Zufluchtsort hatte. Starre mächtige Felsenberge türmen sich hinter Risano zum Himmel empor, von einer neuen Serpentinenstrasse durchwunden, die ins wilde Hochland der Krivoschijaner hinaufführt. Unmittelbar gegenüber der Meerenge von Verige-Catene liegt am Ostgestade des Golfes von Cattaro das kleine Städtchen Perasto mit den ihm im Meere vorgelagerten winzigen Inselschollen San Giorgio und Madonna dello Scalpello; grüne Orangerieen und Ruinen alter Adelspalazzi grüssen vom Strande Perastos zum Schiffe herüber, das dann am Ostufer noch die Dobrotadörfer passiert, deren einzelne Häuser fast durchweg Schiesscharten besitzen und zum Teile bis in die neueste Zeit zur Selbstverteidigung sogar mit Kanonen versehen waren,

während am Westufer der von vielen Sagen umwobene Ort Perzagno den letzten genussreichen Ausblick vom Dampfer gewährt, ehe das Endziel der Bocchefahrt glücklich erreicht ist: Cattaro, Süddalmatiens grösste und herrlichste Stadt am Fusse des Pestingrad und der felsigen Hänge des Lovtschen.

Als die Gesellschaft in Cattaro gemeinsam das Lloydsschiff verliess, auf dem der Sektionschef und Fräulein Cartesius ihr ganzes Reisegepäck in Verwahrung gegeben hatten, da sie noch am Abende des selben Tages mit dem gleichen Dampfer nach Ragusa zurückzufahren gesonnen waren, richtete Friedeck an den Sektionschef die Frage: „Nun, Onkel Werner, bereust Du vielleicht, uns bis hierher begleitet zu haben?“

„Nein, tausendmal nein!“ gab derselbe lebhaft zur Antwort. „Ich danke Euch vielmehr, Kinder, dass Ihr über meine Person so verfügtet, denn diese Bocchefahrt ist wirklich der Glanzpunkt unserer ganzen heurigen Dalmatienreise gewesen.“

„Mir ganz aus der Seele gesprochen,“ pflichtete ihm Fräulein Cartesius bei, worauf Magda lächelnd und mit dem Finger drohend versetzte:

„Ihr seht nun beide, wie gut wir es mit Euch meinten! Ihr hieltet es für Egoismus von unserer Seite, als wir Euere Begleitung bis Cattaro in unser Reiseprogramm einbezogen, während wir dabei nur das Eine im Auge hatten, Euch noch den schönsten Teil Dalmatiens kennen lernen und bewundern zu lassen.“

Bei der Porta della Marina, die vom Hafen ins Weichbild der Stadt führt, sagte der Doktor, indem er seine Taschenuhr zog und einen Blick auf sie warf:

„Unsere Ankunft ist ziemlich pünktlich erfolgt; wir haben fünf Minuten nach Sieben, also noch beinahe drei Stunden bis zu unserer Weiterfahrt nach Cettinje Zeit, während welcher wir nicht nur alle Sehenswürdigkeiten der Stadt mit Musse besichtigen, sondern auch noch ein gemeinsames Gabelfrühstück einnehmen können. Einstweilen schlage ich vor, dass Ihr alle hier im Garten des Hafencafés Doimi einkehret und Euch einige Gläschen Maraschino gut munden lasset, während ich mich nach der montenegrinischen Agentur, die ich von früher her kenne, begeben, um uns im Postautomobil, das uns nach Cettinje bringen wird, vier Plätze sichern zu lassen.“

Alle erklärten sich mit diesem Vorschlage einverstanden und der Sektionschef und Baron Borsod liessen sich mit den drei Damen an einem Tische im Cafégarten nieder, indessen sich Friedeck auf den Weg in die Stadt machte, um die Fahrbillette zu lösen. Noch war er von dort nicht zurückgekehrt, als der Steward des Lloydschiffes, der in der Stadt einiges eingekauft hatte, hastigen Schrittes am Caféhausgarten vorbeikam und, als er die Reisegesellschaft darin um einen Tisch herumsitzen sah, am Zaune, der den Garten gegen die Riva umfriedet, stehen blieb, wobei er, ein Zeitungsblatt in der Hand schwenkend, in frohem Tone über die Hecke hinüberrief:

„Eine freudige Zeitungsnachricht, meine Herrschaften! Die Kriegsgefahr scheint beseitigt, denn Serbien erklärt sich bereit, alle unsere Forderungen zu erfüllen.“

Mit einem Sprunge war der Baron am Geländer.

„Wo steht dies zu lesen?“ fragte er lebhaft.

„Hier in einer Wiener Zeitung vom gestrigen Datum,“ erwiderte der Gefragte, indem er zugleich dem Baron, an dessen Seite inzwischen auch der Sektionschef und die drei Damen getreten waren, das betreffende Zeitungsblatt überreichte, aus welchem Sektionschef Werner laut vorzulesen begann:

„Die am 25. Juli an die österreichische Regierung gerichtete Note Serbiens hatte folgenden Wortlaut: Die königliche Regierung hat die Mitteilung der k. u. k. Regierung vom 23. Juli erhalten und ist überzeugt, dass ihre Antwort jedes Missverständnis zerstreuen wird, das die freundnachbarlichen Beziehungen zwischen der österreichischen Monarchie und dem Königreich Serbien zu stören droht. Die königliche Regierung ist sich bewusst, dass der grossen Nachbarmonarchie gegenüber bei keinem Anlasse jene Proteste erneuert wurden, die seinerzeit sowohl in der Skupschina als auch in Erklärungen und Handlungen der verantwortlichen Vertreter des Staates zum Ausdrucke gebracht wurden und die durch die Erklärung der Serbischen Regierung vom 18. März 1909 ihren Abschluss gefunden haben, sowie weiter, dass seit jener Zeit weder von den verschiedenen einander folgenden Regierungen des Königreichs, noch von deren Organen der Versuch unternommen wurde, den in Bosnien und der Herzegowina geschaffenen politischen und rechtlichen Zustand zu ändern. Die königliche Regierung stellt fest, dass die k. u. k. Regierung in dieser Richtung keinerlei Vorstellungen erhoben hat, abgesehen von dem Falle eines Lehrbuches, hinsichtlich dessen die k. u. k. Regierung eine vollkommen befriedigende Aufklärung erhalten hat. Serbien hat während der

Dauer der Balkankrise in zahlreichen Fällen Beweise für seine pazifistische und gemässigte Politik geliefert, und es ist nur Serbien und den Opfern, die es ausschliesslich im Interesse des europäischen Friedens gebracht hat, zu danken, wenn dieser Frieden erhalten geblieben ist. Die königliche Regierung kann nicht für Aeusserungen privaten Charakters verantwortlich gemacht werden, wie es Zeitungsartikel und die friedliche Arbeit von Gesellschaften sind, — Aeusserungen, die fast in allen Ländern ganz gewöhnliche Erscheinungen sind und die sich im allgemeinen der staatlichen Kontrolle entziehen. Dies um so weniger, als die königliche Regierung bei der Lösung einer ganzen Reihe von Fragen, die zwischen Serbien und Oesterreich-Ungarn aufgetaucht waren, grosses Entgegenkommen bewiesen hat, wodurch es ihr gelungen ist, deren grösseren Teil zugunsten des Fortschritts der beiden Nachbarländer zu lösen. Die königliche Regierung war deshalb durch die Behauptungen, dass Angehörige Serbiens an der Vorbereitung des in Sarajevo verübten Attentates teilgenommen hätten, schmerzlichst überrascht. Sie hatte erwartet, zur Mitwirkung bei den Nachforschungen über dieses Verbrechen eingeladen zu werden, und war bereit, um ihre vollkommene Korrektheit durch Taten zu beweisen, gegen alle Personen vorzugehen, hinsichtlich welcher ihr Mitteilungen zugekommen wären. Den Wünschen der k. u. k. Regierung entsprechend, ist die königliche Regierung somit bereit, dem Gerichte ohne Rücksicht auf Stellung und Rang jeden serbischen Staatsangehörigen zu übergeben, für dessen Teilnahme an dem Sarajevoer Verbrechen ihr Beweise geliefert werden

sollten. Sie verpflichtet sich insbesondere auf der ersten Seite des Amtsblattes vom 13. (d. i. 26.) Juli folgende Enuntiation zu veröffentlichen: „Die königlich serbische Regierung verurteilt jede Propaganda, die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet sein sollte, d. h. die Gesamtheit der Bestrebungen, die in letzter Linie auf die Losreissung einzelner Gebiete von der österreichisch-ungarischen Monarchie abzielen, und sie bedauert aufrichtig die traurigen Folgen dieser verbrecherischen Machenschaften.“ Die königliche Regierung bedauert besonders, dass laut der Mitteilung der k. u. k. Regierung gewisse serbische Offiziere und Fuktionäre an der obengenannten Propaganda mitgewirkt und dass diese damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet hätten, zu deren Beobachtung sich die königliche Regierung durch die Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die königliche Regierung verpflichtet sich weiter, anlässlich des nächsten ordnungsmässigen Zusammentrittes der Skuptschina in das Pressgesetz eine Bestimmung einzuschalten, wonach die Aufreizung zum Hasse und zur Verachtung gegen die Monarchie sowie jede Publikation strengstens bestraft würde, deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität Oesterreich-Ungarns gerichtet ist. Sie verpflichtet sich ferner, anlässlich der demnächst erfolgenden Revision der Verfassung in den Artikel XXII des Verfassungsgesetzes einen Zusatz aufzunehmen, der die Konfiskation derartiger Publikationen gestattet, was nach den klaren Bestimmungen des Artikels XXII der Konstitution derzeit unmöglich ist. Die königliche Regierung besitzt zwar keinerlei Beweise dafür, und auch die

Note der k. u. k. Regierung liefert ihr keine solchen, dass der Verein „Narodna Odbrana“ und andere ähnliche Gesellschaften bis zum heutigen Tage durch eines ihrer Mitglieder irgend welche verbrecherische Handlungen dieser Art begangen hätten. Nichtsdestoweniger wird die königliche Regierung die Forderung der k. u. k. Regierung annehmen und die Gesellschaft „Narodna Odbrana“ sowie jede Gesellschaft, die gegen Oesterreich-Ungarn wirken sollte, auflösen. Die königlich serbische Regierung verpflichtet sich, ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterrichte in Serbien alles auszuschneiden, was die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda fördern könnte, falls ihr die k. u. k. Regierung tatsächliche Beweise für diese Propaganda liefert. Die königliche Regierung ist auch bereit, jene Offiziere und Beamte aus dem Militär- und Zivildienste zu entlassen, hinsichtlich welcher durch gerichtliche Untersuchung festgestellt wird, dass sie sich Handlungen gegen die territoriale Integrität der Monarchie haben zuschulden kommen lassen; sie erwartet, dass ihr die k. u. k. Regierung zwecks Einleitung des Verfahrens die Namen dieser Offiziere und Beamten und die Tatsachen mitteilt, welche denselben zur Last gelegt werden. Die königliche Regierung muss bekennen, dass sie sich über den Sinn und die Tragweite jenes Begehrens der k. u. k. Regierung nicht volle Rechenschaft geben kann, welches dahin geht, dass die königlich serbische Regierung sich verpflichten soll, auf ihren Gebieten die Mitwirkung von Organen der k. u. k. Regierung zuzulassen, doch erklärt sie, dass sie jede Mitwirkung anzunehmen bereit wäre, welche den Grundsätzen des Völkerrechts und des

Strafprozesses sowie den freundnachbarlichen Beziehungen entsprechen würde. Die königliche Regierung hält es selbstverständlich für ihre Pflicht, gegen alle jene Personen eine Untersuchung einzuleiten, die an dem Komplott vom 15. (d. i. 28.) Juni beteiligt waren oder beteiligt gewesen sein sollen und die sich auf ihrem Gebiete befinden. Was die Mitwirkung von hiezu speziell delegierten Organen der k. u. k. Regierung an dieser Untersuchung anbelangt, so kann sie eine solche nicht annehmen, da dies eine Verletzung der Verfassung und des Strafprozessgesetzes wäre. Doch könnte den österreichisch-ungarischen Organen in einzelnen Fällen Mitteilung von den Ergebnissen der Untersuchung gemacht werden. Die königliche Regierung hat noch am Abend des Tages, an dem ihr die Note zukam, die Verhaftung des Majors Voislav Tankositsch verfügt. Was aber den Milan Ciganowitsch anbelangt, der ein Angehöriger der österreichisch-ungarischen Monarchie ist und der bis zum 15. Juni als Aspirant bei der Eisenbahndirektion bedienstet war, so konnte dieser bisher nicht ausgeforscht werden, weshalb ein Steckbrief gegen ihn erlassen wurde. Die k. u. k. Regierung wird gebeten, zwecks Durchführung der Untersuchung sobald als möglich die bestehenden Verdachtsgründe und die bei der Untersuchung in Sarajewo gesammelten Schuldbeweise in der bezeichneten Form bekanntzugeben. Die serbische Regierung wird die bestehenden Massnahmen gegen die Unterdrückung des Schmuggels von Waffen und Explosivstoffen verschärfen und erweitern. Es ist selbstverständlich, dass sie sofort eine Untersuchung einleiten und jene Beamten des Grenzdienstes in der

Linie Sabac-Loznica streng bestraft wird, die ihre Pflicht verletzt und die Urheber des Verbrechens die Grenze haben überschreiten lassen. Die königliche Regierung ist gern bereit, Erklärungen über die Aeusserungen zu geben, welche ihre Beamten in Serbien und im Auslande nach dem Attentate in Interviews gemacht haben und die nach der Behauptung der k. u. k. Regierung der Monarchie feindselig waren, sobald die k. u. k. Regierung die Stellen dieser Ausführungen bezeichnet und bewiesen haben wird, dass diese Aeusserungen von den betreffenden Funktionären tatsächlich gemacht worden sind. Die königliche Regierung wird selbst Sorge tragen, die nötigen Beweise und Ueberführungsmittel hierfür zu sammeln. Die königliche Regierung wird, sofern dies nicht schon in dieser Note geschehen ist, die k. u. k. Regierung von der Durchführung der in den vorstehenden Punkten enthaltenen Massnahmen in Kenntnis setzen, sobald eine dieser Massregeln angeordnet und durchgeführt wird. Die königlich serbische Regierung glaubt, dass es im gemeinsamen Interesse liege, die Lösung dieser Angelegenheit nicht zu überstürzen, und ist daher, falls sich die k. u. k. Regierung durch diese Antwort nicht für befriedigt erachten sollte, wie immer bereit, eine friedliche Lösung anzunehmen, sei es durch Uebertragung der Entscheidung dieser Frage an das Internationale Gericht im Haag, sei es durch Ueberlassung der Entscheidung an die Grossmächte, welche an der Ausarbeitung der von der serbischen Regierung am 18. (d. i. 31.) März 1909 abgegebenen Erklärung mitgewirkt haben."

Sektionschef Werner war mit der Vorlesung der langen, zwei volle Blattseiten füllenden serbischen Note zu Ende. Fragend liess er den Blick von einem zum andern der ihn Umstehenden gleiten, denen sich mittlerweile auch Friedeck zugesellt hatte, der aus der Stadt bereits zurückgekehrt war.

„Der Form nach zwar ein Eingehen auf fast alle unsere Forderungen!“ brach endlich Baron Borsod das allseitige Schweigen. „Aber Ihre Ansicht, mein lieber Steward, dass die drohende Kriegsgefahr durch diese serbische Antwortnote endgiltig aus der Welt geschafft sei und beseitigt erscheine, vermag ich denn doch nicht zu teilen.“

Friedeck nickte ihn zustimmend zu.

„Du hast Recht, Béla,“ sagte er ernst. „Auch nach meinem Empfinden bedeutet diese Note Serbiens durchaus nicht den Frieden, sondern vielmehr den sicheren Krieg, da sie von Hinterhältigkeiten und Unaufrichtigkeiten geradezu strotzt. Lächerlich ist die Ablehnung, dass die serbische Regierung von den uns feindseligen Umtrieben der „Narodna Odbrana“ keine Kenntnis besessen habe; unwahr und erlogen die Behauptung, Ciganowitsch sei nicht auszuforschen gewesen, nachdem unsererseits unter Beweis gestellt wurde, dass der Polizeipräfekt von Belgrad diesem dunkeln Ehrenmanne sogar persönlich zur Flucht behilflich gewesen sei; und die Ablehnung der Mitwirkung österreichischer Organe bei der in Serbien einzuleitenden Untersuchung unter dem nichtigen Vorwande, dass dies eine Verletzung der serbischen Verfassung und des serbischen Strafgesetzes sein würde, offenbart das Bestreben, in diesem Punkte eine un-

überbrückbare Schwierigkeit in den diplomatischen Verhandlungen zwischen den beiden Staaten zu schaffen. Wie die hohlen Phrasen von Serbiens friedfertigen und freundnachbarlichen Gesinnungen unserer Monarchie gegenüber zu werten sind, wissen wir längst; ich glaube daher, dass unsere Regierung auf diese Note Serbiens nur mehr durch die Kriegserklärung antworten wird."

Mit verdutztem Gesichte lauschte der Steward diesen Ausführungen.

„Ja, ja, mein lieber Steward!" nahm hierauf der Sektionschef das Wort. „Hoffen Sie nicht auf Frieden, sondern rechnen Sie mit sicherem Krieg! Hier haben Sie Ihre Zeitung zurück, in die Sie uns Einblick nehmen zu lassen so freundlich waren; haben Sie Dank dafür."

Mit einer tiefen Verneigung eilte der Steward an Bord seines Schiffes zurück, worauf die Gesellschaft ihre Caféhauszeche bezahlte und nach der Stadt aufbrach, in der Friedeck es übernahm, bei der Besichtigung der einzelnen Sehenswürdigkeiten den Cicerone zu machen. Das erste Objekt, das man in Augenschein nahm, war der herrliche Dom, ein aus dem XI. Jahrhundert stammender Bau in byzantinischem Stile, an dessen Stelle sich schon früher eine um das Jahr 809 nach Christus von Andreazzo de Sarazenis erbaute, nachmals zerstörte Kirche erhob.

Der heutige Dom ist dem heiligen Trifon geweiht, dessen Kopf in einer Hauptnische der Kathedrale in einem Goldgefäße aufbewahrt wird. Trifon erlitt als achtzehnjähriger Jüngling unter dem römischen Kaiser Decius den Märtyrertod; ihm zu Ehren prägte

die einstmals freie und unabhängige Republik Cattaro eigene Münzen mit seinem Bilde, und sein Andenken wird von der Marinerezza, einer Bruderschaft bocchesischer Seeleute mit ehemals militärischer Organisation, alljährlich am Trifonstage durch pompöse Umzüge durch die Stadt, an denen sich Alt und Jung in Waffen und alten Kostümen beteiligt, noch heute gefeiert. Der Oberste der Marinerezza, der ehemals den Admiralstitel führte und eine monatliche Dotierung von 17 Dukaten bezog, konnte am Trifonstage für abgeurteilte Cattariner sogar Begnadigungen erwirken.

Nach dem Dome kamen die übrigen Kirchen Cattaros an die Reihe besichtigt zu werden, und zwar zunächst die kleine Kirche der heiligen Klara mit einem prächtigen Vorhange, der aus gelbem Marmor gemeißelt ist, und nach ihr die Kollegiatkirche Maria del Fiume der Serben, in welcher eine montenegrinische Jungfrau namens Osanna begraben liegt, zu deren geweihter Ruhestätte an ihrem Gedächtnistage, dem 25. Jänner, besonders aus Montenegro zahlreiches Volk in langen Scharen zu wallfahrten pflegt. Nach dem Kirchenbesuche wurde ein Rundgang durch die ganze Stadt unternommen, in der es an Denkmälern und Baulichkeiten viel des Interessanten zu sehen gibt: von der Römerzeit angefangen, in der die Stadt noch Ascrivium hiess, sowie auch aus späterer Zeit. Aus ersterer verdienen namentlich ein römischer Opferaltar vor dem städtischen Uhrturm und das Denkmal einer römischen Jungfrau mit ihrem Lehrer Beachtung; aus späteren Zeitperioden jedoch vor allem übrigen diverse Palazzi alter Cattariner Adels-

geschlechter, deren um das Jahr 1480 in Cattaro noch 81 bestanden, von denen es 1850 nur noch die Familien Bisanti, Pasquali, Botia, Drago und Bucchia gab. Als originellste Sehenswürdigkeiten der Stadt suchte man schliesslich den Montenegrinermarkt vor dem Marinertor auf, wo die Söhne und Töchter der Schwarzen Berge ihre Landesprodukte zum Verkaufe feilbieten: Kastradina, den schmackhaften montenegrinischen Hammel- und Ziegenschinken, die geräucherten Skoranze-Fische aus dem Skutarisee, frische Lachsforellen und andere Flussfische aus der Crnojewiza Rijeka, Honig und Wachs, Sumachhölzer und Sumachblätter, Hausgeflügel und Hasen, Kartoffeln und Kohl, den aus Pflaumen gebrannten Nationalschnaps Raky und zur Weinlesezeit köstliche Trauben aus der Crmnicka und Ljeschanska Nahija, in deren letzterer die berühmte Wein- gegend Beri liegt. Ein in nächster Nähe des Montenegrinermarktes befindliches kleines Steinhaus, dessen Tür offen stand und dessen Innenraum man mit Pistolen, Revolvern und Dolchmessern angefüllt sah, erregte die besondere Aufmerksamkeit der ganzen Reisegesellschaft, mit Ausnahme Friedecks, der die Bestimmung dieses Häuschens schon kannte und sie den übrigen mit den Worten erklärte:

„Hier müssen die aus Montenegro nach Cattaro herunterkommenden Markleute männlichen Geschlechtes ihre Waffen ablegen, solange sie auf österreichischem Boden verweilen, und erhalten selbe erst auf ihrem Heimwege nach Montenegro wieder zurück.“

„Auf diesem Montenegrinermarkte empfangen wir, die wir uns heute noch nach Montenegro begeben, eigentlich schon einen Vorgeschmack dieses hochro-

mantischen und hochinteressanten, eigenartigen Landes, dem man eine gewisse Poesie entschieden nicht absprechen darf", sagte Magda.

„In der Tat", erwiderte Wanda. „Auf mich machen die grossen, stämmigen Männergestalten in ihrer malerischen, kleidsamen Nationaltracht einen ganz vorzüglichen Eindruck."

„Der sich in Cettinje noch erhöhen wird, liebes Herz", entgegnete Friedeck. „Denn hier siehst Du ja doch nur die ärmliche Klasse, während Dir dort die Reichen in ihren prunkvollen Galagewändern sogar Bewunderung abringen werden. Diese ihre Fest- und Feiertagskleider sind nämlich durchwegs sehr kostbar. Bei den „Herren der Schöpfung" bestehen sie aus der goldbetressten, grellroten Weste, dem Dschamadan, dem auf der Brust offenen weissen Faltenrocke, dem Gunj, und der über diesen beiden Kleidungsstücken getragenen, goldverzierten ärmellosen Leibjacke Jelek. Um den Leib sind drei Binden gewunden: eine solche aus rotem Stoffe, über dieser die lederne Waffengürtelbinde Kolan und als letzte, oberste Binde trägt man den silberdurchwirkten Pas. Im Kolan stecken Revolver oder Pistole und Handschar, die bei reichen Montenegrinern mit Gold und Silber, ja sogar mitunter mit Edelsteinen eingelegt sind. Die Beinkleider, Gatsche genannt, reichen bis zu den Knien, an sie schliessen sich die Schnürgamaschen Dokoljenitsche, und die Fussbekleidung bilden entweder Opanken aus Saffianleder oder Schnürstiefel nach westeuropäischer Art. Die Kopfbedeckung ist eine kleine, rote, schwarzgeränderte Kappe, die Kapa, deren Farbenzusammenstellung eine

symbolische ist, da die rote Grundfarbe die blutige Schlacht auf dem Amselfelde versinnbildlichen soll, dagegen der schwarze Rand die Trauer um die in dieser Schlacht verlorene Grösse. Der Deckel des Käppchens ist mit Goldstickereien bedeckt, die einen Stern und einen Regenbogen darstellen: das Glücksgestirn Montenegros und die Himmelsbrücke zur Wiedererlangung der auf dem Amselfelde verlorenen Macht. Je nachdem an der Kapa ein Doppeladler nebst einem Löwen, ein Landeswappen zwischen zwei gekreuzten Krummsäbeln oder nur das Landeswappen allein angebracht ist, kann man erkennen, ob ihr Träger ein hoher Staatsbeamter, ein Offizier oder ein Bezirkshauptmann, ein Kapetan, sei. Was die montenegrinischen Frauen und Mädchen der besseren Stände betrifft, so tragen dieselben zum Koret, dem gewöhnlichen Unterkleide, eine rote, blaue oder violette Jacke, welche Jetscherma heisst; über diese ein vorne offenes, mantelähnliches, weisses Oberkleid und um den Leib einen silbernen Gürtel. Bei den Unverheirateten wird die Jetscherma durch ein bis zur halben Brusthöhe reichendes Mieder ersetzt. Die Kopfbedeckung der Frauen bildet ein schwarzes Tuch, wogegen von den ledigen Mädchen die Kapa der Männer, aber ohne die symbolischen Goldstickereien getragen wird. Ich möchte zu alledem nur noch bemerken, dass an dieser altererbten Nationaltracht das ganze Volk seit Jahrhunderten festhält und dass ihm hierbei die königliche Familie als leuchtendes Beispiel vorangeht, da König und Königin, sowie sämtliche Prinzen und Prinzessinnen jahraus jahrein ausschliesslich nur die Landes-tracht tragen."

„Was man entschieden als schön und löblich bezeichnen muss“, sagte Wanda mit Wärme.

„Gewiss“, stimmte Friedeck seinem jungen Frauchen wohlgemut zu, konnte sich indess nicht versagen, hinterher noch lachend zu sagen:

„Allerdings hat der schöne Volksbrauch auch eine Schattenseite, mein Lieb!“

„Und die wäre?“ fragte ihn Wanda voll Neugier.

„Jeder arme Teufel unter den Montenegrinern rackert sich nämlich nur so lange Zeit, bis er sich so viel erspart hat, dass er sich eine funkelnagelneue Nationaltracht mit allem, was zu ihr gehört, anschaffen kann“, erklärte der Doktor. „Hat er dieses höchste und sehnlichste Ziel seines Lebens erreicht, so ist es auch mit seinem Fleiss und seinem Schaffen vorbei. Er verbringt dann seine Tage nur mehr im Wirtshause oder Café, schlürft einen Raky oder schwarzen Café nach dem andern, raucht seine 50 bis 60 Zigarren im Tage und fühlt sich in seinem bunten Kostüm mit den Waffen im Kolan nur mehr als Junak, — als Held! Haus und Hof und die Arbeit im Felde müssen fortan sein Weib und seine Töchter bestellen, worauf es zurückgeführt werden muss, dass alle Montenegrinerinnen früh altern und welken, so dass selbst Frauen und Mädchen in den zwanziger Jahren nicht mehr den Reiz der Jugend besitzen, sondern den Eindruck müder, verhärmter Geschöpfe ohne Lebenslust machen. Sieh sie Dir alle an, wie sie auf dem Markte hier sitzen — die armen Töchter der Crnagora! Ich möchte sie jungen Vögelchen vergleichen, denen man die Flügel gestutzt hat, oder Blumen mit geknickten,

gebrochenen Stengeln, die dem Verdorren geweiht sind!”

„Du hast Recht, Heinz”, erwiderte Wanda, indem sie mitleidsvoll ihren Blick über ihre armen montenegrinischen Geschlechts-genossinnen hinweggleiten liess; und sich hierauf an Magda wendend, setzte sie, einem plötzlichen Impulse gehorchend, nach einer Weile lebhaft hinzu: „Komm, Magda! Kaufen wir jedem dieser armer. Wesen einen Teil ihrer Marktwaren ab; wir werden damit ein gutes, gottgefälliges Werk getan haben.”

Und Arm in Arm wanderten beide jungen Frauen, von Fräulein Cartesius und den drei Herren gefolgt, von einem Verkaufsstande des Marktes zum andern, überall Sachen einkaufend, ohne zu feilschen, und überall frohe Gesichter hinter sich lassend. So kamen sie, mit Säckchen und Päckchen aller Arten und Grössen beladen, ans Ende des Marktes, wo hinter dem letzten Verkaufsstande ein junges blasses Weib auf dem Boden hockte, dem unaufhörlich Tränen über die Wangen rannen. Der Landessprache nicht mächtig, winkte Wanda ihren Gatten zu sich heran und bat ihn, nach der Ursache des Kammers des jungen Weibes zu forschen.

„Warum weinst Du?” fragte Friedeck die junge Frau. Sie antwortete aber nicht, sondern brach in ein krampfhaftes, herzzerreissendes Schluchzen aus. Ein junger Mann, der neben ihr auf der Erde sass und ein in Tücher gewickeltes, leise wimmerndes Kind auf den Armen wiegte, gab statt ihrer in gepresstem Tone zur Antwort:

„Herr, unser Kind ist krank, und wir beide sind viel zu arm, um einen Arzt zu Rate zu ziehen.“

Friedeck fasste den Sprecher schärfer ins Auge. Dessen vom Typus der Montenegriner etwas abweichendes Auesseres, insbesondere sein auffallend helles Blondhaar, brachten Friedeck auf eine Vermutung, deren Richtigkeit sich alsbald erweisen sollte.

„Du scheinst mir kein Montenegriner, sondern vielmehr ein Albanese zu sein!“ sagte Friedeck.

„Als Montenegriner soll ich mich fühlen, aber noch vor wenigen Monaten bin ich Albanese gewesen, wie es viele meiner Brüder aus dem Stamme der Hoti noch sind,“ entgegnete der Gefragte mit unverhohlener Bitterkeit.

„Ah, Du gehörst also jenem Stamme an, der zwischen Montenegro und Albanien aufgeteilt wurde, als die Londoner Botschafterkonferenz bei der Bestimmung der Grösse des neuen Albanien durch Euer Hotiland und Euere Viehweiden auf der Topla-Insel im Skutari-see jene unnatürliche Grenze zog, durch welche nur ein Teil von Euch Hotileuten bei Albanien blieb, der andere aber zu Montenegro geschlagen wurde,“ sagte der Doktor.

„So ist es, Herr,“ versetzte der Hoti.

„Unterstützt von unseren bei Albanien verbliebenen Brüdern haben wir anderen, an Montenegro gefallenen Albanesen vom Hotilande zwar zu den Waffen gegriffen, um die verhasste neue Fremdherrschaft abzuschütteln, aber unser Aufstand wurde von den Montenegrinern blutig niedergeschlagen. Mit Kanonen schossen sie unsere Dörfer in Trümmer und unsere Anführer wurden entweder standrechtlich hingerichtet

oder schmachten heute noch in den montenegrinischen Festungen Schabljak und Grmoschur, während man uns andere ins Landesinnere wie eine Viehherde forttrieb, wo wir uns neue Wohnsitze gründen mussten."

Eine unsägliche Trauer sprach aus den Augen des jungen Albanesen, als er so sprach. Friedeck legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Verzage nicht, Hoti, sondern vertraue auf Gott! Er wird Deinem Stamme die Wiedervereinigung bringen, denn was die Menschen auf Erden unrecht tun, ist nie von Bestand! Was aber Dein krankes Kindlein betrifft, so soll es, wenn Gott will, wieder gesunden. Komm und folg' mir mit ihm; wir bringen es ins Spital und ich gebe Dir das nötige Geld, um die Spitalskosten zu zahlen."

Wie ein Sonnenleuchten ging es über die Gesichter des jungen Albaners und seines Weibes.

„Herr, Du wolltest . . .?" stammelte letzteres; und noch zweifelnd an der Wirklichkeit des ihm widerfahrenen Glückes stiess auch der junge Albaner mit unsicherer Stimme die Worte hervor:

„Herr, wie kommst Du dazu, uns so Gutes zu tun, Du, ein uns völlig Fremder?"

„Aus Menschenpflicht," lautete Friedecks einfache Antwort.

Innig drückte Wanda ihrem Gatten die Hand, auch die übrigen schüttelten seine Rechte, und das Weib des jungen Albanesen küsste sie ihm wiederholt unter reichlich rieselnden Tränen, welche diesmal Tränen der seligsten Freude waren.

Im städtischen Spitale, in das sich die ganze Gesellschaft mit dem Albanesen und seinem kranken

Kindes begab, resultierte aus der ärztlichen Untersuchung des Kindes, dass dessen Krankheit eine leichte Bronchitis sei und keinen Anlass zu Besorgnissen gebe; ja der leitende Arzt stellte für den Fall einer höchstens vierzehntägigen Spitalsbehandlung eine vollständige Wiederherstellung in sichere Aussicht, worüber sich der junge Albanese vor Freude kaum zu fassen vermochte. Friedeck händigte ihm einen Hundertkronenschein ein und auch der Sektionschef und der Baron drückten ihm einige Banknoten in die schwielige Hand, worauf sie von dem Uebergelücklichen schieden, der spornstreichs zum Montenegrimarkte zurücklief, um seinem jungen Weibe die Freudenbotschaft zu bringen, ihr Kindlein werde in Bälde wieder genesen.

Als die Gesellschaft das Cattariner Spitalsgebäude verliess, sah Friedeck auf seine Uhr.

„Neun Uhr, mithin noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt! Wir können also im Gasthofs „Zur Stadt Graz“, dem besten, den es hier gibt, in aller Gemütsruhe noch unser Gabelfrühstück einnehmen, bevor es ans Scheiden geht!“ wandte er sich an den Sektionschef, der sich gleich den übrigen mit diesem Vorschlage einverstanden erklärte.

Aber so gut auch der süsse Marzemin schmeckte, von welchem der Sektionschef auf den ihm von Friedeck noch auf dem Schiffe gegebenen Rat eine grosse Flasche hatte auftragen lassen, wollte die Stimmung aller Teilnehmer an diesem letzten gemeinsamen Mahle keine fröhliche werden; auf jedem lastete etwas Unbestimmbares, Niederdrückendes, wie ein Alp, und als man sich dann an die Riva zum dort schon zur Ab-

fahrt bereiten Auto begab und einander die Hände schüttelte und umarmte, wurden allen die Augen feucht.

„So Gott will, auf ein baldiges Wiedersehen!“ und „Reiset glücklich!“ klang es hin und zurück; Tücher und Hüte wurden geschwenkt, und binnen wenigen Augenblicken war das von Reisenden vollbesetzte Automobil den Blicken der Zurückbleibenden auf der sich den Lovtschen hinanschlingelnden Serpentinenstrasse entschwunden.

Verloop, einer der besten Schilderer Montenegros aus neuerer Zeit, sagt in seinem in französischer Sprache geschriebenen Buche über dieses eigenartige Land, dass diese Bergfahrt in die Schwarzen Berge zu den schönsten Panoramen ganz Europas gehöre, und er hat damit Recht, da sich die Ausblicke von der in nahezu 50 Windungen zur Passhöhe des Lovtschen hinaufführenden Bergstrasse tatsächlich von Serpentine zu Serpentine an Grossartigkeit überbieten. Zunächst sieht man tief unter sich Cattaro liegen. Dann grüssen die Bocche-Inseln Stradiotti, Prewlaka und Otok aus der blauen Meerflut empor. Allmählich tritt die Stadt Castelnovo und neben ihr der herzegowinische Küstenstrich der Sutorina in Sicht, gegen Norden schweift der Blick auf die starren Krivoschjanerberge und gegen Süden auf die Halbinsel Luschtiza und die Landschaften Schupa und Krtole, hinter welchen ein glitzernder Streifen der blauen Adria auftaucht, der sich in der Folge zur rundausgebuchteten Traste-Bai weitet. Hat die Fahrt in ungefähr tausend Meter Höhe den Bergsattel erreicht, so versinkt die herrliche Rückschau und eine nicht

minder prächtige Fernschau nach vorne nimmt ihren Anfang. Die Hochgebirge Nord- und Westmontenegros, zu welchen der Blick über stellenweise gähnende Abgründe gleitet, steigen langsam vor dem Reisenden auf, der zweigipfelige Lovtschen mit seinem Vorberge Solar bietet aus nächster Nähe Einblicke in seine wildzerrissenen Klüfte und Schründe, in weiter Ferne wird die fruchtbare grüne Moratscha-Ebene sichtbar, hinter welcher ein Teil des Sees von Skutari blinkt, und vom fernsten östlichen Horizont heben sich die Konturen der schneebedeckten Prokleti gori, der „Verfluchten Berge“ Albaniens, ab.

„Eine Rundschau, bei der man sich fast auf den Schweizer Rigi versetzt glaubt!“ sagte Friedeck.

„Wirklich überwältigend schön!“ pflichtete ihm Wanda, hingerissen von Bewunderung, bei, und auch Magda und ihr Gatte versicherten, auf allen ihren Reisen kaum noch Schöneres je gesehen zu haben.

Dieses allgemeine Entzücken über die nach rückwärts und vorne genossenen Panoramen schlug indessen alsbald in Heiterkeit um, als man nach ungefähr einstündiger Fahrt an der österreichisch-montenegrinischen Grenze angelangt war, die durch einige in den Boden eingelassene, die Strasse schräg kreuzende viereckige Steine gekennzeichnet ist. Dort schritt nämlich ein junger Montenegriner, stolz wie ein spanischer Hidalgo, mit gemessenen, gravitatischen Schritten als Grenzposten auf und ab, der ausser mit dem obligaten Revolver im „Kolan“ und mit dem militärischen Dienstgewehre über der Schulter nebst dem noch mit einem grossen Regenschirme bewaffnet war, den er unter dem Arm trug.

„Dass auch ein Parapluie zur Ausrüstung eines Kriegers gehört, war mir erst beim Eintritte ins Heldenland der Schwarzen Berge kennen zu lernen beschieden!“ rief der Baron unter fröhlichem Lachen, in das auch die übrigen alle einstimmten.

„Darauf, dass Euch dieser Anblick belustigen würde, bin ich vorbereitet gewesen, denn ich habe denselben schon auf meinen früheren Reisen nach Montenegro zu wiederholten Malen genossen!“ sagte der Doktor. „Und als ich damals einen montenegrinischen Offizier wegen dieser komischen Ausrüstung einmal gelegentlich interpellierte, gab er mir lakonisch zur Antwort, dass, um Grenzverletzungen zu begegnen, dem Grenzposten sein Gewehr und sein Revolver genügen, wogegen er gegen den Regen des Regenschirmes bedürfe, da man ja auf den Regen bekanntlich nicht schiessen kann. Eine Logik, die ich einsehen musste!“

Friedecks Worte lösten bei allen abermals ein herzliches Lachen aus, womit die traurige Stimmung, die sich beim Scheiden der ganzen Gesellschaft bemächtigt hatte, einer aufgeräumten und zufriedenen wich.

Als die Krstazhöhe passiert war, das letzte Stück österreichischer Erde, und es durch eine graue Karstlandschaft in voller Fahrt ins Land der Schwarzen Berge hineinging, hatte man alsbald Njegusch erreicht, den ersten Ort auf montenegrinischem Boden, wo das Automobil vor einem kleinen Gasthause hielt und sämtliche Reisende den Wagen verlassen mussten, um hier die montenegrinische Zollvisitation über ihr Reisegepäck ergehen zu lassen. Der mit ihr betraute Montenegriner waltete sehr zuvorkommend seines Amtes, nur zwei Kassetten der Damen, welche die ver-

schiedenen Scheren und Feilen zur Nagelpflege enthielten, brachten das amtierende Organ momentan in eine kleine Verlegenheit, da sich der gute Mann wahrscheinlich einen Augenblick im Zweifel befand, ob diese im montenegrinischen Haushalte offenbar ganz unbekannten Instrumente nicht etwa zu den verbotenen Waffen gehören. Einige erklärende Worte Friedecks bewirkten jedoch, dass auch diese beargwöhnten harmlosen Toilettegegenstände der Beanständung durch den montenegrinischen Zollbeamten entgingen.

Nach erledigter Gepäcksuntersuchung hielt man sich noch ungefähr eine Viertelstunde in dem kleinen Gasthause auf und schrieb Ansichtskarten an seine Bekannten, worauf man wieder den Kraftwagen zur Weiterfahrt nach Montenegros Haupt- und Residenzstadt bestieg.

„Dieses Njegusch,“ erklärte Friedeck seiner Reisegesellschaft, „ist eine aus sieben kleinen Dörfern bestehende Gemeinde von zweitausend Seelen, deren eines namens Petrowitschi insoferne lokale Berühmtheit erlangte, als es der Stammsitz der montenegrinischen Dynastie ist, die sich nach ihm Petrowitsch-Njegusch nennt. Das montenegrinische Königshaus leitet nämlich seinen Ursprung von der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts aus der Herzegowina eingewanderten Familie Petrowitsch ab, die sich hier ansässig machte und ein Wohnhaus erbaute, um welches in der Folge andere Häuser entstanden, welche im Laufe der Zeit zu einem ganzen Dorfe, dem eben erwähnten Petrowitschi, anwuchsen. In dem von der Familie Petrowitsch erbauten steinernen Hause — Ihr

seht es dort inmitten der anderen!" — (er wies mit der Hand nach einem sich von den übrigen Häusern nur durch einen turmartigen kleinen Aufbau unterscheidenden grauen Gebäude mit hellgrünen Fensterläden), „ist auch Montenegros jetziger König geboren, der dort den grössten Teil seiner Jugend verlebt und noch jetzt jeden Sommer darin einige Wochen verbringt, sich der Kindheit erinnernd, in der ihm noch die Mutter das Schlummerlied sang. Von früheren montenegrinischen Fürsten hatte besonders Petar II. das kleine Njegusch so lieb, dass er dort sein ganzes Leben verbrachte und selbst nach dem Tode einer letztwilligen Verfügung zufolge nicht in der Fürstengruft zu Cettinje beigesetzt wurde, sondern auf einem der beiden Lovtschengipfel, dem Seeberge, seine letzte Ruhestätte erhielt, deren Denkmal, eine Grabkapelle, noch heute auf das stille Njegusch heruntergrüsst. Dieser Petar, der in Montenegro „der grosse, heilige Wladyka“ genannt wird, war wirklich ein heiliger Mann, der sein Leben lang Gutes tat, die Armen beschenkte und die Kranken besuchte. Zugleich war er der erste Gelehrte des Landes, welcher religiöse Werke und eine Art Geschichte des montenegrinischen Volkes verfasste. Seine hinterlassenen Schriften werden in Cettinje den Fremden gezeigt; unter ihnen befindet sich auch sein eigenhändig niedergeschriebenes Testament, in welchem es heisst, er wünsche auf der Kuppe des Seeberges begraben zu werden, nachdem er sein Leben lang ein Freund der Berge, der rauschenden Wälder und der Einsamkeit war und dort auch näher seinem ewigen Gotte sein werde, seinem gütigen Herrn, dem er mit seinem letztem Atemzuge

noch danke, dass er ihm so viele Jahre die Schönheiten der Natur schauen liess."

„Ein weisser Rabe unter den Hammeldieben!" äusserte sich der Baron.

„Ich höre nicht gerne diesen Spottnamen für die Montenegriner gebrauchen," verwies ihn im Tone leisen Vorwurfs Friedeck, „denn ich habe die Söhne der Schwarzen Berge auf meinen früheren Reisen durch Montenegro als ein rechtschaffenes biederer Völkchen achten gelernt. Dass es zwischen ihnen und den ihnen benachbarten Albanesen häufig zu Streitigkeiten wegen Viehraubes kommt, auf was der Spottname Hammeldiebe zurückgeführt werden muss, ist ja begreiflich, denn so oft eine albanesische Herde die montenegrinischen Grenzmarken überschreitet, nehmen sie die montenegrinischen Grenzleute sofort in Beschlag, genau so, wie es im umgekehrten Falle bei den Albanesen Gepflogenheit ist. In den Augen der betreffenden Grenzbewohner und aller ihrer Volksgenossen gelten dann diese Handlungen nur als Schadloshaltung und Wiedervergeltung. Diebe hingegen, was man bei uns unter solchen versteht, sind in ganz Montenegro keine zu finden. Man ist imstande, dort bei offenen Türen zu schlafen, und auch das Gut des Fremden gilt dem Montenegriner als unantastbar und heilig. Diese Volkstugend spricht sehr für die Richtigkeit der in neuester Zeit von einigen Gelehrten aufgestellten Behauptung, dass die Montenegriner durchaus keine Slawen seien, sondern wie die Albanesen Nachkommen der alten Illyrier, eines indogermanischen Volkes, das vor Jahrtausenden aus Iran und Indien auf der Balkanhalbinsel einwanderte. Der

Unterschied zwischen Montenegrinern und Albanesen besetzt einzig und allein nur darin, dass die Albanesen bis auf den heutigen Tag ihre ursprüngliche Sprache ziemlich unverändert bewahrten, während die Montenegriner das Idiom der später eingewanderten Slawen annahmen. Stellt man einen Albanesen und einen Montenegriner nebeneinander, so lassen zwar die breiten Backenknochen in der Physiognomie des Montenegriners unschwer den Einschlag slawischen Blutes erkennen, das sich mit dem illyrischen mischte, und bei den Albanesen herrscht gewöhnlich Blondhaarigkeit vor; aber den hohen schlanken Wuchs und die eigenartig gebogenen Hackennasen haben beide gemeinsam und ähneln sich daher wie zwei nur wenig von einander verschiedene Brüder. Ein weiteres gemeinsames Merkmal ist die von den Kraniologen sowohl bei den Montenegrinern, wie bei den Albanesen häufig beobachtete Kephalonie, die ein Hauptkennzeichen der alten Illyrier war. Natürlich wollen die Montenegriner von heute von ihrer indogermanischen Abkunft nichts wissen, leugnen sie, wie sie nur können, und geberden sich als reine Südslawen serbischen Stammes. Diese von ihnen angemassete Zugehörigkeit zum Slawentum wird ihnen nämlich von Russland mit allen nur erdenklichen Machtmitteln suggeriert; weshalb, wissen wir ja alle ganz gut: Montenegro als Satellit Russlands sichert den Moskowitern und dem zu einer Satrapie Russlands herabgesunkenen Serbien den Weg an die Adria!"

„Unter solchen Umständen wird Montenegro in einem von uns gegen Serbien geführten Kriege wohl keineswegs neutral bleiben, sondern sich an die Seite Ser-

biens stellen?" liess sich der Baron mit einer Zwischenfrage vernehmen.

„Das hängt davon ab, lieber Béla, ob König Nikita, der persönlich ein grosser Verehrer unseres Kaisers ist, stark genug sein wird, den russophilen Gesinnungen seiner Frau, der Königin Milena, sowie seiner an die russischen Grossfürsten Peter Nikolajewitsch und Nikolaus Nikolajewitsch verheirateten Töchter Militza und Stana und seiner viertältesten Tochter Jelena, der jetzigen Königin von Italien, auf die Dauer opponieren zu können," erwiderte Friedeck. „Sicherlich wird es im Falle des Ausbruches eines österreichisch-serbischen Krieges im montenegrinischen Königshause starke Kämpfe absetzen, und da König Nikita bereits ein Siebziger ist, ein Greis, von dem man unbeugsame Willenstärke nicht mehr erwarten kann, so wird er sich um des häuslichen Friedens willen wahrscheinlich der Weiberpolitik in seiner Familie unterordnen und die Falken seiner Schwarzen Berge gegen den Doppelaar ausfliegen lassen, was aber für ihn, seine Krone, sein Haus und sein armes Land entschieden verhängnisvoll werden wird."

Unter solchen Gesprächen, die unbedenklich geführt werden konnten, da die Mitreisenden, einige alte Montenegrinerinnen, der deutschen Sprache nicht mächtig waren, ging die Weiterfahrt von Njegusch vor sich, und zwar noch ein geraumes Stück nicht talab, da erst noch der Sattel Kriwatschko Schdrijelo überquert werden musste. Erst wenn man diesen im Rücken hat, beginnt sich die Strasse zu senken und durchschlängelt hierauf eine buchenbewaldete, zu Füssen des Seeberges liegende Gegend, in welcher der Weiler

Dubowik, das Dorf Bajce mit einer kleinen, an einem rechteckigen Glockenturm angebauten Kapelle und das festungsähnliche Pulvermagazin Dschebana hübsche Augenweide gewähren. Endlich ist man in der Ebene angekommen, dem grossen „Cettinjer Felde“, dem „Cetinjsko Polje“, an dessen Peripherie die kleine montenegrinische Haupt- und Residenzstadt Cettinje liegt, die, obgleich nur wenig über viertausend Einwohner zählend und an Grösse mehreren Städten Montenegros nachstehend, dennoch etwas von einer Grossstadt an sich hat, nämlich dort, wo sich die villenartigen Häuser der einzelnen Gesandtschaften, sowie die bedeutendsten königlichen und staatlichen Gebäude erheben und die beiden grössten Strassen der Stadt, die Katunska uliza und die Baja Pivljanina uliza, mit einer Reihe moderner Kaufläden parallel neben einander laufen.

Das Automobil hielt vor dem Kolossalneubau der Ministerien, in welchem auch das Hauptpost- und Telegraphenamt untergebracht ist. Als die Reisenden den Postkraftwagen verlassen hatten, geleitete Friedeck seine Gesellschaft am alten und neuen königlichen Palast vorüber zum Grand Hotel, das dem deutschen Gesandtschaftsgebäude direkt gegenüber liegt, während sich im Hintergrunde des Hotels der umfangreiche Stadtpark ausbreitet, in dessen Musikpavillon an Sonntagen eine Musikkapelle spielt, zu deren Konzerten „ganz Cettinje“ in nationalen Festgewändern im Parke erscheint, in welchem sich dann ein grosser Korso entwickelt.

Die beiden neuvermählten Paare mieteten im Grand Hotel zwei nebeneinander liegende, durch eine Mittel-

tür kommunizierende Zimmer, aus deren Fenstern sie eine prächtige Aussicht auf das Adlersteingebirge genossen, dessen felsige Höhen die Stadt im Norden begrenzen. Friedeck kleidete sich in aller Schnelligkeit um und begab sich in die Villa der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft, die an der Ecke der grossen Baja Pivljanina uliza und der kleinen Quergasse Herceg ovatschka liegt, um das Schreiben des Bezirkshauptmannes von Lesina dem Gesandten persönlich zu überreichen, traf ihn aber nicht an, da er nach Podgoritza gefahren war, wo sich König Nikolaus zur Zeit in seinem Schlosse Kruschewatz aufhielt. Doch wurde Friedeck gesagt, dass der Gesandte noch im Laufe der Nacht aus Podgoritza in Cettinje wieder eintreffen werde, worauf Friedeck sein Wiederkommen für den nächsten Vormittag ankündigte. Ins Hotel zurückgekehrt, schlug der Doktor den seiner dort Harrenden einen Rundgang durch Cettinje vor, um die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen, womit sich alle einverstanden erklärten.

„Die werden wir wohl in einer halben Stunde erledigt haben, denn ich glaube nicht, dass in dem kleinen Neste viel zu sehen sein wird,“ meinte geringschätzend der Baron.

„Da irrst Du Dich wieder einmal ganz gewaltig, mein lieber Béla!“ entgegnete lächelnd der Doktor. „So klein auch Cettinje ist und so unansehnlich es aussieht, so viel des Merkwürdigen und Interessanten birgt es in seinen Mauern! Um alles zu sehen, wird uns die Zeit, die noch vor dem Mittagessen vor uns liegt, nicht genügen, sondern wir werden nach

dem Diner, das für zwei Uhr angesetzt ist, noch den ganzen Nachmittag und Abend dafür aufwenden müssen."

„Na, da bin ich aber neugierig," brummte der Baron vor sich hin, als er sich, mit Magda am Arme, dem Doktor und dessen Gattin beim Verlassen des Grand Hotels kopfschüttelnd anschloss.

Friedeck führte seine Gesellschaft zuerst um das Hotel herum an die Ecke der Batritschewa uliza, wo sich ein ansehnliches Gebäude erhebt: das von der Kaiserin Teodorowna von Russland begründete Mädchenlyzeum, das man eingehend in Augenschein nahm und hierbei Gelegenheit hatte, eine stattliche Anzahl junger Montenegrinerinnen, meistens Töchter aus Offiziers- und Beamtenfamilien, beim Unterrichte zu sehen. An der nur durch ein Zwischenhaus vom Mädchenlyzeum entfernten, die entgegengesetzte Ecke der Batritschewa uliza bildenden Villa der russischen Gesandtschaft vorbei begab man sich hierauf durch eine kleine Parkanlage zum Zetahause, dem Zetski-Dom, einem aus dem Ergebnisse einer Nationalkollekte errichteten grossen Gebäude, welches die Kammer der Deputierten, eine Bibliothek mit öffentlicher Lesehalle, ein kleines Museum und ein Theater umfasst. Im Lesesaal, in welchem gute Gemälde des Königs und des Kronprinzen hängen, traf man viele, teils in aufliegende Zeitungen, teils in entlehnte Buchwerke vertiefte Lesende an; im Museum besichtigte man allerlei Kriegstrophäen und im Theatersaale liess es Friedeck an interessanten Erläuterungen nicht fehlen.

„In diesem kleinen Theater," nahm er erklärend das Wort, „sind schon viele gekrönte Häupter gesessen

und Zuschauer der daselbst aufgeführten Stücke gewesen, besonders wenn das von König Nikita verfasste historische Drama „Die Balkankaiserin“ zur Auf-
führung kam, bei welchem das ganze Publikum dem in seiner Loge sitzenden königlichen Verfasser allemal in heller Begeisterung zujubelte. König Nikita, der Poet auf dem kleinsten der europäischen Königs-
throne, betrachtet auch „Die Balkankaiserin“ als sein gelungenstes Werk, obgleich er ausser diesem noch die Dichtungen „König Wukaschin“, „Prinz Arbanit“ und einen Epenzyklus, betitelt „Der Poet und die Vila“, schrieb. Das ganze Jahr hindurch wird im Cettinjer Theater niemals gespielt, sondern immer nur zu gewissen Stagionen, zu denen sich die Ensembles des Belgrader Nationaltheaters oder des Agramer Theaters in der Hauptstadt der Schwarzen Berge efinden; auch französische oder italienische Wandergesellschaften pflegten schon oft in Cettinje zu gastieren.“

„Und was hältst Du von dem literarischen Werte der königlichen Geistesprodukte?“ fragte Baron Borsod den Doktor.

„Sie zählen entschieden zu den besten der jungen neuserbischen Literatur,“ entgegnete dieser, „sind von grosser Vaterlandsliebe durchglüht und auch in ihren Versmassen tadellos; natürlich merkt man aber den Schilderungen aller historischen Vorkommnisse, welche einzelne von ihnen behandeln, die nationale Schönfärberei an, denn einige dieser geschichtlichen Begebenheiten sind geradezu als welterschütternde Ereignisse dargestellt, obgleich sie sich in Wirklichkeit kaum über das Niveau unbedeutender und neben-

sächlicher Episoden erheben. Montenegrinisches und im weiteren Sinne serbisches Heldentum wird selbstverständlich in den meisten Dichtungen König Nikitas in der überschwänglichsten Weise gefeiert, was in Hinblick auf die Persönlichkeit des Verfassers übrigens nicht zu verwundern ist."

"Und wie ist es sonst noch um die Literatur Montenegros bestellt?" fragte Wanda ihren Gatten beim Verlassen des Zetahauses, als man die Batritschewastrasse zurückschritt, um in die Katunska uliza einzubiegen und sich durch diese nach den zwei Palästen König Nikitas auf dem Schlossplatze zu begeben.

"Armselig, mein Liebling," erwiderte seinem Frauchen zärtlich der Doktor. „Der Montenegriner einzigen literarischen Stolz bildet ein ungefähr fünfhundert Jahre altes Heldengedicht, das man füglich ihr Nibelungenlied nennen könnte. Es behandelt die Hochzeit des Maxim Crnojewitsch und hat auch schon eine vorzügliche deutsche Uebersetzung aus der Feder der österreichischen Schriftstellerin Camilla Lucerna erfahren. Im Vordergrund der Handlung dieses alten nationalen Heldengesanges steht der Landesfürst Iwan Crnojewitsch, der sich zur Brautschau für seinen Sohn Maxim nach Venedig begab und dort für ihn mit Erfolg um die Hand der schönen Tochter des Dogen warb. Als aber die verführerische Venezianerin ins felsige Crnagorzenland kam, entfachte sie unheilvolle Eifersucht im Hause ihres künftigen Gatten und die Hochzeitsfeier endete mit einem blutigen Kampfe, in welchem die tapfersten Kämpen des Landes ihr Leben liessen. Noch heute pflegen die von Dorf zu Dorf ziehenden Barden des Landes, die Guslaren, das Hel-

denlied von Maxims Hochzeit zu ihrem einer Laute ähnlichen Saiteninstrumente, der Gusla, zu singen und gehen dann, wenn sie dieses Lieblingslied aller Montenegriner recht schwungvoll zum Vortrage brachten, selbst von der Hütte des Allerärmsten nicht unbeschenkt fort."

„Ein schöner, poetischer Zug, der dem armen kleinen Bergvolke gewiss nur zur Ehre gereicht!" sagte Magda mit Wärme.

„So ist es!" stimmte Friedeck ihr zu. „Die Tatsache, dass Land und Völkchen der Schwarzen Berge der Poesie nicht entbehren, ist nicht zu leugnen, und einer der ersten, der sie in seinen Schriften freimütig und offen zum Ausdrucke brachte, war der sächsische Forschungsreisende Kohl, dem die deutsche Literatur die erste genaue und gediegene Schilderung Montenegros und der Montenegriner verdankt. Kohl war in Montenegro Gast des „Grossen Wladyka", der auf dem Seeberggipfel des Lovtschen begraben liegt, und hatte durch ihn reichlich Gelegenheit, den Volkscharakter und das Volksleben der Montenegriner gründlichst kennen zu lernen. Er gelangte hierbei zu dem Urteil, dass man in Montenegro in vielem, ja beinahe in allem an Homer und die von diesem geschilderten Volkszustände erinnert werde; Freiheitssinn, Waffenstolz, Einfachheit in der Lebensweise, Gastfreundschaft, Vorrang des Mannes vor der tiefer stehenden Frau und noch so manche andere Aehnlichkeiten haben die Griechen der homerischen Zeit mit den Montenegrinern gemeinsam. In erster Linie gemahnen Montenegros patriarchalische Fürsten fast ganz an die homerischen Könige Ilions, Ithakas und Korkyras; nicht

minder Montenegros Guslaren an die griechischen Kitharöden der homerischen Zeit; und Hammelbraten und Wein spielen in alten und neuen Montenegrinernliedern die selbe Rolle wie in den Gesängen Homers."

„Nur möge uns der Himmel davor bewahren, hier vielleicht eine zweite Odyssee erleben zu müssen!" liess sich der Baron mit gut gespielter Schrecken vernehmen.

„Davor wohl!" gab ihm der Doktor kopfnickend Recht, obgleich ihn im selben Augenblicke wie eine dunkle Vorahnung unwillkürlich die Empfindung beschlich, dass man seit dem Kriegausbruche hier in den Schwarzen Bergen eher auf das Erleben als auf das Nichterleben einer Odyssee gefasst und vorbereitet sein müsse. Er liess sich jedoch von diesem Gefühle, das ihn momentan überkam, weder in seinem Aeusseren, noch in seinem Gehaben auch nur das Geringste anmerken, sondern machte nach wie vor den unbefangenen, liebenswürdigen Cicerone.

Man war inzwischen auf dem Schlossplatze angelangt, auf welchem sich die beiden Paläste Nikitas, der alte und neue, schräg gegenüberliegen: der neue ein schöner moderner Bau mit einem schattigen Parke, der alte hingegen ein plumpes rotgetünchtes Gebäude, das einer Kaserne ähnlicher sieht als einem Königspalast. Dieses alte Palais wird im Volksmunde „Billjarda" genannt, weil Fürst Petar II. darin das erste Billard in einem eigenen Billardsalon aufstellen liess. Seit Jahren sind im alten Palais nur mehr die Hofbeamtenschaft, die königliche Dienerschaft und die königliche Hof- und Staatsdruckerei untergebracht, wogegen das neue Palais ausschliesslich vom Königs-

paare und den unverheirateten Töchtern desselben, den Prinzessinnen Xenia und Vera, bewohnt wird. Gardisten der königlichen Leibgarde versehen daher auch nur vor dem neuen Palast den Wachdienst. Diese königliche Leibgarde, welche Fürst Petar II. ins Leben rief, wird im Volke immer noch „Die Garde der Perjanitschi“ genannt, trotzdem sie die Perjaniza, den „Federbusch“, auf ihren Kopfbedeckungen schon Jahre lang nicht mehr trägt. Nach den beiden königlichen Palästen nahm man das in deren nächster Nähe gelegene Palais des Prinzen Mirko und die etwas abseits liegende Hofkapelle in Augenschein, besichtigte hierauf das in schönem modernen Stile erbaute Erbprinzenpalais gegenüber dem Stadtparke und begab sich dann gegen zwei Uhr, da man auf dem bisherigen Rundgange wieder zum Grand Hotel zurückgekommen war, in dieses zum Speisen, um den Besuch der noch übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt für den Nachmittag aufzusparen.

„Siehst Du, mein lieber Béla, dass uns die Zeit vor dem Mittagsmahl nicht genügte, um alles, was Cetinje an Interessantem besitzt, zu besehen!“ sagte der Doktor, als das vierblättrige Kleeblatt im Speisesalon des Grand Hotels beim Mittagstische zusammensass.

„Du hattest, wie immer, auch dieses Mal Recht, lieber Heinz,“ gab der Baron gutmütig zu, während er ein Glas Bier an die Lippen führte und einen tiefen Schluck daraus tat.

„Ein vortreffliches Bier! Mundet wie echtes Pilsner!“ sagte er dann, das Glas wieder niederstellend.

„Sehr begreiflich!“ lachte der Doktor. „Es ist zwar montenegrinisches Bier, in Nikschitsch gebraut, aber seine Aehnlichkeit mit unserem Pilsnerbier ist leicht zu erklären! Die klugen Montenegriner haben sich nämlich, als sie ihr erstes Brauhaus in Nikschitsch errichteten, Braumeister und Brauknechte einfach aus Pilsen verschrieben!“

„Daran haben sie gut getan!“ erwiderte der Baron, der auch mit allen anderen Tafelgenüssen nach jeder Richtung hin sehr zufrieden war und besonders den als Vorspeise servierten blaugesottenen Lachsforellen aus der Crnojewiza Rijeka, dem vorzüglichen Hammelschinken Kastradina und dem an die besten Burgunder Rotweinsorten erinnernden montenegrinischen Beri-Weine wärmste Worte des Lobes zollte. Da sich beim schwarzen Café auch die montenegrinischen Zigaretten als ein ganz vorzügliches, aromatisches Rauchkraut erwiesen, herrschte allseits die beste Stimmung, als man nach aufgehobenem Mittagstische den zweiten Rundgang durch Cetinje antrat, der diesmal alle noch nicht besichtigten Sehenswürdigkeiten in sich schliessen sollte und auch wirklich umfasste, denn Friedeck schloss aus ihrer stattlichen Reihe tatsächlich keine einzige aus.

Mit den Klöstern und Kirchen wurde der Anfang gemacht, und zwar zunächst mit dem Besuche der burgähnlichen alten Klosterresidenz Sveta Gospodja (Heilige Mutter Gottes), in welcher der griechisch-orthodoxe Metropolit von Cetinje seinen Sitz hat. Dieses altehrwürdige Klosterkastell wurde in den Jahren 1484 und 1485 von Iwan Crnojewitsch am Fusse des Adlersteingebirges erbaut und birgt in

einem offenen Säulengange die Sarkophage mehrerer Mitglieder der Dynastien Petrowitsch-Njegusch und Karageorgewitsch. Danilo I., Petar I., Mirko Petrowitsch, der Vater des jetzigen Königs, und Darinka Danilowa, die Gemahlin Danilos II., ruhen in diesen Arkaden bestattet. Neben dem Arkadengange erhebt sich die Klosterkirche mit einem drei Stockwerke hohen und einem zweiten, kleineren Turme, welcher Tablja heisst und gegenwärtig als Glockenturm dient, während in früheren Jahren die abgeschnittenen und auf Lanzen aufgespiessten Türkenschädel auf ihm zur Schau gestellt waren. Ein Klostergemach mit der Bibliothek und teilweisen Hinterlassenschaft des auf dem Lovtschen begrabenen montenegrinischen Dichtfürsten und eine gemauerte Nachbildung der berühmten Riesenglocke des Kreml zählen zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten des Klosters, vor dessen Vorderfront Lafetten erobelter alter Türkkanonen in langer Reihe nebeneinander geschichtet liegen. Nach diesem, die ganze Gesellschaft sehr befriedigenden Klosterbesuche machte man sich auf den Weg nach der Wlaschka Crkwa, der „Wallachischen Kirche“, an der weniger ihr Inneres, als vielmehr ihr Aeusseres eine ganz eigenartige Merkwürdigkeit bildet, indem das sie umfriedende Gitter ausschliesslich aus Läufen erbeuteter alter Türkengewehre hergestellt ist. Nach diesen beiden Gotteshäusern kam an die weltlichen Gebäude, an die Denkmäler und an die übrigen Sehenswürdigkeiten die Reihe, besichtigt zu werden, wobei man bei einigen kürzer, bei einigen länger verweilte. Die öffentlichen Gebäude der Stadt, wie die Präfektur, die Markthalle, der grosse Kolossal-

neubau der Ministerien und des Post- und Telegrafenamtes, die grosse neue Militärakademie, die grosse Kaserne, die Patronenfabrik, das Krankenhaus Bolniza, der Friedhof, die Bank von Montenegro, das Tabak- und Zigarren-Depot, die von der Königin von Italien gestiftete Spitzenklöppeleischule, die von der Grossfürstin Militza, der Gemahlin des Grossfürsten Peter Nikolajewitsch, ins Leben gerufene städtische Wasserleitung Obzoviza und das in Form eines von einem Kreuze gekrönten Obelisk errichtete Kriegerdenkmal wurden sämtlich einer nur flüchtigen Besichtigung unterzogen, wogegen man drei anderen Objekten grössere Aufmerksamkeit zuteil werden liess: nämlich der uralten Ulme hinter den beiden Königspalästen, unter deren mächtigem Laubdache die alten Fürsten des Landes jahrhundertlang öffentliche Rechtssprechung hielten; ferner dem Danilo-Mausoleum mit seiner weithin leuchtenden, vergoldeten Kuppel; und endlich dem Marstall des Königs, in welchem es prächtige edle Vollblutpferde zu sehen gab, unter ihnen so manches Geschenk des Kaisers von Oesterreich an seinen kleinen königlichen Grenznachbar im Südosten!

Unterdessen war es halb sieben Uhr abends geworden. Der Baron und Magda beantragten, sich ins Hotel zurück zu begeben und dort das Souper einzunehmen, nachdem ja das Tagesprogramm schon erledigt sei. Allein Friedeck zwinkerte ihnen mit den Augen freundschaftlich zu und sagte:

„Mit dem Heimgehen wollet Euch noch ein Weilchen gedulden, meine Lieben, denn das Schönste, das ich Euch von Cettinje zeigen will, habe ich mir bis

zuletzt aufgespart! Kommt nur mit mir; es wird Euch sicherlich nicht gereuen!"

Und sich in Wanda einhängend schritt er dem herrlichen Ehepaare voran und die von Cettinje in südöstlicher Richtung gegen Rijeka führende Strasse entlang, zu deren beiden Seiten, als man das Weichbild der Stadt und das Cetinjsko Polje nach ungefähr viertelstündiger Wanderung hinter sich hatte, sanfte Berglehnen anzusteigen begannen, an denen die blauen Köpfchen der Donardistel und die ebenfalls blauen Blütenkelche des Wiesensalbeis in stattlicher Zahl aus den schütterten Berggräsern lugten.

„Wo er uns nur hinführen mag?" lachte Wanda schalkhaft auf Magda zurück.

„Bald sind wir am Ziele!" gab Friedeck zur Antwort, indem er einen von der Hauptstrasse abzweigenden schmalen Seitenpfad einschlug, der hinauf ins Gebirge führte. Nach kaum viertelstündigem Steigen hatte man die Plattform einer Höhe erreicht, die durch einige Ruhebänke hinter einem Geländer, das vor Absturz in die Tiefe bewahren soll, als Luginslandplätzchen gekennzeichnet war, während ein spekulativer Montenegriner in der Nähe davon eine Café- und Weinschank errichtet hatte.

„Wir sind auf dem 720 Meter hohen Belvedere, dem schönsten Ausblickspunkte auf meilenweit in der Runde!" sagte der Doktor und freute sich, als er sah, dass Wanda, Magda und Béla von der sich ihnen hier eröffnenden herrlichen Rundschau geradezu überwältigt waren und geraume Zeit keine Worte fanden, um ihrem Entzücken und ihrer Bewunderung Ausdruck zu geben. Das Panorama vom Belvedere

Cettinjes ist auch eines der grossartigsten, das man sich vorstellen kann. Es reicht nicht bloss bis an den azurblauen, inselreichen Skutarisee und die gewaltigen Rumijaberge zwischen diesem und dem adriatischen Meere, sondern tief hinein ins wilde Bergland der Schkypetaren, bis zu den schneebedeckten „Verfluchten Bergen“ Albaniens, den „Prokleti gori“, die bei den alten Römern Montes Bebii hiessen. Und da die Sonne eben zur Rüste ging und die Schneekuppe des höchsten Albanerberges, des mehr als Dachsteinhöhe erreichenden Ljubotrn der Schara-Dagh-Kette mit zartem Rosenrot färbte, stimmte mit einem Male ein unsichtbarer menschlicher Sänger in einem nahen Föhrenwäldchen eine schwermütige südslawische Volksweise an. Bald schwoll der schöne Tenor zu mächtiger Höhe an, bald sank er herab zu einem sanften Adagio, dem gewaltigen Rauschen einer anstürmenden Woge vergleichbar, die zuletzt mit leisem Plätschern im Dünensande verrinnt. Das schlichte crnagorzische Volkslied hatte besonders die beiden Frauen mächtig ergriffen; unwillkürlich waren jeder Tränen in die Augen gestiegen.

„So klingen sie alle, die melancholischen Südslawenlieder, die man in der Crnagora zu hören bekommt,“ sagte Friedeck, „und ein hereinbrechender dämmernder Abend mit seiner weihevollen, herzerhebenden Stimmung, wo der Sage nach in den Nebelschwaden die „Vilas“, die Nymphen der Berge und Wälder, in ihren durchsichtigen weissen Gewändern über den Talgründen schweben, ist die geeignetste Zeit, solchen elegischen Südslawenliedern zu lauschen und sie einwirken zu lassen aufs Herz und Gemüt.“

„Nicht nur in meinem Namen, sondern auch im Namen Magdas, die, wie ich sehe, von allem hier Geschauten und Gehörten entzückt ist, danke ich Dir herzlichst, mein lieber Heinz, dass Du uns hier herauf geführt hast!“ wandte sich der Baron im Tone wärmster Herzlichkeit an den Doktor. „Gleichzeitig gestehe ich Dir freimütig ein,“ fuhr er fort, „dass ich nach allen Eindrücken und Wahrnehmungen des heutigen Tages dieses kleine Montenegrinerland und sein patriarchalisches Völkchen allmählig lieb zu gewinnen beginne!“

„Ich auch!“ „Ich auch!“ stimmten ihn Wanda und Magda einmütig zu, während er nach einer Weile hinzusetzte:

„Gebe Gott, dass es sich von den Serben, falls es zwischen diesen und uns zu einem Kriege kommen sollte, in diesen nicht hineinhetzen und ins Unglück mitreißen lässt!“

„Ja, das gebe Gott!“ gab Friedeck in ernstem Tone zurück; hierauf traten alle den Heimweg nach Cettinje an.

Als man sich am nächsten Morgen vom gemeinsamen Morgenimbisse erhob, um vor dem Gange des Doktors zur österreichisch-ungarischen Gesandtschaft noch eine kleine Promenade zu machen, fiel es allen gleich auf, dass Cettinje ein ganz anderes Bild bot wie am vorhergegangenen Tage; überall standen die Männer in Gruppen beisammen und hielten erregte Debatten; und als man auf den Schlossplatz gelangte, sah man eine grosse, sich drängende Menschenmenge vor einem an einem dortigen Gebäude affichierten Plakate: einer Extra-Ausgabe der montenegrinischen Staats- und

Landeszeitung „Glas Crnagora“ mit der an Serbien gerichteten Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns, die in ihrer lapidaren Kürze ohne jeden Kommentar abgedruckt war.

„So wären denn die Würfel gefallen! Wir ziehen als Rächer Franz Ferdinands gegen das serbische Mördervolk aus!“ rief Friedeck, der sich einen Weg durch die Menge gebahnt und den Maueranschlag gelesen hatte, mit leuchtenden Augen, als er zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt war.

„Kommt jetzt mit mir in den Stadtpark und wartet dort auf einer Bank meiner Rückkunft von der Gesandtschaft, denn nach dem grossen weltgeschichtlichen Ereignisse des heutigen Tages, der beschlossenen Züchtigung unseres bösen serbischen Nachbars, halte ich es vor Ungeduld nicht mehr aus, sowohl die Sache mit dem Marchese von Camisano endlich in die richtigen Wege geleitet zu sehen, als auch auf der Gesandtschaft Näheres über die vermutliche künftige Haltung Montenegros uns gegenüber zu hören. Gehabt Euch wohl unterdessen! Bald bin ich wieder bei Euch!“

So bald als er meinte, war er aber doch nicht zurück sondern stand erst nach einer Stunde wieder vor ihnen, die in höchster Spannung seiner Rückkehr geharrt.

„In der Angelegenheit Camisanos,“ berichtete er, „wird unser Gesandter noch heute eine Eingabe im montenegrinischen Justizministerium überreichen und in dieser kategorisch verlangen, dass Camisano, sobald er montenegrinischen Boden betritt, unverzüglich verhaftet wird. Und was Montenegros voraussichtliche Stellungnahme im österreichisch-serbischen Kriege betrifft, so hörte ich meine unlängst Euch gegenüber ge-

äusserte Ansicht bestätigt, dass alles davon abhängen werde, ob König Nikita der uns feindseligen Weiberpolitik an seinem Hofe auf die Dauer zu opponieren imstande sein oder derselben nachgeben werde. Der Verkehr zwischen unserer Gesandtschaft und den hiesigen offiziellen Persönlichkeiten und Aemtern wickelt sich einstweilen noch in den höflichsten Formen ab; dessenungeachtet gab mir der Gesandte den Rat, uns öffentlich nicht viel zu zeigen, da man nicht weiss, ob die bisher ziemlich phlegmatische Volksstimmung im weiteren Verlaufe der Kriegereignisse nicht vielleicht plötzlich in eine uns direkt gefährliche umschlagen wird. Wir werden daher von weiteren Ausflügen in Montenegro, wie ich sie anfangs im Sinne hatte, entschieden absehen müssen und uns, so gut es geht, die Zeit auf unseren Zimmern vertreiben. Falls sich inzwischen wichtige Ereignisse abspielen sollten, versprach mir der Gesandte, mich von ihnen jeweilig sofort in Kenntniss setzen zu lassen."

Und so hielt man es auch. Neun Tage verbrachten beide Ehepaare in ihren Zimmern und empfangen in dieser Zeit durch den Gesandtschaftskawassen täglich Mitteilungen über den Stand der politischen Lage. So am 31. Juli von der an diesem Tage erfolgten Verhängung des Kriegszustandes über ganz Deutschland und dem deutschen Ultimatum an Russland und Frankreich; am 1. August von der Mobilmachung des deutschen Heeres und der deutschen Marine; am 2., 3. und 4. August von den Kriegserklärungen Russlands, Frankreichs und Englands an Deutschland; am 5. August von der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Russland und am 6. August von der

Kriegserklärung Serbiens an Deutschland. Als der Kawass am 7. August vormittags abermals im Grand Hotel bei Friedeck erschien, überbrachte er ein Billett des Gesandten, welches Friedeck und auch den Baron sofort auf die Gesandtschaft berief. Voll banger Ahnungen blieben die beiden Frauen zurück, während sich ihre Gatten mit dem Kawassen zur Gesandtschaft begaben, und die knappe halbe Stunde, welche beide dort weilten, kam Wanda und Magda wie eine Ewigkeit vor. Tiefer Ernst lagerte auf den Gesichtern des Doktors und des Barons bei ihrer Rückkehr von der Gesandtschaft.

„Schnell einpacken, meine Lieben,“ sagte Friedeck gepresst, als er eintrat. „Montenegro erklärte uns heute auf Befehl des Zaren den Krieg und unserem Gesandten sind soeben die Pässe zugestellt worden. Wir treten unverzüglich mit ihm und dem Gesandtschaftspersonale die Heimreise an. In Ragusa dürften für mich und Béla bereits die Einberufungen zu unseren Truppenkörpern erliegen, nachdem die Anordnung der allgemeinen Mobilierung bei uns in Oesterreich-Ungarn schon am 31. Juli erfolgt ist. Die Sache mit dem Marchese zogen die montenegrinischen Behörden absichtlich so lange hinaus, dass sie sich jetzt überhaupt nicht mehr mit ihr zu befassen brauchen und der welsche Mordbube mithin ungestraft bleibt.“

„Erinnert Ihr Euch des Tages in Lesina, an dem wir alle mit Onkel Werner vom Weltkriege sprachen? Alles, was Heinz damals sagte, traf ein!“ sagte Wanda, während ihr Blick bewundernd über die Gestalt ihres Gatten glitt.

„Ja, es ist wahr!“ pflichtete ihr der Baron kopfnickend bei. „Er sah mit einem wahren Seherblicke alles voraus!“

In grösster Hast packten beide Paare die Koffer, als mit einem Male an die Tür geklopft wurde und im nächsten Augenblicke ein montenegrinischer Oberst das Zimmer betrat.

„Habe ich die Ehre, den Herren Doktor Friedeck und Baron Borsod gegenüberstehen?“ sagte er auf französisch.

„So ist es!“ entgegnete Friedeck.

„Dann muss ich den Herren eröffnen, dass das königlich montenegrinische Kriegsministerium die Internierung beider Herren beschlossen hat, während es den beiden Damen freisteht, mit der Gesandtschaft heute das Land zu verlassen!“ entledigte sich der Offizier seines Auftrages.

Hatte aber der Montenegriner vielleicht im stillen gehofft, dass seine Eröffnung beide Paare in die grösste Bestürzung versetzen werde, so sah er sich in dieser Erwartung gänzlich enttäuscht, denn nicht nur der Doktor und der Baron, sondern auch beide Damen bewahrten vollständig ihre Ruhe.

„Mein Freund Baron Borsod und ich stehen zu Ihrer Verfügung, Herr Oberst,“ nahm Friedeck gelassen das Wort. „Nur wollen Sie uns das Eine gestatten, dass ich unsere Gesandtschaft von der Mitreise unserer Damen verständige und mir eine diesbezügliche Antwort von der Gesandtschaft erbitte.“

Der Oberst verneigte sich zum Zeichen seines Einverständnisses, worauf Friedeck einige Zeilen auf eine Visitkarte warf und selbe, nachdem er sie dem monte-

negrinischen Offizier zum Lesen gegeben hatte, der an ihnen nichts zu beanstanden hatte, durch einen Hotelbediensteten sofort zur Gesandtschaft sandte.

„Sie können hier auch noch die Antwort der Gesandtschaft abwarten, wofern Sie sich ehrenwörtlich verpflichten, das Zimmer inzwischen nicht zu verlassen; auch ist es Ihnen erlaubt, sich das Diner aufs Zimmer bringen lassen. In einer Stunde aber bitte reisefertig zu sein, um mit mir Ihre Fahrt an Ihren Internierungsort anzutreten,“ sagte der Oberst und empfahl sich hierauf salutierend, nachdem er sowohl von Friedeck als auch vom Baron das ihnen abverlangte Ehrenwort mit Handschlag erhalten hatte.

„Hätten wir nicht bei Euch bleiben können?“ wandte sich Wanda nach seinem Abgange fragend an ihren Gatten.

„Es ist besser, wenn Ihr Euch zu Onkel Werner nach Ragusa begeben!“ entgegnete er. „Dort bleibt Ihr, bis Ihr von uns Nachricht erhaltet oder“ (hier dämpfte er seine Stimme zu einem kaum vernehmbaren Flüstern) „bis wir selbst zu Euch kommen, denn ich werde nichts unversucht lassen, um mit Béla flüchten zu können. Das Vaterland ruft und seinem Rufe zu folgen, werden uns auch die Felsenmauern der Crnagora nicht abhalten können.“

„Ja, diesbezüglich ist mir nicht bange! Heinz wird es schon auf die eine oder andere Art glücklich zuwegebringen!“ äusserte sich voll Zuversicht der Baron, indem er dem Doktor vertrauensvoll auf die Schulter klopfte.

Inzwischen kam der zur Gesandtschaft entsandte Bote zurück und mit ihm der Gesandtschaftskawass,

um die Damen gleich abzuholen und ihr Gepäck mitzunehmen, das man von dem der zurückbleibenden beiden Herren noch in Schnelligkeit sonderte. Friedeck und der Baron tauschten letzte Umarmungen mit ihren Frauen, deren Hochzeitsreise einen so unverhofft ernsten Abschluss gefunden hatte, und begleiteten sie bis zur Tür, vor welcher sie einen montenegrinischen Soldaten mit geschultertem Gewehre auf- und abschreiten sahen. Dann traten die beiden Freunde ans Fenster und sandten noch mit Händen und Taschentüchern Abschiedsgrüsse auf die Strasse hinunter, auf der ihre jungen Lebensgefährtinnen den Weg zur Gesandtschaft einschlugen, den Weg der ersten Trennung in ihrem Leben, auf dem sich die beiden Frauen noch unzählige Male umwandten, bis sie um eine Strassenecke den Augen ihrer ihnen wehmütig nachblickenden Männer entschwunden waren.

„Wer weiss, wann uns ein Wiedersehen beschieden sein wird!“ seufzte gedrückt der Baron.

„Nur nicht kleinmütig werden, Béla! Kopf hoch!“ tröstete ihn der Doktor. „Hast Du früher nicht selber gesagt, Du hättest Vertrauen zu mir und hegstest die Ueberzeugung, dass ich Mittel und Wege zu unserer Flucht finden werde? Also glaube auch weiter daran, lieber Freund! Es wird Dich so manches Ungemach unserer neuen Lage viel leichter ertragen lassen! Jetzt aber wollen wir noch rasch auf unserem Zimmer dinieren, ehe uns der Oberst abholen kommt!“

Friedeck klingelte dem männlichen dienstbaren Geiste, der im Grand Hotel Cettinjes Zimmerkellner, Portier, Kleider- und Stiefelputzer in einer Person

war, und bestellte bei ihm eine Mahlzeit zu zwei Gedecken und einige Flaschen montenegrinischen Beriwine, bei welchem der montenegrinische Oberst die beiden Freunde in einer nichts weniger als niedergeschlagenen oder bekümmerten Gemütsstimmung vorfand.

„Darf man fragen, Herr Oberst, wohin die Fahrt geht?“ fragte Friedeck, als er mit Béla und dem montenegrinischen Offizier in das vor dem Hotel vorgefahrene Automobil stieg, dessen Chauffeur ein Soldat war, neben dem noch ein zweiter Soldat in fieldmässiger Ausrüstung sass, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett zwischen den Beinen.

„Zunächst nach Podgoritzza,“ lautete die Entgegnung. „Ob die Herren dort weiter verbleiben oder noch tiefer im Innenlande, in Nikschitsch, Kolaschin oder Andrijewiza, interniert werden, darüber wird erst in Podgoritzza entschieden werden.“

Anfangs ging die Fahrt ziemlich schweigsam vor sich. Friedeck, der die ganze durchfahrene Gegend von früher her kannte, richtete nur hie und da kurze Aeusserungen über die Landschaft an den Baron und bediente sich dabei aus Höflichkeitsrücksichten gegen den Obersten der französischen Sprache, was auf diesen einen so guten Eindruck machte, dass er allmählig selbst gesprächig zu werden begann.

„Sie scheinen unser Land gut zu kennen, Herr Doktor!“ wandte er sich plötzlich an Friedeck, als dieser bei der Vorbeifahrt an dem freundlichen Städtchen Rijeka den Baron auf das dortige königliche Winterschloss Ljeschkowatz, den königlichen Rehgarten und den historischen Oboder Schlossberg auf-

merksam machte und ihn gleichzeitig über die Merkwürdigkeit des dortigen Flusses aufklärte, der, vor Rijeka noch ein unansehnlicher Bach, kaum eine Viertelstunde weiter schon ein breiter schiffbarer Strom ist, auf welchem Dampfboote den Verkehr mit Plavnitza, Virpazar und Skutari am Skutarisee unterhalten.

„Ich habe Ihr schönes Bergland durch frühere Reisen nicht nur in fast allen seinen Teilen kennen gelernt, sondern auch liebgewonnen, ebenso wie Ihr tapferes Volk, und es schmerzt mich daher, dass es jetzt gegen uns, die wir ihm immer gute Nachbarn gewesen sind, zu den Waffen gegriffen hat!“ erwiderte Friedeck.

Der Oberst war von diesen Worten sichtlich freudig berührt und versetzte hierauf:

„Ich bin Offizier und kenne nur den Befehl meines obersten Kriegsherrn, des Königs. Gegen wen immer er Krieg führt, ziehen wir Montenegriner gehorsam ins Feld. Aber Eines dürfen Sie glauben: Die Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn fiel unserem greisen Könige ausserordentlich schwer, denn er verehrte Ihren edlen Monarchen, dem er es nicht vergass, dass ihm anlässlich der Erhebung Montenegros zum Königreiche vor genau fast vier Jahren die erste warme Glückwunschdepesche aus der Wiener Kaiserburg zukam. Auch dass ihn Ihr Kaiser und König zum Inhaber und Obersten des galizischen Infanterieregimentes Nr. 55 ernannte, gereichte ihm seinerzeit zu unbeschreiblicher Freude, und seine Photographie in der Oberstenuniform seines österreichischen Infanterieregimentes hängt heute noch, nach der Kriegserklärung, über seinem Schreibtische zu Cettinje im neuen

Palais. Allein dem stürmischen Drängen seiner beiden Töchter, welche durch ihre Verehelichungen russische Grossfürstinnen wurden, und jenem des russischen Gesandten an unserem Hofe, dem in letzter Stunde noch ein Telegramm des Zaren erhöhten Nachdruck verlieh, konnte unser armer alter König auf die Dauer nicht widerstehen und so liess er sich endlich zur Kriegserklärung bestimmen. Stundenlang hielt er sich vorher in seinem Schreibzimmer eingeschlossen, und als er es endlich verliess, hatte er Tränen im Auge und sagte zu den im Nebengemache versammelten, seines Entschlusses harrenden Mitgliedern seines Hauses mit bebender Stimme: „So sei es denn Krieg! Aber die Verantwortung dafür traget Ihr und der 'Zar!'“

Der Oberst schwieg eine Weile, ehe er fortfuhr:
„Wenn der Krieg einmal zu Ende sein wird und Sie in Ihre Heimat zurückkehren werden, dann verkünden Sie dort, meine Herren, was ich Ihnen mitgeteilt habe, damit unser guter alter König vor der öffentlichen Meinung Oesterreich-Ungarns gerechtfertigt dasteht. König Nikolaus wünschte niemals einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn, aber man hat ihn ihm aufgezwungen! Und glauben Sie ja nicht, dass er speziell für Serbien jemals zu den Waffen gegriffen hätte! Nur zu fest ist es seinem Gedächtnisse eingeprägt, dass in Belgrad auch gegen ihn Komplote geschmiedet, auch für ihn bestimmte Bomben von dort aus über die Grenze geschmuggelt wurden! Wohl nennen sich die Serben unsere Brüder, aber es sind feindliche Brüder, die ein Aufgehen Montenegros im grosserbischen Reiche anstreben und denen kein Mittel zu schlecht

und zu niedrig gewesen wäre, eine Verschmelzung Montenegros mit Serbien zu erreichen und zu diesem Zwecke die Dynastie Petrowitsch-Njegusch zu stürzen! Wir werden wohl jetzt Schulter an Schulter mit den Serben gegen Euch kämpfen, aber nicht, weil wir Serbiens politische Ziele und Serbiens Grossmannssucht teilen, nicht, weil wir mit den Serben sympathisieren, über deren in Sarajewo angestiftetes und verübtes ruchloses Attentat ganz Montenegro ein einziger Schrei der Entrüstung durchhallte, sondern einzig und allein nur deshalb, weil es der Zar unserem alten König befahl und dieser nicht anders konnte, als nach dem Gebote Russlands zu handeln."

Friedeck und der Baron streckten dem montenegrinischen Obersten ihre Hände entgegen und schüttelten seine Rechte.

„Sie reden die Sprache eines ritterlichen, vornehmen Feindes, der auch als Gegner unsere Achtung verdient! Und ich glaube auch aus Ihrem Munde die Gesinnung des ganzen montenegrinischen Volkes oder doch einer überwiegenden Mehrheit desselben zu hören!" sagte Friedeck mit Wärme. „Vielleicht führt der Ausgang des jetzigen Krieges einen Zustand herbei, der Ihrem tapferen Bergvolke zum Heile und Segen gereichen und selbes durch feste Bande der Freundschaft mit uns für immer verbinden wird!"

„Das walte der Allmächtige über uns!" versetzte gerührt der Montenegriner, während er nun seinerseits die Hände der beiden Freunde ergriff und sie mit Herzlichkeit drückte.

Inzwischen flog der Kraftwagen durch eine landschaftlich hochinteressante Gegend dahin, wiederholt

an langen Soldatenkolonnen vorbei, die alle von Osten her gegen Westen marschierten. Bei Sindjon bot sich ein Ausblick auf den kahlen Doppelkegelberg der Insel Wranjina des Skutarisees und auf die alte Zwingfeste Schabljak, in der sich der grösste Teil der montenegrinischen Bluthochzeit des Maxim Crnojewitsch mit der schönen Dogentochter abspielte; später tauchten in der Ferne die Berge von Kutschi und die Gebirge Albaniens auf, und bei Meterizi, einer Gruppe weniger Häuser, schoben sich die Felsen des völlig verkarsteten Höhenzuges gleichen Namens bis knapp an die Strasse heran. Ein kleines Stück weiter eröffnete sich rechter Hand ein liebliches Bild: ein von einem dichten grünen Pflanzenteppich umrahmter stattlicher Landsee, der Gornje Blato, aus dem sich ein einziges Eiland, die Kosmatsch-Insel, erhebt, und nach Vorbeifahrt an der auf steilem Hügel thronenden Kirche von Gornje Kokot war der Sitnizafluss mit der Mirkobrücke erreicht, über die es in das fruchtbare Ljeschko Polje hineinging, eine lachende Ebene, die mit ihren unübersehbaren Getreide-, Tabak- und Kukuruzfeldern einem wogenden Meere gleicht.

„Die Kornkammer unserer Crnagora,“ sagte lächelnd der Oberst, indem er mit der Hand auf die weite, sorgfältig bebaute Landstrecke wies.

Bei den Ortschaften Donje Ljeschkopolje und Gornje Ljeschkopolje läuft die Strasse hart am Moratschafusse entlang, der hier ansehnliche Breite besitzt, und bei Gornje Ljeschkopolje, wo die Moratscha fast in einem rechten Winkel ein Knie macht, ist in nicht mehr weiter Entfernung bereits Podgoritza zu sehen, Montenegros volkreichste Stadt von fast zehntausend

Seelen, vor welcher zunächst das königliche Residenzschloss Kruschewatz am rechten Flussufer sichtbar wird, während sich längs des linken Flussufers die malerische Altstadt oder Türkenstadt Stara Warosch ausbreitet, die mit ihrer alten Türkenfestung, ihren Moscheen, Minaretten und alten Türkenfriedhöfen einen echt orientalischen Anblick gewährt, wogegen die sich ihr gegen Norden anschliessende Neustadt oder Mirkostadt, Mirkov Warosch, mit ihren hübschen Bauten, Strassen und Plätzen ein ganz modernes Aussehen hat. Als das Auto über die Vezierbrücke fuhr, über welche die Strasse von Norden her in die Mirkostadt führt, defilierten an ihm vier Brigaden Infanterie und Artillerie unter Trompetengeschmetter vorüber, welche Friedeck und der Baron auf den ersten Blick als Elitetruppen des montenegrinischen Heeres erkannten.

„Dies sind die Brigaden Beschowitsch, Medeniza, Matanowitsch und Petrowitsch, welche im letzten Balkankriege bei der Belagerung Skutaris auf dem grossen Bardanjolt gegenüber dem Tarabosch ihre Stellungen hatten!“ erklärte der Oberst mit Stolz.

Es mochten 18 Bataillon zu je 500 Mann, also zirka 9000 Mann sein, deren langen Zug eine Gebirgsbatterie und drei Schnellfeuerbatterien mit 16 Geschützen beschloss. Elastischen Schrittes und mit Laubgewinden bekränzt zogen die Truppen an dem Auto vorüber, das in verlangsamter Fahrt an ihnen vorbeifuhr und ausserhalb der Neustadt vor einem Gebäude militärischen Aussehens hielt: dem Waffendepot in der Nähe des Klosters von Sveti Gjuro. Hier geleitete der Oberst die beiden Freunde in ein wohnlich ein-

gerichtetes kleines Gemach, vor welchem sofort ein Wachtposten Aufstellung nahm, und sagte, indem er sich in fast freundschaftlicher Weise von ihnen verabschieden wollte:

„In einer Stunde bin ich wieder hier, meine Herren, und kann Ihnen dann schon berichten, was mit Ihnen weiter geschehen wird.“

„Gestatten Sie mir nur noch rasch eine Frage, Herr Oberst!“ wandte sich Friedeck an den sich schon zum Weggehen anschickenden. „Befindet sich Seine Majestät der König dermalen hier?“

„Gewiss,“ lautete die Antwort. „Er hält ja hier Truppenschau ab!“

„Dann bitte zu veranlassen, dass man ihm melde, ich sei mit einem Freunde hier interniert und bäte ihn um eine Audienz, da er mich ja von früher her kennt und mich vor Jahren in Cettinje äusserst huldvoll zu empfangen geruhte.“

„Ich werde Ihre Bitte vorbringen, Herr Doktor!“ versetzte der Oberst, nicht wenig erstaunt, während er sich mit militärischem Grusse entfernte. Der Baron war aber nicht minder überrascht und verwundert und brach in die Worte aus:

„König Nikita kennt Dich also persönlich? Und da liessst Du die Internierungsprozedur so ruhig und protestlos über uns beide ergehen? Aber Heinz, diesmal begreif' ich Dich nicht!“

Lächelnd legte ihm Friedeck die Hände auf beide Schultern und sagte:

„Béla, ich weiss, was ich tue! Vertraue mir nur! In Cettinje hätte es uns wenig genützt, wenn ich mich darauf berufen hätte, dass der König mich kennt,

nachdem er von dort gerade abwesend war; hier jedoch, wo er sich gegenwärtig befindet, kann es für uns von grossem Vorteile sein und uns unsere künftige Lage unter Umständen bedeutend erleichtern."

„Eigentlich hast Du doch wieder Recht!" bekannte der Baron gutmütig ein.

„Na also!" lachte der Doktor. „Lass mich nur machen und zerbrich Dir über mein Tun und Lassen nie mehr den Kopf! Dieses Geschäft musst Du mir ganz allein überlassen, und sei versichert: Wir werden gut fahren dabei!"

Beide steckten sich hierauf Zigarren in Brand, rückten sich Stühle ans Fenster und sahen dem immer noch andauernden Truppenvorbeimarsche zu.

„Merkwürdig, dass wir gar keine Kavallerie zu sehen bekommen!" bemerkte kopfschüttelnd der Baron.

„Aus dem einfachen Grunde, weil es Reitertruppen im ganzen montenegrinischen Heere nicht gibt!" lachte Friedeck. „Montenegros einziger Kavallerist ist der König, der auf einem Schimmel an der Spitze seiner Truppen zu reiten pflegt! Sonst bekommst Du keinen Montenegriner hoch zu Rosse zu sehen!"

„Wieder etwas, das ich nicht wusste!" gestand der Baron. „Aber im steten Verkehre mit Dir, der Du in Deinem Schädel eine ganze Enzyklopädie aller existierenden Wissenschaften herumträgst, hoffe ich mit der Zeit ein alleswissender Universalgelehrter zu werden wie Du!"

Der Doktor lachte aus vollem Halse und Baron Borsod mit ihm, so dass es beide in ihrer lauten Heiterkeit überhörten, als der Oberst früher, als er es

angekündigt hatte, zurückgekehrt und ins Zimmer getreten war.

„Seine Majestät will Sie unverzüglich empfangen! Mein Auto wartet daher, Sie sofort nach dem Schlosse zu bringen!“ meldete er respektvoll.

Mit einem triumphierenden Blicke streifte Friedeck seinen Freund, den Baron; dann sagte er zu dem Obersten in verbindlichem Tone:

„Sie gestatten mir nur, noch in grösster Eile Audienztoilette zu machen! Dann stehe ich sofort zu Ihrer Verfügung!“

Der Oberst verneigte sich, Friedeck zog sich in grösster Geschwindigkeit um und stand in wenigen Minuten zum Gehen bereit. Warm drückte er dem Baron beim Abschiede die Hand und sagte herzlich: „Auf baldiges Wiedersehen!“

„Wer weiss!“ brummte aber Baron Borsod verdriesslich. „Dir schenkt er wahrscheinlich augenblicklich die Freiheit und lässt Dich möglicherweise sogar mit einem Flugzeug stracks nach Dalmatien über die Grenze befördern, während man mich vielleicht in die Kasematten von Schabljak wirft oder ins Inselgefängnis von Grmoschur steckt!“

„Ein so schreckliches Schicksal harrt Ihrer auf keinen Fall, Herr Baron!“ tröstete ihn schmunzelnd der Oberst, worauf er mit dem Doktor das Zimmer verliess und das vor dem Hause wartende Auto bestieg, das beide in einer Fahrt von kaum fünf Minuten nach dem königlichen Residenzschloss Kruschewatz brachte.

Der Platz vor diesem glich einem Manöverlager und gewährte ein interessantes, kriegerrisch-prächtiges

Bild. In langen Reihen standen die Gewehre in Pyramiden und hinter ihnen die Truppen der ganzen zweiten Division Nikolitsch mit ihren drei Brigaden Raicewitsch, Radowitsch und Visnjitsch, und an beiden Flanken hatte eine 15 cm Mörserbatterie, vier 7.5 cm Feldbatterien und eine 12 cm Kanonenbatterie Aufstellung genommen. Auf den Treppenstufen des Haupteinganges standen Offiziere in Gruppen beisammen und musterten neugierig den mittelst Autos ankommenden „Schwaba“, der sich in Begleitung eines ihrer Kameraden zum König begab. Ein Ordonnanzoffizier meldete den Doktor und den Obersten an, und im nächsten Augenblicke stand Friedeck vor dem Beherrscher des Volkes der Schwarzen Berge.

König Nikita sass an einem mit Kriegskarten und Schriftstücken bedeckten kleinen Schreibtische und um ihn herum eine Gruppe von fünf montenegrinischen Generälen: General Martinowitsch, der „Sieger vom Tarabosch“, General Beschowitsch, General Wukotitsch, General Betschir und General Bojowitsch. Anscheinend war soeben „Grosser Kriegsrat“ gehalten worden. Bei des Doktors und des Obersten Eintritt erhoben sich auf den Wink des Königs sämtliche fünf Generäle und zogen sich auf sein Geheiss, während er selbst sitzen blieb und Friedeck durch eine Handbewegung einlud, auf einem Stuhle neben ihm Platz zu nehmen, in ein Nebenzimmer zurück, in das ihnen auch der Oberst, der mit dem Doktor gekommen war, folgte. König Nikita trug Nationaltracht wie immer und von Ordensdekorationen bloss das Kreuz des Danilo-Ordens der crnagorischen Unabhängigkeit um den Hals und das russische Georgskreuz auf der linken

Seite der Brust. Er sah müde und abgespannt aus. Freundlich streckte er dem Doktor die Rechte entgegen und erfasste mit ihr die Hand des Gelehrten, die er schüttelte und fest drückte.

„Unter stark veränderten Verhältnissen sehen wir uns wieder, mein lieber Doktor,“ sprach er ihn zugleich leutselig an. „Vor Jahren begrüßte ich Sie als Forscher an meinem Hofe und setzte Sie in die Lage, mein ganzes Land zum Zwecke wissenschaftlichen Studiums zu bereisen, und heute befinden Sie sich gewissermassen als Gefangener mir gegenüber! Ich muss Sie nämlich notgedrungen als solchen behandeln lassen, weil ich Sie unter keiner Bedingung freilassen kann! Dazu kennen Sie mein Land viel zu gut! Ist es aber etwas anderes als Ihre Freigebung, um das Sie mich bitten, so sei es Ihnen gewährt!“

„Ich danke Euerer Majestät für die huldvollen Worte,“ erwiderte Friedeck, „und sehe es vollkommen ein, dass ich um meine Freiheit nicht bitten kann. Wohl aber bitte ich Euere Majestät um die Gnade, dass ich mit meinem Freunde hier in Podgoritzta interniert bleiben darf und die Erlaubnis erhalte, hie und da, unter militärischer Bewachung natürlich, in seiner Gesellschaft die unfern von hier gelegenen Ruinen von Dioklea besuchen zu dürfen, über die ich nach dem Ende des Krieges eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben will.“

„Das will ich Ihnen und Ihrem Freunde gerne gestatten und noch heute eine diesbezügliche Anordnung treffen!“ versetzte der König. „Sie können Duklja“ (er bediente sich hier des slawischen Namens für Dioklea) „mit Ihrem Freunde sogar täglich besuchen,

da mir selber daran liegt, dass das mystische Dunkel, welches diese hochinteressante Ruinenstätte umgibt, endlich einmal aufgehehlt werde! Haben Sie vielleicht noch irgend etwas Anderes auf dem Herzen?"

„Ich hege darin nur noch den Wunsch, Majestät, dass Montenegro und Oesterreich-Ungarn aus Gegnern, die es in der Gegenwart sind, bald wieder zu Freunden würden!" entgegnete Friedeck mit Wärme, indem er sich gleichzeitig erhob.

Auch der König stand auf, warf einen scheuen Blick nach der Türe des Nebenzimmers, die sich hinter den Generälen geschlossen hatte, und sagte mit leiser, beinahe flüsternder Stimme:

„Ich wünsche das Gleiche, mein lieber Doktor, und habe immer gewünscht, gute Freundschaft und Nachbarschaft mit Oesterreich-Ungarn zu pflegen, aber ich konnte diesen meinen Vorsatz auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Durch Erpressungen aller Art, zu allerletzt durch die Drohung, dass sonst mein ganzes, in der Bank von Frankreich angelegtes Privatvermögen vom französischen Staate konfisziert werden würde, zwang man mich an die Seite Russlands, Serbiens, Frankreichs und Englands! Versprechen Sie mir, lieber Doktor, dass Sie dies einmal, wenn Sie sich nach dem Kriege wieder Ihrer Freiheit erfreuen, in Oesterreich-Ungarn publizistisch bekannt machen werden! Ich rechne darauf!"

„Wenn ich am Leben bleibe, wird es geschehen, Majestät! Ich verspreche es mit meinem heiligsten Ehrenworte!" sagte Friedeck gerührt, indem er die sich ihm zur Verabschiedung entgegenstreckende Hand des greisen Crnagorzenkönigs ehrfurchtsvoll

drückte. Damit war seine Audienz beim Beherrscher der Schwarzen Berge beendet; König Nikita rief durch einen Druck auf den Taster einer silbernen Tischglocke die Generäle und den Obersten aus dem Nebenzimmer zu sich und Friedeck verliess, vom Obersten begleitet, mit tiefer Verneigung das Zimmer.

Zurückgekehrt in das Gebäude des Waffendepots wurde Friedeck vom Obersten gleich wieder verlassen, welcher versprach, für die künftige tägliche Verpflegung beider Herren sofort alles Nötige veranlassen zu wollen, und blieb dann mit Baron Borsod allein, der schon vor Ungeduld brannte, über das Ergebnis der Audienz Näheres zu erfahren. Friedeck erzählte ihm alles genau, worüber zwischen dem Könige und ihm die Sprache gewesen war, und schloss mit den Worten:

„Was ich anstrebte, habe ich glücklich erreicht: Bewegungsfreiheit für uns beide, die mir Gelegenheit geben wird, mich über die Gegend genau zu orientieren. Weiss ich einmal in dieser Hinsicht alles, was ich zu wissen brauche, so wird es mir dann nicht schwer fallen, einen Fluchtplan für uns zu schmieden.“

„Na also! Ich übe mich bis dahin in Geduld und will gleich heute damit beginnen, indem ich sofort meine Spielkarten auspacken und uns eine Patience legen werde!“ sagte aufgeräumt der Baron, der seinen Worten sofort die Tat folgen liess.

So verstrichen etwa zwei Stunden, nach deren Verlaufe der Oberst wieder erschien und den beiden Freunden berichtete, dass sie ihre täglichen Mahlzeiten aus dem Hotel Europa geliefert erhalten würden und am nächsten Tage um 10 Uhr vormittags den

Besuch des Kastellans des königlichen Schlosses zu gewärtigen hätten, der sie auf dem ersten Besuche der Ruinen von Dioklea zu begleiten beauftragt sei.

„Es geht alles nach Wunsch!“ sagte Friedeck, sich vergnügt die Hände reibend, als der Oberst das Zimmer wieder verlassen hatte. „Wir machen jetzt ein Whistspielchen mit einander, nehmen dann unser Souper ein, das hoffentlich ein gutes sein wird, und legen uns dann (zum ersten Male in unserem Leben als Gefangene!) schlafen. Ich bin neugierig, ob das Bewusstsein, der Freiheit beraubt zu sein, die Güte unseres Schlafes beeinträchtigen wird.“

Es war dies jedoch weder bei dem einen noch bei dem andern der Fall, zumal das Abendessen ganz vortrefflich gewesen war und sich auch an der Qualität der Betten, die für montenegrinische Verhältnisse recht gute waren, nichts ausstellen liess. Der eintönige Schritt des draussen auf den Steinfliesen des Korridors auf- und abschreitenden Wachtpostens störte zwar die beiden Freunde anfangs ein wenig in ihrer Ruhe, doch gewöhnten sie sich alsbald auch an dieses Geräusch, wie sich Bewohner einer Mühle allmählig an das Mühlradgeklapper gewöhnen. Nur trieb sie der Marschschritt abermals vorüberziehender Truppen schon zeitlich aus ihren Betten ans Fenster, von dem aus sie wohl eine Stunde lang dem Vorüberziehen grösserer Truppenkontingente zuschauten. Auf einmal fühlte sich der Baron durch den Doktor heftig vom Fenster zurückgeschoben und in den Hintergrund des Zimmers gezogen; und ehe noch der Baron um die Ursache hievon zu fragen vermochte, deutete Friedeck mit der Hand auf einige aus Podgoritzza kom-

mende Automobile, die an den Truppen in verlangsamtem Tempo vorüberfuhren. Im ersten sass der König mit seinen Söhnen Mirko und Petar, in weiteren zwei Kraftwagen montenegrinische Generäle, im vierten und fünften Auto Offiziere in fremdländischen Uniformen, offenbar Militärattachés fremder Mächte. König Nikitas Blick suchte auffallend sämtliche Fenster des Waffendepotgebäudes der Reihe nach ab; es schien, als suche er das Gemach, in welchem er Friedeck und dessen Freund in Gewahrsam wusste.

„Wären wir doch am Fenster geblieben!“ grollte unmutig der Baron. „Du hättest dem Könige einen Abschiedsgruss senden können und er hätte Dir denselben sicher erwidert!“

„Und was wäre die Folge gewesen?“ gab Friedeck gelassen zurück. „Der königliche Gruss zu unserem Fenster herauf hätte entschieden die Aufmerksamkeit der Insassen der übrigen Autos auf dasselbe gelenkt, und wer im letzten Auto an der Seite des russischen Militärattachés sass, scheinst Du offenbar übersehen zu haben! Es war unser beiderseitiger Freund, der Marchese von Camisano!“

„Wär's möglich?“ fragte aufs höchste erstaunt der Baron.

„Ja, er war es! Trotz seiner goldbetressten Uniform erkannte ich ihn sofort!“ entgegnete Friedeck. „Dass der Ehrenmann, wenn er uns hier erblickt haben würde, alles darangesetzt hätte, uns in kürzester Frist aus dem Wege zu räumen, darfst Du mir glauben! Es ist doch bekannt, dass welsche Banditen in ihren Mitteln, ihnen unbequeme Leute rasch aus dem Wege zu schaffen, nicht gerade sehr wählerisch sind.“

Der Baron drückte seinem Freunde mit Wärme die Rechte.

„Dein Scharfblick bewahrte uns in der Tat vor einer grossen Gefahr!“ sagte er herzlich. „Durch den Zufall, dass Du Camisano mit Deinen eigenen Augen in italienischer Offiziersuniform hier erblicktest, ist das letzte Glied in der langen Kette von Beweisen und Ueberführungen eingefügt, dass der Schurke in Dalmatien Spionage für den italienischen Generalstab betrieb! Wahrlich, ein netter Bundesgenosse, dieses Italien!“

„Ich habe die Welschen immer richtig gewertet! Du wirst Dich unseres Gespräches mit dem Sektionschef über den Weltkrieg gewiss noch erinnern!“ bemerkte der Doktor. „Und Du wirst es auch noch erleben, dass uns Italien, wie ich es stets prophezeite, mitten im Kriege nach Banditenart in den Rücken fällt!“

„Ich zweifle jetzt wirklich keinen Augenblick mehr daran!“ pflichtete ihm der Baron kleinmütig bei. „Es ist ja alles bisher genau so gekommen, wie Du es vorausgesagt hast! Auf den von Dir angekündigten Treubruch Italiens bin ich daher auch schon gefasst! Viel Feind' — viel Ehr! Wir werden uns trotzdem aller unserer Feinde erwehren, wenn auch noch der welsche Bravo zu ihnen stösst!“

„So ist es!“ bestätigte Friedeck voll innerster Zuversicht, während seine Augen vor patriotischer Begeisterung glänzten.

Kurz nach der Vorbeifahrt der Automobile beschloss Artillerie und Train sowie eine Abteilung von Mannschaften mit Maschinengewehren, welche Eseln und

Maultieren aufgeschnallt waren, den Zug der nach der Westgrenze abmarschierenden Truppen.

Unmittelbar darnach klopfte es an der Türe, und auf ein „Herein!“ des Doktors in serbischer Sprache betrat ein kleines verwittertes Männchen mit wirren, schon stark ergrauten Haaren das Zimmer, das sich als königlicher Schlosskastellan Marko Buha vorstellte. Der kleine Mann trug ein Bündel Bücher unter dem Arme, die er zunächst auf dem Tische aufschichtete, und sagte sodann:

„Ich habe die Ehre, die Herren auf Allerhöchsten Befehl zu einem Besuche von Duklja abzuholen! Gleichzeitig überbringe ich im Auftrage Seiner Majestät des Königs mehrere Bücher aus der Schlossbibliothek, welche dem Herrn Doktor bei seinem Studium an der Ruinenstätte von Duklja von Nutzen sein dürften, denn es sind durchweg die Geschichte und Topographie des Landes behandelnde Werke.“

Der Doktor war von dieser Aufmerksamkeit des Königs sichtlich auf das angenehmste berührt und gab auch seiner Freude über dieselbe dem Baron gegenüber freimütig Ausdruck, in deutscher Sprache natürlich, ohne zu ahnen, dass Buha dieselbe verstand, wovon man erst Kenntniss erhielt, als sich derselbe, der vorher serbisch gesprochen hatte, fortan im Gespräche nur mehr der deutschen Sprache bediente und sich in dieseer gleich den Einwurf gestattete:

„Ja, meine Herren, wenn es hierzulande galt, einen Gelehrten und Forscher in seiner Arbeit zu fördern, liess es unser guter alter König nie daran fehlen. Für Künste und Wissenschaften hatte er seit jeher ein offenes Herz und eine offene Hand!“

Sowohl über die gewählte Ausdrucksweise, als auch über das geläufige Deutsch des Herrn Buha erstaunt, konnte Friedeck nicht umhin, ihn zu fragen, wo er sich beides zu eigen gemacht, worauf das kleine Männchen bescheiden versetzte:

„Ich bin Absolvent der serbokroatischen Lehrerbildungsanstalt im Borgo Erizzo bei Zara, wirkte lange Jahre als Lehrer für Geschichte an dalmatinischen Fortbildungsschulen und war zuletzt Lehrer, Gerichtsdolmetsch und Translator für die serbische Sprache in Wien.“

„Da wären wir also, nachdem Sie Historiker sind, gewissermassen Kollegen? Nun freut es mich umso mehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Herr Buha!“ sagte Friedeck in verbindlichem Tone zu dem alten Schlosskastellan und reichte ihm freundlich die Hand, die derselbe mit beiden Händen ergriff und wiederholt schüttelte. Sein strahlendes Antlitz bewies, dass er sich durch Friedecks Worte über alle Massen geschmeichelt fühlte und ausserordentlich stolz darauf war, von dem Wiener Gelehrten als Kollega gewertet zu werden.

„Dessen Freundschaft hast Du Dir im Fluge erobert!“ dachte Friedeck bei sich, als er seinen Blick über den kleinen Mann gleiten liess. Dann begab er sich an den Tisch und besah sich die Bücher, die ihm gebracht worden waren.

„Baldacci, Pagliano, Wyon, Prance, Bubenitschek und Rovinski — zwei Italiener, zwei Engländer, ein Tscheche und ein Russe, die über Montenegro geschrieben haben!“ sagte er, zu Buha gewendet. „Deutsche Bücher über das Land, deren doch von Kohl, Schwarz,

Baumann und Hassert ganz vortreffliche existieren, scheint die königliche Schlossbibliothek offenbar nicht zu enthalten?"

„Leider nein!“ entgegnete Buha, etwas verlegen und kleinlaut, fügte aber gewissermassen zur Entschuldigung dieses Umstandes nach einer Weile hinzu: „Die in Schloss Kruschewatz befindlichen Bücher dienen eben nur zur Lektüre des Königs, der die deutsche Sprache nicht genügend beherrscht.“

Friedeck nahm seinen Hut, bedeutete dem Baron, ein gleiches zu tun, und versetzte hierauf:

„Also machen wir uns auf den Weg! Wie weit haben wir zu den Ruinen von Duklja beiläufig zu gehen?"

„Nachdem ihre Entfernung von Podgoritza ungefähr zwei Kilometer beträgt, so sind wir in zirka einer halben Stunde am Ziele!“ antwortete der Schlosskastellan. „Und der Weg dahin ist nicht nur ganz unbeschwerlich, da man Duklja auf schönen, breiten Strassen erreicht, sondern auch landschaftlich unheimlich genussvoll und schön!"

Als die beiden Freunde mit dem Kastellan das Zimmer verliessen, hing der Wachtposten sein Gewehr auf einen in der Wand eingeschlagenen eisernen Hacken und folgte ihnen in angemessenem Abstände nach. Friedeck war von diesem Vorgange nichts entgangen und er folgerte aus diesem Benehmen des Postens sehr richtig, dass demselben eine möglichst unauffällige Ueberwachung bei diesen fortan häufigen Wanderungen nach Duklja eingeschärft worden war. Aber ebensowenig war dem Doktor auch ein anderer Umstand entgangen, nämlich dass sich der pflichtgetreue Soldat, ehe sie aus dem Waffendepot

auf die Strasse traten, vorerst genau überzeugte, ob sein Revolver, den er locker in der Leibbinde trug, auch richtig geladen sei, ja, Friedeck bemerkte sogar, dass er die Sperrvorrichtung des Revolvers entscherte, wodurch die Waffe schussfertig war.

Man schlug vor dem Gebäude des Waffendepots die nach Norden führende breite Chaussee ein, auf welcher Friedeck und der Baron am Vortage mit dem Obersten aus Cettinje gekommen waren. Buha machte auf verschiedene Punkte der Gegend, die man fortan durchwanderte, aufmerksam, so beispielsweise auf ein noch aus der Türkenzeit stammendes altes Wachthaus, das sich vor der Vezerbrücke auf einem Hügel erhebt und in den Türkenkriegen der Schauplatz erbitterter Kämpfe war. Ueber die Vezerbrücke ging der Weg in immer noch nördlicher Richtung auf schöner Fahrstrasse weiter, wobei die Wanderer den breiten Moratschafluss und dessen anmutige Uferlandschaft beständig zur Rechten hatten, während sich linker Hand neben der Strasse der Höhenzug Malo brdo entlangzieht, den eine alte Kula, ein Wachturm aus der Türkenzeit, krönt. Als bald hatte man eine Stelle der Strasse erreicht, an der sich ein überraschend schöner Ausblick auf den Zusammenfluss der aus dem Nordwesten kommenden Zeta mit der Moratscha eröffnet: ein imposantes, romantisches Bild zweier ihre Fluten miteinander vermengender stattlicher Flüsse, belebt von allerlei über ihnen schwebenden Wasservögeln, zumeist Möwen und Reiher, die hier vom frühesten Morgen an über den Fluten revieren und erst mit Anbruch der Nacht als typische Staffage dieser Gegend verschwinden.

Buha blieb an dieser Wegstelle stehen und nötigte Friedeck und den Baron, ein gleiches zu tun, worauf er ersteren beim Arme fasste und sagte:

„Sehen Sie, Herr Doktor, dort, unmittelbar der Einmündung der Zeta in die Moratscha gegenüber, wo die Moratscha plötzlich ein Knie macht und in ihrem bisher vom Osten nach Westen genommenen Laufe mit einem Male eine jähe Wendung nach Süden macht, erhebt sich ein buschwaldbedeckter Hügel, der auf seinem Gipfel graues Mauerwerk trägt! Selbes ist bereits ein Trümmerrest der Ruinen von Dioklea!“

Friedecks Augen leuchteten und sprühten vor Ungeduld; dann floss es hastig von seinen Lippen:

„Also rasch vorwärts! Ich kann schon den Augenblick nicht erwarten, wo ich jene antike heilige Stätte betreten werde, die seit jeher der Gegenstand meiner glühendsten Sehnsucht war: Montenegros Pompeji!“

„Montenegros Pompeji!“ sprach ihm Buha andächtig nach. „Ja, das ist der richtige Name für diese imposante alte Ruinenstadt, deren Ueberreste mit jenen Pompejis, Herkulanums und Stabiäs in der römischen Kampagna getrost wetteifern können, sowohl was ihren Umfang und ihre Grösse, als auch ihre Schönheit betrifft!“

„Merkwürdig!“ mischte sich jetzt auch Baron Borsod in das Gespräch. „Ich habe bei mir daheim in Ungarn nie etwas von Dioklea gehört!“

„Tröste Dich, Béla!“ gab ihm Friedeck zur Antwort. „Bei uns in Oesterreich weiss man ebensowenig davon oder eigentlich gar nichts! Als ich einmal in guter Gesellschaft auf Dioklea zu reden kam, starrten mich alle so masslos verwundert an, dass ich augen-

blicklich begriff, die guten Leuten hätten diesen Namen zum ersten Male in ihrem Leben vernommen! Ueber Pompeji weiss fast schon jede Gymnasiastin zu schwatzen; Salona und Carnuntum wurden in den letzten Jahren ziemlich bekannt, desgleichen die spärlichen Römerfunde auf der Insel Brioni; dass jedoch im Herzen Montenegros eine grosse römische Kaiserstadt schon zum grossen Teile blossgelegt und aufgedeckt liegt, davon weiss, einige Archäologen ausgenommen, keine Menschenseele bei uns!"

Unter diesen Wechselreden war man bis zu den wenigen Häusern der kleinen Nachbargemeinden Wranitschke njive und Redski potok gekommen, bei denen eine Brücke den Zetafluss überwölbt.

„Die Piperskibrücke, über die eine eigene Strasse direkt zur Ruinenstadt führt!" erklärte der Schlosskastellan.

Beschleunigten Schrittes überschritt man die fest und solid gebaute steinerne Brücke und verfolgte hierauf die von ihr nach Süden laufende Strasse, auf der man in wenigen Minuten die Ruinenstätte von Dioklea erreichte.

In ihrer ganzen überwältigenden Grossartigkeit lag sie vor den Ankommenden: ein Gewirr ausgegrabener enger Gässchen, breiter Strassen, Plätze und Einzelgebäude, zwischen denen spärliches Gras wuchs. Einige Bauten ragten mehrere Meter, einzelne sogar Stockwerke hoch aus dem Boden, andere wieder lugten kaum sichtbar aus demselben hervor und harrten weiterer Befreiung aus dem auf ihnen noch lastenden Humus oder Geröll; in ihrer Gesamtheit aber verrieten sie alle, dass es eine grosse Stadt gewesen

sein musste, die sich einstmals aus ihnen zusammensetzte. Buha machte den Führer durch die Ruinen und schickte seinem Rundgange zunächst eine kurze Erklärung der Beschaffenheit des Trümmerfeldes voraus, indem er sagte:

„Eigentlich verteilen sich die hervorragendsten Ruinen auf vier verschiedene Stellen: ein Teil befindet sich am linken Ufer der Zeta, der zweite am rechten Moratschauer zur rechten Hand eines Weges, auf dem man nach Strugariza und Rogame gelangt, ein dritter Teil liegt mehr landeinwärts, durch die von der Piperski-Brücke hierher führende Strasse von dem Ruinentheile an der Zeta getrennt, und ein vierter, ganz isolierter, erhebt sich am jenseitigen linken Moratschauer hoch oben auf einem Hügel, zu dessen Füßen sich die Zeta mit der Moratscha vereinigt. In diesem Hügel glaubte Rovinski den ehemaligen Burghügel gefunden zu haben und in den Trümmern auf ihm Reste der einstigen Akropolis Diokleas!“

Friedeck machte sich, während man ein Geviert nach dem andern besuchte, Aufzeichnungen in seinem Notizbuch und entwarf darin auch eine Planskizze der ganzen Ruinenstätte. Ueberall gab Buha Erläuterungen der einzelnen Objekte, und zwar in dem Sinne, wie der russische Gelehrte dieselben bezeichnet hatte, dem bekanntlich vor Jahren im Auftrage des Königs und der montenegrinischen Regierung die Leitung sämtliche Ausgrabungen an Ort und Stelle oblag. Es gab hochinteressante Dinge zu schauen. Zunächst weitläufige Bäderanlagen, an denen sich ihre einzelnen Räumlichkeiten, wie das Kaltbad Frigidarium, das Warmbad Caldarium und das Schwitzbad Laconicum

mit ihrem zwischen beiden ersteren gelegenen, mässig erwärmten Durchgangsraum, dem Tepidarium, und dem Auskleideraum Apodyterium, sowie die mit heisser Luft gefüllten Hohlräume in den Wänden und unter dem Fussboden, die von Sergius Orata erfundenen Suspensura, noch deutlich erkennen liessen. Eine ziemlich tiefe und umfangreiche Bodenvertiefung in der Form eines Oblongums zeigte die Stelle an, wo das grosse Schwimmbassin Natatio lag. Aus anderen grossen Ruinenmauern liess sich ebenso unschwer entnehmen, von welchen Baulichkeiten dieselben herühren mochten, und Rovinski bezeichnete daher auch einzelne derselben als Tempel, Kaserne, Markthalle, Schlachthaus und Lupanar. Einige kreisrunde Turmruinen können entweder Reste von Wachttürmen sein, wie sie in den römischen Stadtmauern gewöhnlich in deren Ecken eingefügt waren, oder Ueberreste hoher Turmreservoirs, wie sie jene römischen Wasserleitungen in der Regel besaßen, durch welche das Trinkwasser aus nahem Gebirge zugeführt wurde. Auch eine als Amphitheater bezeichnete grosse Rundruine fehlt nicht im Rahmen der weiten Ruinenstadt, welche von Nord nach Süd, von Ost nach West je eine breite, mit Tuff gepflasterte Strasse durchzog, deren jede für den Wagenverkehr sechs Meter Breite besass und zu beiden Seiten von erhöhten Trottoirs für die Fussgänger eingesäumt war. An dem Unterschiede zwischen den ehemaligen Privathäusern liess sich feststellen, dass Dioklea ein eigenes Viertel der reichen vornehmen Welt und mehrere Viertel der ärmeren Bevölkerungsklasse umfasste, denn die grossen Häuser grenzten insgesamt aneinander und scheinen Villen-

bauten mit Gärten, Atrien und Peristilen gewesen zu sein, die kleineren aber, teils ebenerdig, teils mit erkerartig vorspringenden Obergeschossen, an ihren Aussenseiten Läden von Handwerkern besessen zu haben. Aus dem Umstande, dass das Viertel der Reichen von beiden Flüssen ziemlich entfernt lag, angebaut an den Hängen des sich im Norden der Ruinenstadt entlangziehenden Bergzuges Trebjesch, der in den noch weiter rückwärts liegenden Bergzügen Wrtetschka glawa und Piperski petschine seine Fortsetzung findet, wogegen die ärmeren Viertel alle in der Nähe der beiden Flussläufe lagen, bildete sich Friedeck das Urteil, dass sich auch die Stadtburg in der Nähe des vornehmen Viertels an den Lehnen des Trebjesch erhob, nicht auf jenem völlig isolierten, am linken Moratschaufel gelegenen Hügel, welchen Rovinski für den Burghügel hielt. Er äusserte diese seine Ansicht auch sofort gegen Buha, dem selbe sehr einleuchtete. Nur frug dieser, als was dann der Trümmerrest auf dem isolierten Hügel anzusehen sein würde.

„Ich denke,“ erwiderte Friedeck, „dass der sich auf dem isolierten Hügel erhebende Bau noch ein gleiches Gegenüber auf dem anderen Ufer der Moratscha besass und dass beide Bauten Türme gewesen sind, zwischen denen entweder eine Brücke oder eine Kettensperre des Flusses, eine Art Maut für die auf dem Flusse verkehrenden Boote, bestand. Solchen Flussperren lagen oft auch militärische Verteidigungsmassnahmen zugrunde. Jedenfalls widerstrebt es mir, die Stadtburg auf dem isolierten Hügel zu suchen, der ausserhalb des Stadtgebietes auf der jenseitigen

Flussseite lag. Eine sich dort erhebende Burg hätte der Stadt entschieden keinen Schutz bieten können. Warum wurden die Ausgrabungen nicht weiter hinauf auf den Trebjesch erstreckt? Ich glaube, dort wäre noch manches Interessante zutage zu fördern; am allerwahrscheinlichsten das Fundament der alten Akropolis!"

"Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Doktor!" erwiderte eifrig der Schlosskastellan. „Auch Herr Rovinski äusserte sich, dass auf dem Trebjesch noch manches zu finden sein dürfte; aber das für die Ausgrabungen aufgewendete Geld, viel war es ja ohnehin nicht, ging alsbald zur Neige, und als dieser traurige Zeitpunkt eintrat, mussten alle Erdarbeiten eingestellt werden. Herr Rovinski reiste dann, sehr verärgert darüber, sofort nach Russland zurück."

Friedeck sah eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann sagte er, zu Buha gewendet:

"Vielleicht werde ich die Ausgrabungen selber fortführen! Auf meine eigene Kosten natürlich! Ich will mir die Sache noch überlegen und vorläufig den Ruinen noch mehrere Besuche abstatten. Habe ich nach diesen die volle Ueberzeugung gewonnen, dass sich Dioklea tatsächlich noch weiter nach Norden über den Trebjesch ausgedehnt hat, so unterbreite ich dem König meinen Antrag."

"Wie dankbar würde Ihnen die Wissenschaft sein!" sagte Buha mit Wärme, indem er des Doktors Rechte erfasste und drückte. „Auf meine bescheidene Mit-hilfe dürfen Sie jederzeit rechnen!"

Man machte sich hierauf auf den Heimweg, nachdem die Besichtigung des ganzen Ruinenfeldes nahezu zwei

volle Stunden in Anspruch genommen hatte. Auf der Rückwanderung richtete der Baron an Friedeck die Bitte, ihm einiges aus Diokleas Vergangenheit zu erzählen.

„Was die Gründung der Stadt anbelangt,“ entgegnete dieser, „so ist selbe leider immer noch in tiefstes Dunkel gehüllt. Die Ansicht der Historiker über sie ist eine geteilte. Einige meinen, die Stadt habe ihren Namen daher erhalten, dass sie der Geburtsort des Kaisers Diokletian war, andere wieder vertreten die Ansicht, dass sie von Diokletian erbaut und deshalb nach ihm als ihrem Begründer benannt worden sei. Ich schliesse mich der Meinung der letzteren an, denn Diokletian bildete bekanntlich aus dem eroberten Südillyrien die römische Provinz Praevalitana, als deren bedeutendste Stadt die Historiker Dioklea bezeichnen, die daher wahrscheinlich dem Kaiser selbst ihre Entstehung und ihren Namen verdankt. Eine Zerstörung wie andere Römerstädte erlitt Dioklea beim Zusammenbruch des römischen Weltreiches nicht, sondern bestand bis ins frühe Mittelalter hinein, da sie ein Heerführer der ins Land eingefallenen Serben namens Prelimir zu seiner Residenzstadt erkor und alles sie umgebende Land vom Skutarisee bis zur Bocche zu einem Königreiche vereinte, welches Dioklea oder auf slawisch Duklja genannt war. Nach Prelimir haben noch sieben andere Herrscher, Johann Wladimir, Dragomir, Michael, Bodin, der Normannenprinz Georg, Wukan und Wukans Sohn Georg, als Könige über Dioklea geherrscht, unter deren Szeptern ihr Reich und dessen gleichnamige Hauptstadt zu so hoher Macht und Blüte gelangten, dass nach ihnen sogar der

Adria der Name Dukljansko more beigelegt wurde. Erst mit Wukans Sohn Georg verschwindet das Königreich Dioklea aus der Geschichte, da es unter diesem mit dem grosserbischen Reiche der Nemanjiden verschmolz. Die im Jahre 1910 erfolgte Proklamierung Montenegros zum Königreiche wurde damals hierzulande als die Wiedererstehung des alten Königreiches Dioklea gefeiert."

„Nach alldem mussten bei den Ausgrabungen auch Bauten aus der nachrömischen Zeit, aus der Aera des serbischen Königreiches Dioklea, aufgedeckt worden sein?" erkundigte sich der Baron.

„Allerdings," gab Buha zur Antwort, „doch kann man sie von den römischen auf den ersten Blick unterscheiden, da das zu ihnen verwendete Baumaterial ein ganz anderes ist als das, dessen sich die Römer bedienten. Auch altslawische Münzen fanden sich wiederholt im Ruinenschutt vor, der jedesmal sorgfältigst durchgesehen wurde; die Anzahl römischer Münzen, die seit Jahrzehnten auf der Ruinenstätte gefunden wurden und man noch heute dort findet, soll jedoch eine weitaus grössere sein."

„Sie ist es auch," bestätigte Friedeck. „Ich hatte Gelegenheit, ihre reiche Sammlung in Cetinje zu bewundern; der König hat sie mir vor Jahren persönlich gezeigt. Sie dürfte sich auf viele Hunderte von Stücken beziffern und enthält numismatische Unika. Wladika Petar II. begann sie anzulegen und in späterer Zeit wurde sie noch beträchtlich vermehrt. Auch prachtvolle Kameen hat man in den Ruinen von Dioklea gefunden, welche nicht bloss als Antiquitäten, sondern auch durch ihre hochkünstlerische Aus-

führung und grosse Schönheit ausserordentliche Werte repräsentieren. Die schönste dieser Gemmen, die das edelgeformte Gesichtsprofil von Diokletians Tochter Valeria zeigt, dient gegenwärtig in Gold gefasst als Schliesse eines Perlenkolliers, welches König Nikita seiner Lieblingstochter Xenia einmal zu Weihnachten schenkte."

„Glauben Sie, Herr Doktor, dass Diokletian öfter oder längere Zeit in Dioklea Aufenthalt nahm oder es nur bei der Gründung der Stadt bewenden liess, die er wahrscheinlich auf seinem Zuge nach Nikomedia vornahm?" fragte Buha.

„Nach meinem Dafürhalten hielt er sich zweifellos sogar häufig dort auf," erwiderte Friedeck. „Schon deshalb, weil er ja Jäger war und die Gebirge und Wälder Ost- und Nordmontenegros, die selbst heute noch ausserordentlich wildreich sind, als damals gewiss noch ergiebigere Jagdgebiete auf ihn eine grosse Anziehungskraft ausüben mussten."

„Diokletian war also Waidmann?" frug der Baron.

„Noch dazu einer der eifrigsten, den die römische Kaiserzeit kennt, ja vielleicht sogar der eifrigste unter allen römischen Imperatoren!" sagte der Doktor. „Das geht aus drei Handlungsweisen in seinem Leben unwiderleglich hervor. Erstens liess er sich seinen Sarkophag, der nach seinen Anordnungen schon zu seinen Lebzeiten hergestellt wurde, durchwegs mit Jagdbildern schmücken, auf denen Jagdszenen mit Hirschen, Wildschweinen, Steinböcken und Füchsen dargestellt waren; zweitens legte er sich auf dem heutigen Monte Marjan unfern seines berühmten

Palastes, in dessen grandiose Ueberreste bekanntlich ein grosser Teil der Altstadt Spalatos eingebaut wurde, einen herrlichen Wildpark an, in welchem er sich allerlei Wild hielt; und drittens errichtete er auf dem heutigen Georgskap, das auch Punta Jurja genannt ist und als äusserster Ausläufer des Monte Marjan weit hinaus in die See ragt, der Jagdgöttin einen prächtigen Tempel, nach welchem die dortige Meeresbucht durch Jahrhunderte „Die Bucht der Diana“ hiess. Kann man nach diesen drei Handlungen auch nur einen Augenblick zweifeln, dass Diokletian mit Leib und Seele Waidmann gewesen sein muss?“

„Gewiss nicht!“ pflichtete ihm Baron Borsod bei. „Nur ein passionierter Nimrod konnte solche Verfügungen treffen!“

„Und als passionierter Nimrod fand er sich eben oft in diesen Gegenden ein, wo es Gamsen, Hirsche, Sauen, Bären und Wölfe in Menge zu jagen gab, zu seiner Zeit vielleicht auch noch den Steinbock, der erst in viel späterer Zeit in den Hochregionen Montenegros ausgestorben sein dürfte!“ vervollständigte Friedeck seine interessante Ausführungen, die er nach einer Weile noch mit den poetischen Worten beschloss:

„Ich sehe ihn fast vor mir — den gejauidfrohen mächtigen Kaiser, wie er seine Burg zu Dioklea verlässt, um in seine Bergreviere zu reiten! Auf tänzelndem illyrischem Jagdpferde seinen Kynegeten voran, welche teils die kläffenden molossischen und thrakischen Hunde an ihren Leitriemen führen, teils ihrem kaiserlichen Herrn alle jene Jagdwaffen und Jagdgeräte nachtragen, deren man sich in damaliger Zeit zum Jagen bediente: Die Hastilien und Missilien zum

Stiche und Wurfe, den schweren Arcus und die leichte Pharetra zum Schiessen, die Falces und die Venabulen, neben denen auch die Formidines, das mit Geierfedern versehene Lappzeug, sicher nicht fehlten! Ein glanzvolles Jägerbild aus längst versunkener Zeit!"

„Hört man Sie derart sprechen, lieber Herr Doktor, so geht einem im Leibe wahrhaftig das Herz auf!" sagte Buha mit einem bewunderndem Blicke auf Friedeck, und der Baron stimmte ihm kopfnickend zu, indem er halblaut bemerkte:

„Ja, so ist es auch, Heinz! Reden kannst Du, dass man Dir stundenlang zuhören könnte!"

Versonnen blickte Friedeck vor sich hin in die Ferne — hatte ihm seine süsse Wanda nicht einmal dasselbe gesagt?

Die Augen wurden ihm feucht, als er ihrer gedachte, und mächtige Sehnsucht erfüllte sein Herz.

Mittlerweile war man im Waffendepot angelangt, wo sich Buha mit dem Versprechen, die Herren am nächsten Tage um die gleiche Zeit wieder abzuholen, verabschiedete. Der Wachtposten hatte sein Dienstgewehr wieder vom Hacken genommen und schritt eintönigen Schrittes auf den Steinfliessen des Korridors auf und nieder; der Baron packte seine Spielkarten aus, um sich vor dem Mittagessen noch einige Patienzen zu legen; Friedeck aber setzte sich schweigsam in eine Ecke des Zimmers und träumte von der Königin seines Herzens!

Genau so, wie der erste Besuch der Ruinen, verliefen die weiteren. Zur selben Stunde holte Buha täglich die beiden Freunde aus ihrem Internierungsheim ab und begleitete sie dann regelmässig wieder

nach Hause, und schon nach dem vierten Besuche hatte Friedeck die Ueberzeugung gewonnen, dass Dioklea an den Lehnen des Trebjesch bestimmt noch höher hinaufgereicht haben müsse. Für die Römerstadt stand das für ihn vollkommen fest, während sich die spätere Serbenstadt mehr gegen Osten ein beträchtliches Stück über Rogame hinaus, vielleicht sogar bis zu jenem Punkte der Moratscha, dem heute am linken Flussufer und an der über Podgoritza bis nach Pristan am Skutarisee führenden Strasse der kleine Ort Zlatiza gegenüberliegt, ausgedehnt haben mag. Friedeck richtete daher tatsächlich ein Majestäts-gesuch an den König, weitere Ausgrabungen auf eigene Kosten vornehmen zu dürfen; erhielt sein Ansuchen mit äusserst huldvollen eigenhändigen Begleitworten des Königs umgehend bewilligt und schrieb dann mit Genehmigung des Stadtkommandanten von Podgoritza sofort an sein Bankinstitut nach Wien, ihm durch Vermittlung der neutralen Macht, deren Schutz die in Montenegro zurückgebliebenen Oesterreicher und Ungarn unterstellt worden waren, vorläufig einen Betrag von 5000 Kronen an die Bank von Montenegro zu senden. Für Arbeitskräfte sorgte Herr Buha. Die Männer waren allerdings fast alle zu den Fahnen gerufen worden, aber an daheim gebliebenen Greisen, Weibern, Mädchen und ganz jungen Burschen gab es so viele, die sich in Abwesenheit ihrer Ernährer einen eigenen Verdienst suchen mussten, dass es Buha gelang, aus den der Ruinenstätte zunächstgelegenen Ortschaften Strugariza und Rogame eine stattliche Anzahl solcher Leute für die Erdarbeiten zu dingen, mit denen schon am zehnten Tage nach der ersten Ruinen-

besichtigung die neuen Grabungen in Angriff genommen wurden. Mit dem Herablangen des vom Könige genehmigten Gesuches schien an den Stadtkommandanten auch noch eine separate Weisung ergangen zu sein, dass dem Doktor für seine Person volle Bewegungsfreiheit eingeräumt werde, da der Stadtkommandant denselben eines Tages persönlich besuchte und ihm mittheilte, dass er vollständig frei, ohne jede Ueberwachung, aus- und eingehen dürfe. Friedeck begab sich infolgedessen oft in die Stadt, um sich dort Messinstrumente, Reisszeug, Bleistifte, Papier, Farben, Tinte und Federn zu kaufen, wobei er wiederholt auch Buha im Schlosse aufsuchte, um sich mit ihm zu besprechen oder in irgend einer Sache seinen Rat einzuholen. Auf den Baron hatte man die volle Bewegungsfreiheit wahrscheinlich deshalb nicht ausgedehnt, weil man sich sagte, dass Friedeck unter solchen Umständen gewiss keinen Fluchtversuch machen werde, da er sonst bemüssigt wäre, seinen Freund und Schicksalsgenossen treulos im Stiche zu lassen, was man seinem Charakter nicht zumutete. Der Baron war anfangs über alle Massen verärgert, fortan nur sich allein hinter verschlossener Türe mit einem Wachtposten vor derselben zu wissen; aber Friedecks begütigendem Zureden war es gelungen, ihn zu besänftigen und zu trösten, umsomehr, als er ihm durch Buha pikante französische Lektüre verschaffte, die ihm ermöglichte, sich auch noch auf andere Art, als bloss durch Patientenlegen, die Zeit zu vertreiben. So waren etwa vierzehn Tage vergangen, in deren Verlauf der Doktor mit seinen Ausgrabungen schon ermunternde Erfolge erzielte, denn schon am zweiten

Tage war man an den Abhängen des Trebjesch auf dicke römische Grundmauern gestossen, die sich den Berg hinaufzogen und an deren weiterer Blosslegung rüstig weitergearbeitet wurde. Friedeck, der sich im Zimmer am Fenster einen Arbeitstisch zurechtgemacht hatte, zeichnete dort fleissig an einem auf einem Reissbrette aufgezogenen grossen Orientierungsplane der Ausgrabungen, seine Arbeit nur bei den Mahlzeiten unterbrechend, nach denen er sie stets wieder aufnahm und oft bis spät in die Nacht hinein über ihr sass. Dann aber, wenn sich der Baron längst schon gesunden, festen Schlafes erfreute, warf er allemal Zirkel und Masstab bei Seite und breitete österreichische Generalstabskarten Montenegros und Albaniens vor sich aus, nach denen er bereits einen Fluchtplan entwarf und sorgfältig zusammenstellte. Auf keinem anderen Wege als durch das rauhe Bergland der Schkypetaren, sagte er sich, biete sich die Möglichkeit zu einer erfolgreichen Flucht, zu einer glücklichen Heimkehr zurück in die heissgeliebte, teure Heimat!

Dass man ihrer Ausführung und Verwirklichung näher stand, als er dachte, führte ein merkwürdiger Zufall herbei; es schien, als griffe die himmlische Vorsehung selber beschleunigend ein! Eines Tages nämlich, als Baron Borsod wie gewöhnlich auf dem Kanapee lag, eine gute Zigarre rauchend und schmunzelnd in Paul de Kocks gepfefferte Erzählung, „Das Mädchen mit den drei Unterröckchen“ vertieft, trat Friedeck von einem nach Podgoritza unternommenen Spaziergange mit hochgerötetem Gesichte ins Zimmer, eilte hastig auf den Lesenden zu, der aus seiner

interessanten Lektüre nicht einmal aufsah, und sagte mit bebender Stimme, indem er ihn bei einem Arme ergriff und ziemlich unsanft aus seiner Vertieftheit aufrüttelte:

„Béla, lass mit Dir reden! Es steht eine Wendung unseres bisherigen Loses bevor!“

„Unseres oder des Deinen?“ gab der Baron unwirsch zurück. „Wenn es das Deine betrifft, würde es mich nicht sonderlich wundern, denn Nikita ernennt Dich vielleicht noch zu seinem Kultusminister!“

„Keine Witze jetzt, Béla!“ verwies ihn Friedeck, am ganzen Leibe vor Aufregung zitternd. „Höre, was der Zufall gefügt hat! Unser bisheriger Wachtposten ist abgelöst worden und an die Front abgegangen; und sein Ersatzmann ist niemand anderer, als jener junge Albaner, dessen Kind wir in Cattaro ins dortige Krankenhaus brachten!“

„Potztausend! Das ist allerdings eine sehr erfreuliche und bedeutsame Neuigkeit!“ rief der Baron mit strahlenden Augen, indem er sich wie elektrisiert von seinem Ruhebetto erhob und sein Buch auf einen daneben stehenden Stuhl warf. „Jetzt wirst Du doch hoffentlich aufhören, draussen in Dioklea in der Erde zu wühlen und lieber darauf bedacht sein, dass wir endlich das Weite suchen?“

„Während Du allnächtlich fest schliefest, habe ich alles schon ausgedacht und an der Hand der Generalstabskarten bereits einen Fluchtplan entworfen, der schwerlich misslingen wird,“ erwiderte Friedeck gelassen. „Und dem jungen Albaner habe ich einstweilen jetzt draussen nur auf die Seele gebunden, durch nichts zu verraten, dass er uns von früher her kenne,

wenn wir morgen mit Buha wie gewöhnlich die Ruinenstätte besuchen. Dort aber will ich ihn erst in unseren Fluchtplan einweihen, wobei Du mir jedoch insofern behilflich sein musst, als es morgen Deine Aufgabe sein wird, Buha geraume Zeit hindurch nicht von der Seite zu weichen. Ich werde Dich und ihn an eine bestimmte Stelle beordern, wo derzeit emsig gegraben wird, und mich hierauf, von dem Albaner gefolgt, von Euch unauffällig entfernen, um an einer Oertlichkeit, die ich schon heute im Auge habe und die durch eine Bodenerhöhung Eueren Blicken entzogen sein wird, ungestört mit dem Manne zu sprechen. So weit ich die Menschen kenne, halte ich es jetzt schon für ausgemacht, dass er uns zur Flucht nicht nur behilflich sein, sondern sogar selbst mit uns fliehen wird! Lass mich nur machen!"

„Und auch ich werde das Meinige tun!" versetzte, sich stolz in die Brust werfend, der Baron. „Ich lasse das kleine Männchen nicht von der Stelle, an die Du mich mit ihm hinstellen wirst; nötigenfalls halte ich ihn mit einer Hand am Rockschössel fest, während ich mit der anderen Hand meinen Paul de Kock aus der Tasche ziehe und ihm aus dem Buche so verhängliche Stellen vorlese, dass er auf alles, was rings um ihn vorgeht, vergisst und mir so andächtig zuhört, wie weiland König Ulysses dem verführerischen Gesang der Sirenen!"

„Dass Du das Witzemachen nicht lassen kannst, selbst nicht in den ernstesten Stunden!" erwiderte Friedeck vorwurfsvoll, konnte aber doch auch ein Lächeln dabei nicht unterdrücken.

„Lass mir doch meinen Humor, lieber Heinz!“ klang es ihm in treuherzigem Tone zurück. „Was sonst, als er, liesse mich meine hiesige Lage, die mir so vorkommt, wie das Leben eines Vogels im Käfig, so leicht und geduldig ertragen?“

„Du magst Recht haben, Béla! Heiter auch in ernster Zeit ist eine Devise, die noch alle froh und glücklich gemacht hat, die sich selbe zum Wahlspruche nahmen!“ pflichtete Friedeck mit einem Händedrucke seiner Anschauung bei. Und dann entwickelte er ihm den Fluchtplan, den er in so manchen stillen Nächten ersonnen hatte, und liess ihn die in Aussicht genommene Route auf den Generalstabskarten verfolgen, wobei er nicht unterliess, ihn darauf vorzubereiten, dass ihre Wanderung durch das albanische Bergland eine allerdings sehr beschwerliche und mühevoll sein werde, woran sich indessen leider nichts ändern liesse.

„Einige Kilo meines Körpergewichtes gehen unbedingt d'rauf!“ meinte der Baron etwas kleinlaut. „Aber das macht nichts! Wenn wir nur glücklich zu den Unseren kommen!“

Nicht ohne Herzklopfen traten am nächstfolgenden Tage die beiden Freunde in Begleitung Buhas ihre gewöhnliche Wanderung zur Ruinenstadt an. Dort ging alles nach Wunsch. Buha übernahm mit der grössten Bereitwilligkeit die Beaufsichtigung der ihm von Friedeck bezeichneten Arbeitsstelle, an der ihm der Baron wie eine Klette an den Fersen geheftet blieb, während der Doktor nach nur kurzem Verweilen auf dem gleichen Platze erklärte, sich behufs einer Bodenuntersuchung nach einem anderen Punkte des Ruinenfeldes begeben zu müssen.

„Gehen Sie nur, Herr Doktor! Und verlassen Sie sich auf mich! Ich werde einstweilen hier gewissenhaft darüber wachen, dass in der von Ihnen angegebenen Richtung fleissig weitergegraben wird,“ versicherte Buha.

Langsam entfernte sich Friedeck. Der Albaner blieb noch eine Weile bei den anderen stehen, dann schlug auch er die von Friedeck genommene Wegrichtung ein und war binnen wenigen Minuten ebenfalls hinter einem kleinen Hügel verschwunden, an dessen jenseitigem Fusse Friedeck in einer kleinen Talmulde seiner schon harnte.

„Gott zum Grusse, Albaner!“ sagte der Doktor, dem jungen Soldaten die Hand zum Grusse entgegenstreckend. „Sag’ mir doch endlich auch, wie Du eigentlich heissest und wie Dein Kind sich befindet!“

„Ich bin als Katholik auf den Namen Mhillitt getauft, was in Eurer Sprache Michael bedeutet, und mein Familienname ist Arra!“ versetzte schlicht der Gefragte. „Mein Kind ist wahrscheinlich schon genesen. Schon am 4. August, dem neunten Tage, nachdem wir es ins Spital gebracht haben, wurde meiner Frau dort gesagt, dass sie es nach fünf Tagen, also am 9. August, aus dem Krankenhause bereits abholen und mit sich heimnehmen könne, wovon mir meine Frau einen Tag später, am 5. August, in Njegusch Mitteilung machte und sich noch am selben Tage wieder nach Cattaro hinunter begab, um am 6. morgens wie gewöhnlich auf dem dortigen Marktplatze ihre Dörrfische zu verkaufen. Am 7. hat sie aber leider nicht mehr nach Montenegro zurückkehren können, da ja an diesem Tage die Kriegserklärung Montenegros

an Oesterreich-Ungarn erfolgte und die Montenegriner schon in der Nacht vom 6. auf den 7. August die über den Lovtschen führende Strasse teils mit Verhauen und Schützengräben versehen, teils teilweise gänzlich unpassierbar gemacht hatten. So bin ich denn von Weib und Kind jetzt getrennt, da beide in Cattaro weilen!"

„Gräme Dich deswegen nicht, denn dort bei den Unseren sind sie am sichersten aufgehoben!" tröstete ihn teilnehmend der Doktor. „Geht es mir und meinem Freunde übrigens anders? Auch wir beide sind von unseren Frauen getrennt und sehnen uns, sie bald wiederzusehen!"

„Die beiden engelhaft schönen Frauen, die wie Sendboteninnen des Himmels wohltatenspendend durch den Cattariner Montenegrinermarkt schritten!" murmelte der Albaner sichtlich bewegt vor sich hin. Dann schaute er Friedeck fest in die Augen und fragte:

„So rasch als möglich zu ihnen zurückzukehren liegt Euch also im Sinn? Ihr traget Euch sicherlich schon mit dem Gedanken an eine baldige Flucht?"

„So ist es, Mhillitt!" gab ihm der Doktor freimütig zur Antwort. „Aber nicht bloss unserer Frauen wegen denken wir ans Entweichen, sondern hauptsächlich deshalb, weil wir Soldaten, weil wir Offiziere unseres edlen greisen Kaisers und Königs sind, der gegen Tücke und Niedertracht, Hinterlist und Verrat das Schwert ziehen musste! Und Eines lasse Dir besonders gesagt sein, Albaner: Auch dafür, dass Ihr Albaner in den Südslawenstaaten des Balkans nicht untergehet, sondern Euch Euer freies Volkstum auch für die Zukunft bewahret, werden unsere Kriegsheere

kämpfen und an allen Albanern werden wir deshalb treue Kampf- und Bundesgenossen erhalten! Wie ein Mann wird ganz Albanien sich erheben, um das Serbentum im Vereine mit uns siegreich niederzuringen! Der Tag, an Eueren hasserfüllten Erbfeinden Rache zu nehmen und Vergeltung zu üben, ist für Euch da, und Du, Mhillitt, Du ein Hoti, ein Angehöriger jenes unglücklichen albanischen Stammes, den man grausam aufgeteilt und zur Hälfte unter die montenegrinische Herrschaft gezwungen hat, Du würdest in diesem Kriege auf Deine Blutsverwandten und Stammesangehörigen schießen? Nein, das darfst und kannst Du nicht tun! Du fliehst mit uns in die albanischen Berge, die wir bis zur Meeresküste durchwandern werden, um auf der Adria in die Heimat zurückzukehren! In Cattaro schliessest Du Weib und Kind in die Arme und fichst dann in unseren Reihen gegen die Bedrücker und Peiniger Deines Volkes!"

Während Friedeck so sprach, drückten sich in den Mienen des Albaners die verschiedenartigsten Empfindungen aus; zunächst Befriedigung darüber, dass sich ihm Friedeck so offenherzig anvertraut hatte; dann Erstaunen, als er vernahm, dass von Waffenerfolgen Oesterreich-Ungarns auch das Heil und die Freiheit der Albaner abhänge; und zuletzt unverhohlene, helle Begeisterung, als er hörte, dass alle Albanesen Schulter an Schulter mit den Oesterreichern und Ungarn gegen die gemeinsamen Feinde das Schwert führen werden. In tiefster seelischer Ergriffenheit fasste er Friedecks beide Hände und sagte:

„Ja, Du hast Recht, Herr! Ich darf und kann gegen meine Stammesbrüder nicht kämpfen, sondern muss auf der gleichen Seite stehen, wie sie! Man hat mir zwar den montenegrinischen Fahneneid abgenommen, aber derselbe war ja ein erzwungener Schwur, und abgepresste, erzwungene Eide, so haben mir die ehrwürdigen Franziskaner in der Klosterschule zu Gjoani im Lande des Pulatistammes gelehrt, brauchen von niemandem gehalten zu werden. Ich bin also der Eurige, Herr, und fliehe mit Euch, sobald sich uns Gelegenheit hierzu bietet!”

„Ich sah es so kommen, Mhillitt, und sagte es meinem Freunde voraus, dass Dir als treuem Sohne Deines Volkes keine andere Wahl bleiben würde!” klang es fast jubelnd von den Lippen des Doktors, während Freude sein Antlitz sonnig verklärte. „Unser Geheimnis ist nun das Deinige, wie Deines das unsere, und wir werden es sorgsam hüten und bewahren in unserer Brust, bis die Stunde der Ausführung schlägt! Diese zu bestimmen, wird meine Sorge sein, Mhillitt! Von Dir muss ich nur das Eine verlangen, dass Du für mich und meinen Freund alte abgetragene montenegrinische Nationalkostüme besorgst, die für unsere Körpergrößen gut passen, und dass Du Dich dieses Auftrages so rasch als möglich entledigst, denn die Gelegenheit zu unserer gemeinsamen Flucht bietet sich vielleicht mit Gottes Hilfe schon bald! Kannst Du diesen Auftrag besorgen?”

„Leicht und rasch, wenn es sein muss!” erwiderte der Albaner und setzte freimütig hinzu: „Nur das Geld dafür musst Du mir geben, denn wie Du weisst bin ich arm!”

„Hier hast Du solches!“ sagte der Doktor, eine Geldrolle aus der Tasche ziehend und sie ihm einhändig. „Es sind 10 Goldperperas, die einem Werte von 100 Kronen entsprechen. Wird diese Summe genügen?“

„Für alte, schon getragene Kleider gewiss!“ entgegnete der Albaner. „Nur die Kleider hierher zu bringen, wird keine Leichtigkeit sein.“

„Das soll auch gar nicht geschehen,“ belehrte ihn Friedeck. „Du nimmst Dir, wenn Du sie schon gekauft hast, einen Tag Urlaub, packst sie in ein Bündel zusammen und verbirgst sie auf dem Ruinenfelde in jener kleinen hölzernen Werkzeughütte, die ich dort am Moratschafer errichten liess und zu der ich zwei gleiche Schlüssel besitze. Hier hast Du einen derselben.“

Er zog bei diesen Worten einen kleinen Schlüssel aus seiner Tasche und reichte ihn dem Albaner.

„Das wird sich unschwer bewerkstelligen lassen,“ widerte dieser und fragte dann noch: „Und hast Du noch sonst etwas zu befehlen?“

„Nein,“ sagte der Doktor. „Alles Weitere erfährst Du von mir nächster Tage. Jetzt aber begeben wir uns unauffällig und nicht zusammen, sondern jeder einzeln, zurück zu den anderen.“

Nach Hause gekommen, konnte es der Baron vor Neugier schon nicht erwarten, von Friedeck näheres über die Sache zu hören.

„Alles in Ordnung,“ fasste sich dieser ganz kurz. „Der Albaner ist unser und vom heutigen Tage an, an welchem wir den 22. schreiben, wird unsere hiesige Gefangenschaft nur noch sechs Tage andauern, denn

ich habe den 28. für unsere Flucht in Aussicht genommen."

„Warum nicht schon einen früheren Tag?" drängte ungestüm der Baron. „Ist es nicht schade um jede Stunde, die wir hier noch weiter verbringen?"

„Wohl wahr!" bestätigte Friedeck. „Aber es lässt sich eben erst am 28. machen, da der 28. August bei den Serben, die an diesem Tage den 15. schreiben, ein sehr hoher Feiertag, das Fest Mariä Himmelfahrt, ist; und an diesem wallfahrtet Gross und Klein, Alt und Jung nach dem von hier etwa 30 Kilometer entfernten Moratschki-Kloster, wovon mir Buha kürzlich erst Mitteilung machte, um mich vorzubereiten, dass ich an diesem Tage in Duklja nicht arbeiten lassen könne, nachdem sich an diesem Tage auch alles Volk aus den Dörfern der dortigen Umgegend, also auch aus Strugariza und Rogame, auf dieser Klosterwallfahrt befände. Buha selbst pilgert am selben Tage gleichfalls dahin; Du wirst daher jetzt begreifen, weshalb ich für unsere Flucht den 28. ausgesucht habe! Keine Arbeit in Dioklea und kein Buha in Podgoritza — verstehst Du nun, lieber Béla?"

„Ja allerdings! Und ich anerkenne auch wieder Deine geistige Ueberlegenheit, Deinen Scharfblick und Deine Klugheit und beuge mich wie noch immer auch diesmal vor ihnen!" lenkte der Baron begütigend ein. „Also noch Geduld bis zum 28. dieses!"

Die folgenden Tage verrannen verhältnismässig sehr rasch. Auf dem Ruinenfelde gingen die Grabungen rüstig von statten und bestätigten Friedecks Vermutung, dass sich die alte Römerstadt noch weit hinauf an den Lehnen des Trebjesch ausgedehnt habe,

auf denen man täglich auf neues Gemäuer stiess. Am 27. stattete Buha den beiden Freunden in den ersten Nachmittagsstunden unverhofft einen Besuch ab.

„Ich komme mich zu verabschieden, da ich morgen noch vor Sonnenaufgang meine Wanderung nach dem Moratschki-Kloster antrete!“ begründete das kleine Männchen sein unerwartetes Kommen. „Wissen Sie, Herr Doktor,“ fügte er dann, sich gewissermassen entschuldigend, bei, „ich muss mich dieser Wallfahrt jedes Jahr unterziehen, um als königlicher Beamter der Bevölkerung in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel zu geben. In Friedenszeiten pflegte sich am Mariä-Himmelfahrtstage sogar die ganze königliche Familie nach dem Monasterium zu begeben, das unter den dreizehn Klöstern des Landes nicht nur das grösste und berühmteste, sondern auch das älteste ist. Sein Ursprung reicht bis ins 13. Jahrhundert auf die Nemanjiden zurück. Nebstdem ist der Ausflug dahin ausserordentlich lohnend, nicht des Klosters selbst wegen, das ausser den Reliquien des heiligen Stefan nur noch einige uralte Wandmalereien, unter ihnen eine äusserst originelle Darstellung des Teufelssturzes, besitzt, sondern hinsichtlich der grossartigen landschaftlichen Umgebung des Klosters, die unter Montenegros schönste Gegenden zählt. Der dortige, über eine 50 Meter hohe Felswand in die Tiefe donnernde Moratschfall ist beispielsweise der schönste Wasserfall auf der ganzen Balkanhalbinsel.“

„Ich erinnere mich, in einem der deutschen Werke über Montenegro von ihm gelesen zu haben,“ bemerkte der Doktor. „Es hiess dort, selbst Dalmatiens berühmte

acht Krkafälle und der Pliwafall bei Jajce in Bosnien könnten sich mit ihm an Schönheit nicht messen!"

„Ja, so ist es!" nickte Buha seelenvergnügt, sein Urteil von Friedeck bestätigt zu sehen. „Ein Offizier des helvetischen Roten Kreuzes, der während des letzten Balkankrieges einige Tage hier in Podgoritzta verweilte, bevor er sich zu unseren Skutari belagerten Truppen begab, unternahm von hier aus eigens einen Ausflug zum Moratschafall und sagte mir dann nach seiner Rückkehr von dort, nicht einmal sein Vaterland, die doch so viele Naturschönheiten besitzende Schweiz, weise einen Wasserfall von ähnlicher Grossartigkeit auf. Allein ich will Sie beide nicht länger mehr stören und mich nunmehr empfehlen! Sollte ich am 29. noch nicht zurück sein, so verzeihen Sie, wenn ich an diesem Tage den Grabungen noch nicht beiwohnen könnte; bitte sich dann nur allein dahin zu begeben! Dies gilt auch für den morgigen Tag, falls Sie dort, wenn auch nicht gearbeitet wird, irgend etwas nachzusehen oder zu tun hätten! Den Wachtposten werde ich diesbezüglich schon instruieren!"

„Gott befohlen, Herr Buha!" sagte Friedeck mit Wärme, dem kleinen Manne, den er aufrichtig lieb gewonnen hatte, herzlich die Rechte schüttelnd.

„Auf ein baldiges Wiedersehen!" rief ihm seinerseits der Baron mit einem ironischen Lächeln um die Mundwinkel nach, und unter tiefen Bücklingen schob sich krebsartig nach rückwärts gehend der königliche Schlosskastellan aus dem Zimmer zur Türe hinaus.

Um 8 Uhr abends brachte der Bedienstete aus dem Hotel Europe beiden Freunden das Nachtessen.

„Das letzte Abendmahl — ein Motiv für einen montenegrinischen Leonardo da Vinci!“ scherzte voll Uebermut der Baron.

„Béla, Béla!“ drohte ihm der Doktor ernst mit dem Finger. „Wir sind noch nicht heil und unversehrt über der Grenze! Wer weiss, welche Gefahren und Schwierigkeiten unser noch harren und ob unser Wagnis überhaupt einen glücklichen Ausgang nimmt! Deine überschäumende gute Laune ist diesesmal nicht recht am Platze!“

„Ich gebe mich nicht den geringsten Besorgnissen hin, nachdem Herr Doktor Heinz Friedeck das Ganze als Regisseur inszeniert! Und der hat bekanntlich noch nie ein Fiasko gemacht!“ gab der Baron leicht hin zur Antwort.

„O doch! Erwinnere Dich doch nur daran, wie mir der Italiener auf Torcola vermöge seiner flinkeren Beine entwischt ist!“ führte der Doktor ins Treffen.

„Immerhin,“ entgegnete der Baron. „Andererseits wiegen aber so viele Erfolge diesen einzigen Misserfolg auf, dass ich getrost Deinem guten Sterne weiter vertraue, der ja auch der meinige ist! Uebrigens lege ich mich heute sofort nach dem Abendessen zu Bett, um mich für den morgigen grossen Tag recht ordentlich auszuschlafen.“

„Tue das, Béla!“ ermunterte ihn der Doktor. „Ich werde allerdings noch in die Nacht hinein beim Schreibtische zu arbeiten haben!“

„Doch nicht an dem Plane der römischen Ausgrabungen?“ bemerkte hierzu der Baron. „Auf diese Sache brauchtest Du, will ich meinen, wohl keine Zeit mehr verschwenden!“

„Ich bin anderer Ansicht!“ entgegnete Friedeck. „Bedenke, dass ich in erster Linie dem Könige und dann auch noch dem kleinen alten Buha Dank schuldig bin. Diesen Dank will ich beiden in zwei Briefen abstaten, die ich in verschlossener Tischlade zurücklassen werde.“

„Tue, was Du nicht lassen kannst!“ gab der Baron achzelzuckend zurück, während er nach beendigter Abendmahlzeit noch einige Gläser Beriweines hinter die Binde goss, um, wie er sagte, die nötige Bett schwere zu erlangen, worauf er binnen wenigen Minuten ausgekleidet im Bette lag und vor dem Einschlafen rasch noch das unter seinem Kopfkissen ruhende „Mädchen mit den drei Unterröckchen“ hervorzog, von dem er sich angenehme und süsse Träume verhoffte.

Friedeck liess sich indessen an seinem Schreibtische nieder und schrieb zunächst folgendes an den König:

„Euere Majestät! Wenn Euere Majestät dieses Schreiben erhalten, haben mein Freund und ich getan, was unsere Pflicht als österreichische Offiziere gebot: Wir ergriffen aus Montenegro die Flucht, um zurückzukehren in unsere Heimat und uns dort unserem allerhöchsten Kriegsherrn zur Verfügung zu stellen. Vor dem Antritte unserer Flucht hinterliess ich in versperrrter Tischlade nicht nur meine sämtlichen wissenschaftlichen Aufzeichnungen über die Ruinen von Dioklea, sowie alle sich auf die Wiederaufnahme der dortigen Grabungen beziehenden Direktiven, sondern auch den von mir für sie ausgesetzten Betrag, damit das Werk in meinem Sinne fortgeführt werde und die von mir aufgenommenen Arbeitskräfte ihren Verdienst

auch weiter behalten. Für die mir von Euerer Majestät zuteil gewordenen Beweise der Huld glaube ich hierdurch wenigstens einen Teil meiner Dankesschuld abgetragen zu haben und erbitte mir endlich von Euerer Majestät nur noch das Eine: meiner ohne Groll gedenken zu wollen. Möge Euerer Majestät tapferes Volk nach dem Kriege eine feste, immerwährende Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn verbinden!"

In einem an Buha gerichteten Schreiben bedankte sich Friedeck für seine eifrige Mitarbeit an den Ausgrabungen und schloss den Brief mit den Worten:

„Nach den von mir zurückgelassenen Angaben, in welchen Richtungen weiterzugraben ist, werden Sie, lieber Herr Buha, das Werk, das ich begonnen habe, zu einem erfolgreichen Abschlusse bringen können! Wie ich Seiner Majestät dem Könige mitgeteilt habe, lasse ich auch jene Summe, die ich mir für die Wiederaufnahme der Ausgrabungen aus Wien an die Bank von Montenegro anweisen liess, zum gleichen Zwecke zurück; Sie finden sie in beigelegtem zugeklebten Kuvert. Leben Sie wohl und gedenken Sie hie und da meiner! Ob uns noch einmal hienieden ein Wiedersehen beschieden sein wird, liegt im Ratschlusse Gottes!"

Erleichtert atmete Friedeck auf, als er beide Briefe erledigt hatte und wohlverwahrt in der versperreten Lade seines Schreibtisches wusste; zu fliehen, ohne sie geschrieben zu haben, wäre ihm schwer gefallen, denn er wollte in den Augen derer, die ihm Gutes erwiesen hatten, nicht für undankbar gelten.

Am nächsten Morgen waren beide Freunde zeitlicher als sonst, schon gegen 6 Uhr, aus den Betten und

Friedeck begab sich sofort, als er mit dem Ankleiden fertig war, hinaus auf den Korridor, um mit dem Albaner, der ihm schon am Vortage mitgeteilt hatte, dass die Kleider besorgt und in der Werkzeughütte auf der Ruinenstätte von ihm hinterlegt worden seien, noch einiges von Wichtigkeit zu besprechen. Erschrocken prallte jedoch Friedeck zurück, als er, auf den Korridor hinaustretend, einen fremden Soldaten dort als Wachtposten auf- und abschreiten sah. Es war ein anscheinend schon der letzten Altersklasse angehörender alter Montenegriner mit buschigem weissem Schnurrbarte und verdrossener, mürrischer Miene. Blass und verstört zog sich der Doktor ins Zimmer zurück, wo er dem Baron von seiner Wahrnehmung Mitteilung machte. Dieser war geradezu fassungslos.

„Glaubst Du, dass uns der Albaner verraten hat?“ fragte er in höchster Bestürzung.

„Das nicht! Von dessen Ehrlichkeit bin ich vollständig überzeugt!“ entgegnete Friedeck. „Ich kann nur vermuten, dass man unsern Albaner als strammen jungen Soldaten vielleicht an die Front einberief, um die Lücken in den Reihen der montenegrinischen Truppen zu füllen, welche durch die bisherigen Kämpfe mit den Unseren aller Wahrscheinlichkeit nach schon entstanden sind!“

„Also was tun?“ fragte kleinmütig und verzagt der Baron.

„Vorläufig abwarten, was die nächsten Stunden uns bringen!“ erwiderte Friedeck.

Und so warteten sie denn, einander in höchster seelischer Aufregung stumm gegenüberstehend; warteten Stunde um Stunde, nur bisweilen ungeduldig

die Uhren ziehend. Eine Ewigkeit schien ihnen dieses lange Warten zu sein, in dessen Verlaufe die Zeit so langsam und träge, wie nie sonst in ihrem Leben, verstrich. Nach drei Stunden endlich, gegen neun Uhr, hörte man auf dem Korridor militärischen Marschschritt, Kommandoworte und das Aufstossen von Gewehrkolben auf den Fliessen, worauf alsbald wieder volle Ruhe eintrat. Gleich darauf klopfte es sacht an der Zimmertüre und der Albaner steckte den Kopf durch die Türe.

„Ich habe wieder meinen Posten bezogen, mein Ersatzmann ist abgelöst worden und es steht mithin unserem Aufbruche nichts mehr im Wege!“ sagte er leise.

„Wo bist Du denn um des Himmels willen gewesen?“ gab Friedeck verwundert zurück, während sich ein Seufzer der Erleichterung seinen Lippen entrang. „Wir befürchteten schon, unser Fluchtplan sei endgiltig gescheitert!“

„Ich hatte für unser Vorhaben noch etwas sehr Wichtiges zu besorgen,“ entgegnete der Albaner, „und habe mir daher gestern nachmittags um zwei Uhr, unmittelbar nach dem Weggange Herrn Buhas, vom Kommandanten der hiesigen Wacheabteilung einen bis heute 9 Uhr währenden neunzehnstündigen Urlaub genommen. Der betreffende Unteroffizier ist ein Landsmann von mir, ein Albaner, der daher bereitwillig meiner Bitte entsprach, und ich habe meinen neunzehnstündigen Urlaub dazu benützt, um mir aus Cettinje verschiedene Sachen zu holen, die zu unserer Flucht unumgänglich notwendig sind!“

„Wie ist denn das möglich gewesen, Mhillitt?“ fragte

der Doktor aufs höchste erstaunt. „Cettinje liegt doch von Podgoritza 44 Kilometer entfernt! Du hast somit hin und zurück eine Strecke von 88 Kilometern zurücklegen müssen, zu der ein gut ausschreitender Tourist zum mindesten zweiundzwanzig Wegstunden brauchen würde!”

„Ich legte eben den grössten Teil des Weges im Laufschrift zurück! Auf diese Weise brauchte ich hin nur neun Stunden, zurück wieder neun Stunden und hatte somit in Cettinje eine Stunde noch Zeit, um mir alles, was nötig war, beschaffen zu können!” antwortete bescheiden, ohne jede Selbstüberhebung der junge Albaner.

„Nicht wahr, Béla, das hätte keiner von uns beiden geleistet?” wandte sich Friedeck an den Baron.

„Absolut nicht!” bekräftigte dieser, sich den Kopf schüttelnd. „Mich schaudert, daran zu denken, dass uns auf unserer Flucht eine ähnliche Kraftleistung beschieden sein könnte.”

Der junge Albaner lächelte in der seinem Volke eigentümlichen stolzen und selbstzufriedenen Weise, während Friedeck, zum Baron gewendet, bemerkte:

„Da hast Du jetzt selber einen Beweis, was für ein kraftvolles Urvolk das Albanervolk ist, ein Volk mit eisernen Nerven und eisernen Sehnen, die einem eisernen Willen gehorchen.”

Und sich wieder dem Albaner zukehrend, fragte er diesen:

„Sage mir, Mhillitt, was war es denn so Wichtiges, das Dich zu dieser übermenschlichen Nachtwanderung nach Cettinje zwang? Ich möchte es sehr gerne wissen!”

„Herr, Du erfährst es immer noch zeitlich genug!“ lautete des Albaners ablehnende Antwort; hierauf drängte er beide Freunde zum Aufbruch, nicht ohne Friedeck zuvor noch eindringlichst geraten zu haben, er möge sich in der Rocktasche ein Rasiermesser und eine Seife einstecken.

„Aha, daran habe ich auch schon gedacht!“ versetzte lächelnd der Doktor. „Du hältst es für nötig, dass wir uns unserer Bärte entledigen?“

Der Hoti nickte bejahend, worauf sich beide Freunde unverzüglich zum Aufbruche rüsteten. Ihre Koffer mit dem meisten, was dieselben enthielten, waren sie selbstverständlich zurückzulassen bemüssigt; sie nahmen nur ihre Dokumente, Landkarten, Schmuckgegenstände, Barschaft und einige Wäschestücke an sich (der Baron ausserdem noch „Das Mädchen mit den drei Unterröckchen“) und traten dann wie gewöhnlich ihre Wanderung nach der Ruinenstadt an, von dem Albaner gefolgt. Auf ihrem Wege begegneten sie keinem Menschen; die ganze Gegend ringsum schien buchstäblich ausgestorben.

„Wirklich ist heute alles auf der Wallfahrt nach dem Moratschki-Kloster begriffen!“ sagte der Doktor.

Auch weit und breit um das Feld der Ausgrabungen war aus der Bewohnerschaft der Dörfer Strugariza und Rogame niemand zu blicken; nur ein in einer Doline zwischen den beiden Ortschaften an einem Pfahle angebundener Esel schrie ohrenzerreissend.

„Ein röhrender Hirsch ist, mit diesem Schreihals verglichen, ein armseliger Stümper!“ bemerkte zutreffend der Baron.

Alle drei betraten alsbald ungesehen und unbeobachtet die Hütte, wo die Verwandlung der beiden Freunde in Montenegriner vor sich ging. Der Albaner hatte für sie auch zwei Revolver gekauft, die sie in ihren Kolans versorgten, und aus dem Wiener Gelehrten und dem ungarischen Baron waren im Nu zwei Söhne der Schwarzen Berge geworden, zu denen nur ihre Barttracht, die englisch gestutzten modernen Bärte, nicht passten.

„Wirklich, Mhillitt, Du hattest Recht! Die müssen herunter!“ sagte der Doktor, indem er sich einzuseifen und zu rasieren begann, worauf er dem Baron das Rasiermesser reichte, der sich anfangs sehr energisch dagegen verwahrte, sich der „schönsten Manneszier“ zu berauben, sich jedoch auf ernstes Zureden des Doktors schliesslich doch auch, wenn auch schweren Herzens, dazu entschloss.

„Und jetzt kommt noch etwas, das ich letzte Nacht eigens aus Cettinje holte!“ ergriff der junge Albaner mit verschmitztem Lächeln das Wort, indem er aus einem Winkel der Hütte noch ein kleines Päckchen hervorholte und öffnete; zwei Perücken und zwei falsche Bärte lagen darin.

„Wo hast Du Dir denn diese verschafft, Du Tausendkünstler?“ fragte ihn Friedeck auf höchste erstaunt.

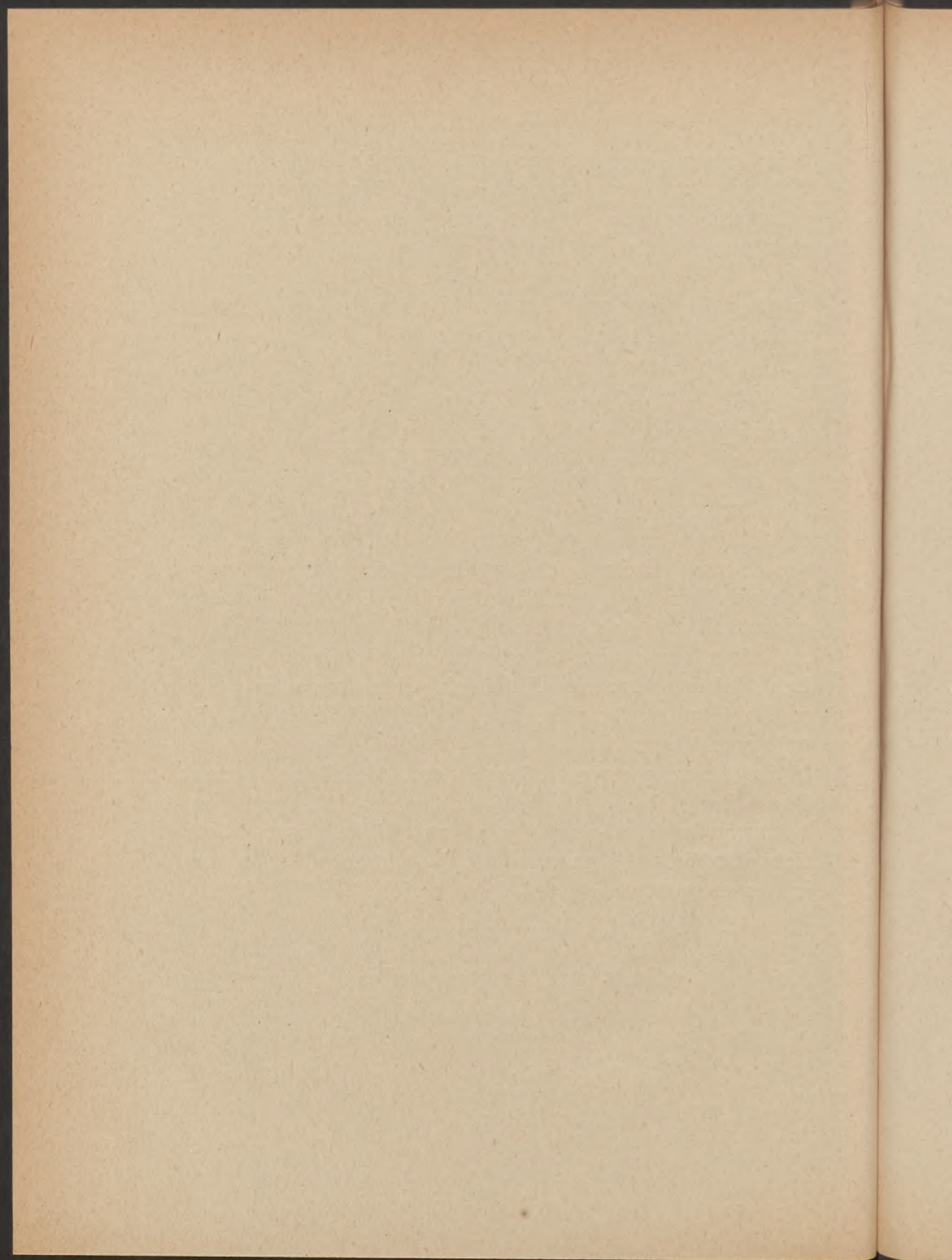
„Beim Cettinjer Hoffriseur, der auch das dortige Hoftheater mit allem nötigen stets versorgte! Er ist ein Skutariner Albaner und entfernter Verwandter von mir, den ich daher auch zur Nachtzeit aufsuchen und aus dem Bett holen konnte, um mir zu geben, was ich verlangte,“ erwiderte der Albaner, indessen der Doktor zunächst dem Baron die eine Perücke auf-

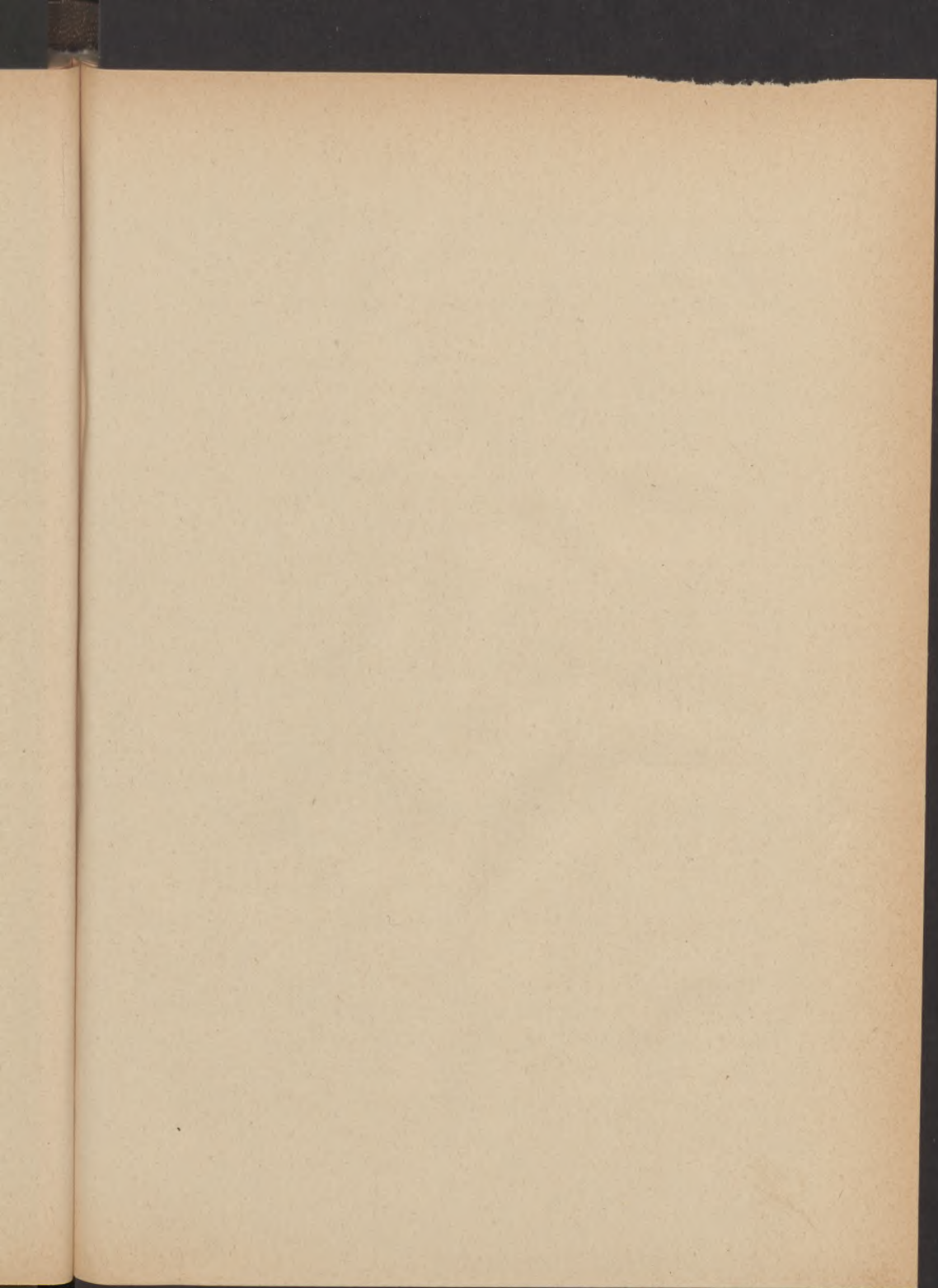
stülpte und ihn dann mit dem dazugehörigen falschen Schnurrbart versah, der, nach Chinesenart herabhängend, seinem Träger ganz das Aussehen eines martialischen alten Haudegens der Czernagorzen verlieh, worauf sich Friedeck selbst durch Aufsetzen der zweiten Perücke und Anlegen des zweiten Bartes ebenfalls in einen solchen verwandelte.

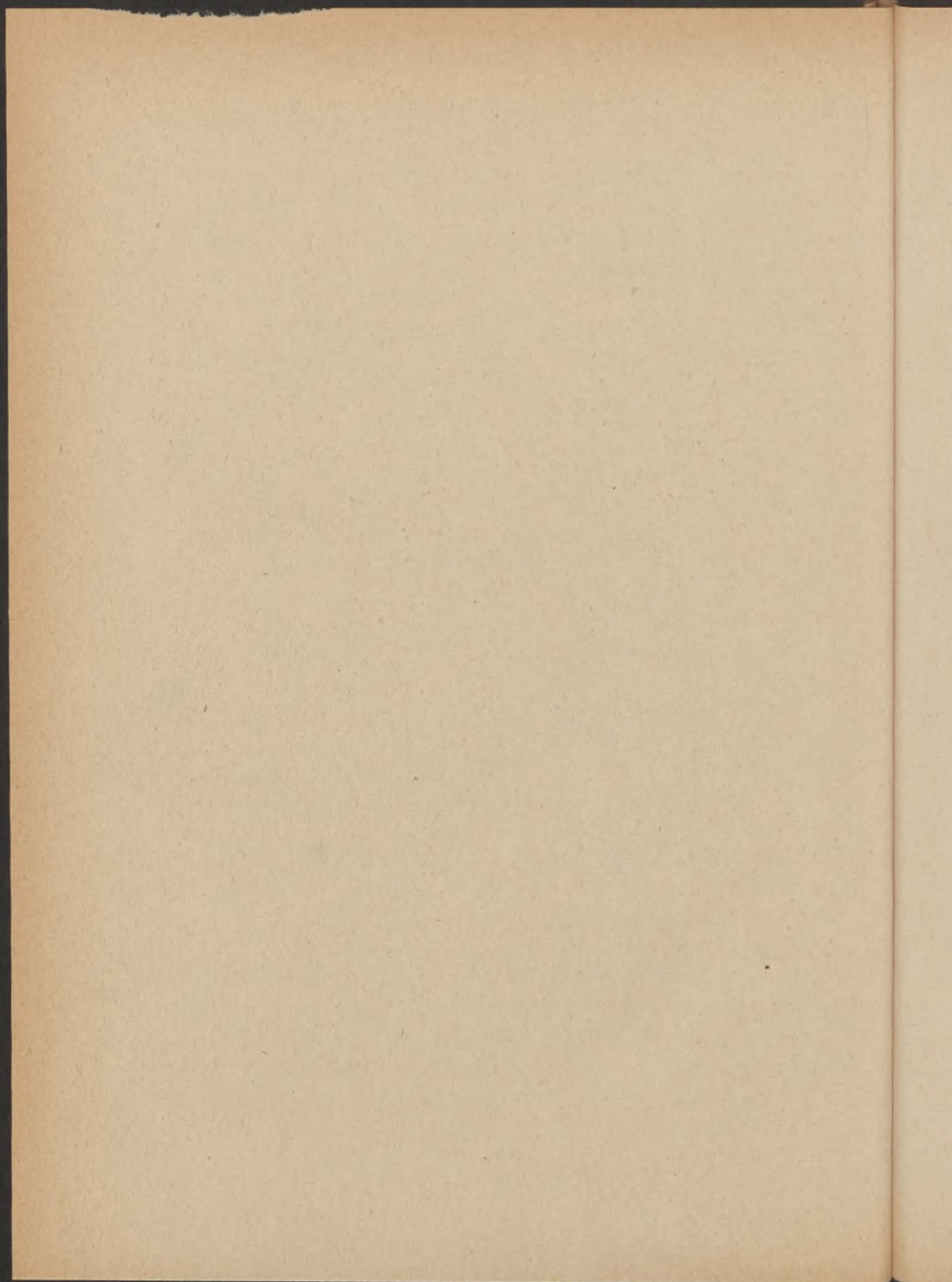
Als sie hierauf die Hütte verliessen, deren beide Schlüssel der Doktor an einen an der Aussenseite der Tür eingeschlagenen Nagel hing, hätte den beiden Freunden kein Sterblicher angesehen, wer sie in Wirklichkeit waren; frohgemut traten sie daher ihre Wanderung an, der Freiheit entgegen, und als sie an einer Stelle angelangt waren, wo sich ihnen von einer der letzten Höhen des Trebjesch ein überwältigend schöner Fernblick auf Albaniens Berge erschloss, deren höchste Kette, das schneebedeckte Schar-Dagh-Gebirge mit dem gewaltigen Ljubotrn, im goldenen Sonnenlicht blinkte, breitete Friedeck seine Arme nach den schimmernden Bergriesen aus und rief ihnen voll Begeisterung zu:

„Seid mir gegrüsst, Berge der Adlersöhne! Durch Euere Schluchten und Klüfte nehmen wir unsern Freiheitsweg in die Heimat, hinab zur Küste unserer herrlichen Adria, die uns auf ihren Wogen heimtragen wird in unser gottgesegnetes Oesterreich!“

(Ende des zweiten Teiles.)









Drillen Trail

o
e
R
R
R
d
v
a
d
V
s
s
B
k
S
s
g
el
w
fr
tr

Längs des Trebjesch und des Moratschaflusses wanderten die zwei Freunde mit dem Albaner bis zu einer Stelle des Flusses, wo ein Nachen an einem Pflocke angeseilt war; er diente zur Ueberfuhr der Einwohner von Rogame zum gegenüberliegenden Kirchdorfe Zlatiza. Die drei Flüchtlinge bestiegen den Kahn und fuhren ans jenseitige Ufer hinüber, von dem sie dem Höhenzuge Vrh Doljana zustrebten, an dessen westlichen Lehen das freundliche Kirchdorf Doljani inmitten ausgedehnter Weingärten liegt. Weglos ging die Wanderung stundenlang über den stark verkarsteten Höhenzug hin, auf dessen felsigem Boden nur vereinzelte dickblättrige Eichen ein kümmerliches Fortkommen finden; den kleinen Weiler Sjeniza liessen die Wanderer linker Hand liegen und schritten rüstig fürbass, einem sichtbaren Ziele entgegen, das aus der sich vor ihnen ausdehnenden Hochebene als nackter, kahler Felsen Zahn himmelan ragt, welchen, wie sie schon aus weiter Entfernung mit freiem Auge ausnehmen konnten, stattliche Burgtrümmer krönen.

„Auf diesem Felsen thronte einst die alte türkische Zwingfeste Medun, die vor 38 Jahren, im damaligen türkisch-montenegrinischen Kriege, von den Montenegrinern zerstört worden ist,” nahm der Doktor erklärend das Wort. „Und in der Ebene, die sie umschliesst, in der Landschaft Fundina, haben zu jener Zeit 8000 Montenegriner unter dem alten Kriegshelden Marko Miljanows 40.000 Türken so vernichtend geschlagen, dass 11.000 Osmanen tot das Schlachtfeld bedeckten. Gebeine dieser damals gefallenen Türken finden sich noch heute in einsamen Schluchten.”

„An den Türken der Gegenwart, deren erstklassige Armee nach deutschem Muster militärisch gedrillt ist, hätten die Montenegriner heute nicht mehr so leicht besiegbare Gegner, sondern würden vielmehr im Kampfe gegen sie ganz sicherlich unterliegen,” wendete der Baron ein.

„Ohne Zweifel,” stimmte der Doktor ihm zu und fuhr sodann fort:

„Knapp unterhalb des Meduner Burgfelsens breitet sich Gornje-Medun, eine stattliche Ortschaft, aus, wo wunderbare Feigen gedeihen, an denen ich mich vor Jahren ergötzte, als ich dort längeren Aufenthalt nahm, um, wie es heuer in Dioklea der Fall war, damals in der Umgegend von Medun nach Ueberresten aus den Zeiten der Römerherrschaft zu suchen. Und ich fand solche auch in spärlicher Zahl; ist ja doch Medun identisch mit der alten Römerstadt Medione, und die Gegend ringsum, von den Montenegrinern Fundina genannt, hiess zur Römerzeit wegen ihres grossen Reichtums an Quellen Fontana.”

„Ja, Quellen gibt es in weitem Umkreise hier so viele, wie sonst nirgends im ganzen Montenegrinerland!“ bestätigte der Albaner. „Ueberall sprudelt es aus dem Boden, und diese Wässerchen vereinigen sich dann zu stattlichen Bächen, welchen das Tiefland unter dieser Hochebene seine grosse Fruchtbarkeit dankt.“

In den Ort Gornje-Medun trauten sich die Flüchtlinge nicht hinein, sondern liessen ihn linker Hand liegen und verfolgten den von ihm südwärts nach Premitschi führenden Saumweg noch über Premitschi hinaus, um die erste Rast am Fusse einer Schlossruine zu halten, nach welcher der Höhenzug hinter ihr den Namen Gradischte führt, was im Deutschen ungefähr „Schlossberg“ bedeutet. Bisher waren sie acht Kilometer gewandert, ohne noch die geringste Müdigkeit zu verspüren, doch quälten sie Hunger und Durst, da die Sonne noch hundstagemässig vom Himmel herniederbrannte. Sie sprachen daher einer von dem Albaner mitgeführten Wegzehrung, die aus Schafkäse und Maisbrot bestand, sowie einer Feldflasche mit Rakyschnaps tapfer zu und ruhten noch eine Weile ausgestreckt im Schatten einer uralten Ulme, deren dichtes und breites Blätterdach sie vor der Sonnenglut schützte.

„Kaum eine Viertelstunde von hier lief ehemals die türkische Grenze,“ nahm der Albaner das Wort. „Die zerklüfteten Berge vor uns sind die Wände der Suka Grudit, welche vormals zwischen Montenegro und Albanien die natürliche Grenzmauer waren. Jenseits dieser Felsenberge ist das Gebiet des Grudastammes gelegen, das der Cem Seltshit in wildem Geröllbett durchrauscht. Ach, kaum fünf Monate ist es her, dass

die Gruda noch frei war, freies albanisches Land! Erst um diese Zeit haben sie die Montenegriner besetzt und ihrem Königreich einverleibt!"

„Ich erinnere mich der Zeit sehr genau!" erwiderte Friedeck. „Am 19. April dieses Jahres langte die Hiobsbotschaft in Skutari ein, dass die Montenegriner mit Zustimmung der Londoner Botschafterkonferenz das Gruda- und Hotiland annektierten! Damals hielten sich gerade die Mitglieder des österreichischen Albanienkomitees in Skutari auf, welche die Trauerkunde aus dem Munde des Erzbischofs Sereggi und des Mirditenhäuptlings Prenk Bib Doda vernahmen."

„Seither liegt in der Gruda viel montenegrinisches Militär, um den Aufruhr niederzuhalten, der jeden Augenblick dort aufs neue ausbrechen kann und vielleicht jetzt schon dort ausbrach, nachdem die Grudaleute vom Ausbruche des Krieges zwischen Montenegro und Oesterreich-Ungarn gewiss schon Kenntniss besitzen dürften," nahm der Albaner den Faden seines Gesprächsstoffes wieder auf. „Wegen dieser Anwesenheit montenegrinischen Militärs in der Gruda können wir auch unsere Flucht nicht über Arza fortsetzen, den Hauptort der Gruda, wo jedenfalls eine montenegrinische Garnison liegen dürfte, sondern werden genötigt sein, den Weg durch die Grenzgebirge zu nehmen; durch die Suka Grudit und die ihre Fortsetzung bildende Skala Smedetsch bis zum Grenzberge Kunj Kutscha, über dessen Südlehnen wir zum Flusse Cem Seltshit heruntersteigen, denselben flussaufwärts bis Beschtan verfolgen und dann die Kapa Brojs überqueren, an deren östlichen Abhängen sich die Landschaft Bogan ausbreitet. Dort ist schon freies

albanisches Land, dort sind wir vor jeder Nachstellung sicher und wandern dann durch das Schalagebiet längs des Schalaflusses nach Süden."

Friedeck hatte seine Generalstabskarte aus der Tasche gezogen und verfolgte auf ihr den vom Albaner vorgeschlagenen Weg.

„Sehr richtig!" sagte er dann. „Nur wird es für meinen Freund" (er zeigte auf den Baron) „eine ziemlich anstrengende Wanderung sein!"

Dem Baron entrang sich ein wie Aechzen klingender Seufzer; dann sagte er resigniert:

„Was sein muss, lieber Heinz, das muss sein! Ich werde mich schon tüchtig zusammennehmen."

Sie erhoben sich hierauf von der Stelle, an der sie gelagert hatten, und schritten an Lopari vorbei der Suka Grudit entgegen, deren zerklüftete Bergregion sie alsbald aufnahm.

Ueber verkarstete Felsen ohne jede Vegetation ging es fortan bergan, kein Lebewesen war in dieser starren Wildnis ringsum zu blicken, nur hoch über ihr nahmen grosse Weisskopfeier ihren Flug nach dem Süden. Viele Stunden währte die mühevolle Bergwanderung, bis man bei einer aus lose aufeinander geschichteten Steinen errichteten, schon halb zerfallenen Hirtenhütte ohne Tür und Fenstern angelangt war, wo der Baron niedergeschlagen erklärte, mit seiner Kraft zu Ende zu sein.

„Wir gehen auch heute von hier nicht mehr weiter, sondern werden hier übernachten," eröffnete ihm der Albaner. „Morgen mit Sonnenaufgang wandern wir weiter."

„Haben wir wenigstens noch genug zum Essen und Trinken?“ fragte der Baron in kläglichem Tone.

„Wenig, aber wenn wir es in knappe Rationen einteilen, so reicht es für das heutige Abendessen und das morgige Frühstück,“ versetzte der Hoti. „Und morgen um Mittag können wir uns in Beschtan wieder mit Käse, Maisbrot und Raky versorgen! Vielleicht auch mit Hammelfleisch!“

Bei dem Baron stellte sich wieder sein alter Humor ein. Er schnalzte wie ein Gourmand mit der Zunge und sagte zum Doktor:

„Mouton à l'Albanie! An diesem Gerichte werde ich mich grossartig delectieren! Nur gehören die entsprechenden Salate und Kompotte dazu!“

Alle streckten sich sodann auf den Boden der Hütte nieder, fest in ihre Mäntel gewickelt, und nach getroffener Abmachung sollte jeder von ihnen zwei Stunden wachen, den geladenen und schussbereiten Revolver neben sich auf der Erde. Der Albaner machte mit dem Wachen den Anfang. Ein Stern schimmerte durch ein Loch im Dache in die Hütte hinein.

„Der Orion!“ sagte der Doktor, indem er mit der Hand auf ihn wies. „Er wird unsere Nachtlampe sein!“

„Der Orion ist das?“ gab der Baron schon halb-verschlafen zurück, und selbst in diesem Zustande noch zum Witzemachen gelaunt, setzte er spöttisch hinzu, ehe er sich zum Schlafen wie ein Igel zusammenrollte:

„Ich dachte, es sei der Stern des Danilo-Ordens, den sich Herr Doktor Heinz Friedeck durch seine Flucht aus der Crnagora verscherzt hat und der ihm nun bis an den Himmel entrückt ist!“

Der Doktor lachte hell auf und gab seinem Freunde einen Klaps auf die Schulter, indem er gleichzeitig sagte:

„Trachte lieber neue Kräfte zu sammeln für den morgigen Tag, als faule Witze zu machen! Du bist tatsächlich ein unverbesserlicher Hans Narr! Warte nur, morgen wirst Du über die Bergwanderung wieder wettern und fluchen wie ein Berserker!“

Die Nacht verging und jeder der drei Flüchtlinge hatte in ihrem Verlaufe seine zwei Stunden treulich Wache gehalten. Aber nur der Albaner hatte hierbei ein Erlebnis gehabt, das er am Morgen den beiden Freunden erzählte, von denen speziell der Baron darüber ganz in Ekstase geriet. Der Hoti berichtete nämlich, er habe unfern der Hütte einen Wolf mehrmals heulen gehört und gleich darauf etwas weiter das Gebrüll eines Bären.

„Ich fürchte diese Tiere sonst nicht, da wir Albaner in unseren Bergen oft mit ihnen zu tun bekommen,“ versicherte er. „Das Bärengebrüll liess mich auch vollständig kalt, da es wohl nur von einem Bären herühren konnte, der sich offenbar in einer jener hölzernen Prügelfallen gefangen hatte, wie wir sie den Bären hier legen. Sonst brüllt ja bekanntlich kein Bär zu nächtlicher Zeit, sondern zieht nur unter Gebrumm seines Weges. Aber das Wolfsgeheul machte mir einen Augenblick bange, nachdem das Heulen einzelner Wölfe mitunter ein ganzes Rudel herbeiruft. Als aber eine geraume Weile verstrich, ohne dass der heulende Wolf von anderen Wölfen Antwort bekam, beruhigte ich mich, denn ich konnte hieraus entnehmen, dass es nur ein einzelner Wolf war, wie sie sich aus den

Schalabergen mitunter hierher in die Gruda verirren. Und mit diesem einzigen wären wir ganz leicht fertig geworden."

Die Jagdleidenschaft des Barons war durch die Mitteilung des Albaners derart rege geworden, dass er sowohl die Knappheit seiner Frühstücksration übersah, über die er sonst sicherlich gemurrt hätte, als auch aufs Witzemachen vergass. Sein Jagdinteresse liess ihn in diesem Augenblicke alles vergessen und voll Spannung richtete er an den Albaner die Frage:

„Glaubst Du, dass ich, wenn wir einmal tiefer drinnen in den albanischen Bergen und dort vor jeder Verfolgung geborgen sein werden, Gelegenheit finden könnte, einmal auf Bären zu jagen?"

„Im Schalalande gewiss, wofern es Dir der Stammeshäuptling der Schalaleute erlaubt!" erwiderte der Albaner.

Im Vorgefühle des Hochgenusses einer in den Bereich der Möglichkeit gerückten Bärenjagd rieb sich der Baron bereits freudig die Hände, während er im Tone vollster Zuversicht sagte:

„Erlauben wird er es sicher, da ich mich ihm gewiss sehr erkenntlich bezeigen werde! Einstweilen aber, mein lieber Hoti, erzählst Du mir alles, was Dir über das Wild und die Jagd in Deiner albanischen Heimat bekannt ist! Ich werde dabei die Mühseligkeiten unserer Weiterwanderung durch die Berge leichter ertragen!"

„Gerne will ich Dir sagen, was ich darüber weiss!" versetzte der Albanese und begann, während sie die Hütte verliessen und ihre Wanderung durchs Gebirge

fortsetzten, Albaniens sämtliche Wildarten aufzuzählen.

„In Nordalbanien,“ nahm er das Wort, „beschränkt sich der Wildstand auf Bären, Wölfe, Wildkatzen, Füchse, Marder, Rehwild, Gemen und eine der Gemse sehr ähnliche Wildart, die nur stärkere Gehörne, ähnlich jenen unserer zahmen Ziegen besitzt.“

„Was könnte das sein?“ unterbrach ihn der Baron mit einer an den Doktor gerichteten Frage. „Etwa gar Steinböcke? Oder verwilderte Ziegen, wie wir sie auf Torcola jagten?“

Friedeck schüttelte verneinend das Haupt und versetzte:

„Weder Steinböcke, noch verwilderte Hausziegen, wie wir sie auf Torcola fanden, sondern Bastarde aus Gemen und Hausziegen, wie es von Ekrem Bey Vlora, dem verlässlichsten Gewährsmann über die Wildverhältnisse Albaniens, einwandfrei festgestellt wurde. Früher waren die Meinungen über diese Wildgattung der albanischen Alpen geteilte; einige glaubten, es könnte der Pasang, die kretensische Bezoarziege, sein, andere wieder rieten auf Wildziegen, wie sie auf den spanischen Pithyuseninseln Isla de Bosque und Tagomago, auf der italienischen Insel Asinara und auf einigen Eilanden der griechischen Cykladen vorkommen. Die Feststellung Ekrem Bey Vloras hat jedoch alle diese Mutmassungen über den Haufen geworfen und den Nachweis erbracht, dass es Blendlinge zwischen Gemen und Hausziegen sind. Die zahmen Ziegen der albanischen Hirten weiden nämlich so nahe der Gemenregion, dass sich die Gemböcke häufig mit weiblichen Hausziegen paaren, deren Mésalliance-

Nachkommenschaft dann betreffende Mischrasse ist. Und diese Bastarde, denen von väterlicher Seite ein unbezähmbarer Freiheitsdrang innewohnt, sagen sich dann von den zahmen Hausziegen los und schliessen sich den Gemsrudeln an, bei denen sie in der Folge gänzlich verwildern."

„Ja, so mag es sich wirklich verhalten!" pflichtete der Albaner der Erklärung des Doktors bei und fuhr sodann fort:

„In Mittel- und Südalbanien sind ausser den von mir schon aufgezählten Wildarten nebstdem noch der Schakal, der Luchs, der Hirsch und das Wildschwein vertreten. Der Schakal in den Küstengebieten Südalbaniens, und zwar hauptsächlich in den Lungara-, Tschika- und Sopotibergen, die südlich von Valona und der Akrokeraunia das Chimaragebirge bilden. Auch soll er noch tiefer landeinwärts am Westabhange des Tomorgebirges vorkommen. Der Luchs bewohnt die grossen Bergwälder an der Grenze Nordalbaniens und Mittelalbaniens, wo sich das Gebiet der Ljumesen ausbreitet, die sich ihre kurzen schwarzen Jäckchen mit den ebenfalls schwarzen, lose an ihnen baumelnden kugelförmigen Troddeln gern mit Luchsfell verbrämen und daher den Rikiebull, wie der Luchs bei ihnen genannt wird, mit Vorliebe jagen. Hirsche gibt es noch viele in den Urwäldern von Duschari am Oberlaufe des Flusses Dewoll und im Panariti-Wogl-Gebirge. Das grosse Raubwild, Bär und Wolf, stellen ihnen zwar nach, finden aber an ihnen nicht zu unterschätzende, sich der Angriffe mit furchbaren Waffen erwehrende Gegner, denn ich hörte zu wiederholten Malen erzählen, dass man schon oft zu Tode geforkelte

Jungbären und Wölfe in den dortigen Wäldern gefunden habe. Am zahlreichsten trifft man das Wildschwein, speziell in den Gegenden Mittelalbaniens, wo die Bevölkerung durchweg eine mohammedanische ist, der das wilde Schwein ebenso wie das Hausschwein als unreines Tier gilt, auf das infolgedessen von den Mohammedanern nur in den seltensten Fällen gejagt wird, nämlich nur dann, wenn sich die Wildschweine allzusehr in die Nähe der bewohnten Ortschaften wagen und in deren Gärten und Feldern grossen Schaden anrichten. Dann gibt es allerdings eine allgemeine Treibjagd auf Sauen, bei deren Strecken die Hunde am allerbesten wegkommen, denn sie erhalten das unreine Fleisch zum Frass vorgeworfen, während sich die Jäger nur die Decken und Hauer der erlegten Tiere behalten."

„Unser Mhillitt weiss in dieser Sache Bescheid, dass ihn um seine Kenntnisse ein Jagdprüfungskandidat bei uns zu Hause beneiden könnte," wandte sich der Baron an den Doktor.

„Wundert Dich das?" gab dieser zurück. „Jeder Albaner ist ja sozusagen ein geborener Jäger und das Albanervolk ein Jägervolk seit den urältesten Zeiten."

„Und wie sieht es mit dem Federwild in Albanien aus?" fragte der Baron den Albaner.

„O Herr!" entgegnete dieser, „von grossen und kleinen Vögeln wimmelt es hier zu Lande! Unseres Volkes Stolz ist vor allem der Adler, bei uns Schkypeja genannt, nach welchem wir uns den Namen Adlersöhne oder Schkypetaren beileigten. Dann gibt es bei uns grosse, gewaltige Geier und solche kleinerer Art,

für welche ich allerdings ihre richtigen Namen nicht weiss."

„Es sind Bartgeier oder Lämmergeier, Weisskopfigeier, Mönchsgeier und Schmutzgeier," erklärte der Doktor.

„Und jener grosse schwarze Vogel, der im Frühlinge balzt," fuhr der Hoti in seinen Ausführungen fort, „ist in den Tannenwäldern von Trbatsch, der Tschafa Schingjerit und der Mali Schpatit daheim."

„Unser Auerhahn!" sagte der Doktor und setzte nach einer Weile hinzu: „Albaniens typischer Bergvogel ist aber das bunte zierliche Steinhuhn, das sämtliche Gebirge des Landes, vom Norden bis nach den äussersten Süden, bevölkert."

„So ist es," bejahte der Hoti. „Man fängt diesen schönen Bergvogel bei uns auch in hölzernen Fallen. Noch weit zahlreicher als das Federwild unserer Berge ist indessen das unserer grossen Seen und Sümpfe, in deren Schilfwildnissen grosses und kleines Wassergeflügel zu vielen Tausenden horstet und nistet, so besonders am Terbuf-, Murus-, Karawasta- und Artasee, in den Sümpfen Durazzos und am Nordgestade des Skutarisees, wo die langgestreckte schmale Hotit-Bucht mit der Topalinsel weit ins Land hineinschneidet, ins Hotiland, meine Heimat!"

Ein Seufzer entfuhr seinen Lippen; aber liebe Jugenderinnerungen wurden gleich darauf in ihm rege, die seine Augen freudig aufleuchten machten, als er wieder das Wort nahm und aus seinem eigenen Jägerleben erzählte.

„Dort," begann er, „breiten sich um die Topalinsel stundenlange Röhrichte aus, welche so schmale Kanäle

durchziehen, dass nur kleine Boote dieselben durchfahren können. Durch diese engen Wassersträsschen lenkte ich oft tagelang geräuschlosen Ruderns mein aus einem ausgehöhlten Baumstamme verfertigtes Boot und jagte dort auf einen die ganze Hotitbucht bevölkernden stattlichen Vogel, den sie bei uns als den Helmbuschvogel bezeichnen. Hunderte dieser Vögel habe ich jahraus jahrein dort erlegt und als Beute nach Hause gebracht, wo wir uns deren Fleisch, das besonders von jungen Vögeln ein sehr schmackhaftes ist, zu den Mahlzeiten brieten, während wir mit ihren weichen flaumigen Federn unsere Bettkissen füllten."

„Euer Helmbuschvogel ist kein anderer, als unser Krauskopfpelikan oder Kropfvogel!" sagte der Doktor. „Ich weiss, dass er am Nordgestade des Skutarisees noch zu vielen Hunderten vorkommt, und zwar nicht nur in Eurer Hotitbucht, sondern auch in den montenegrinischen Gewässern um die Insel Lipovnjak bei der Mündung der Crnojewiza Rijeka in den Skutarisee."

„Wie gut Du alles das weisst!" sagte der Hoti verwundert. „Zwischen seinem Vorkommen in unserer Hotitbucht und um Lipovnjak kann jedoch ein Zusammenhang festgestellt werden, welcher darin besteht, dass die Helmbuschvögel, wenn sie sich bei uns durch allzuhäufiges Schiessen beunruhigt fühlen, in Flügen zu oft zwei- bis dreihundert Stück nach Lipovnjak auszuwandern beginnen, wo sie so lange verbleiben, bis ihnen das Schiessen der Montenegriner zu arg und zu lästig wird. Dann ziehen sie wieder zu unserer Hotitbucht und zu unserer Topalinsel zurück, pflegen aber ihre Flüge selten quer über den See,

sondern gewöhnlich längs der Küste zu nehmen, wo man sie dann über die alte Burg Schabljak und die Dampferstation Plavnitza in keilförmigen langen Schwärmen dahinsegeln sieht. Vor drei Tagen, am 26. August, sind es genau zwei Jahre gewesen, dass der montenegrinische Hof in den Gewässern um Lipovnjak eine grosse Jagd auf Helmbuschvögel veranstaltete, welche das Programm der Festlichkeiten aus Anlass der Proklamierung Montenegros zum Königreiche beschloss. An dieser Jagd nahm auch die Königin von Italien teil und erlegte selbst mehrere Vögel. Und fünfviertel Jahre später, im Dezember 1911, wo es für die Umwohner der Nordgestade des Skutari-sees abermals ein festliches Schauspiel zu sehen gab, nämlich den ersten Schauflug des montenegrinischen Fliegeroffiziers Koriolan Monitz mit seinem Flugzeuge über den Skutarisee, spielte ein Flug Helmbuschvögel gleichfalls eine denkwürdige Rolle, indem ein Schwarm dieser Vögel, eben auf dem Zuge nach der Hotitbucht und der Topalinsel begriffen, beim Anblicke des ungewohnten Luftungeheuers seine Flugrichtung plötzlich abänderte und auf das Flugzeug lossteuerte, in welchem die Vögel wohl einen feindlichen Riesenvogel vermuteten und dessen Verfolgung aufnahmen. Der Pilot geriet hierdurch offenbar in Angst und Verwirrung und manövierte so schlecht, dass sich das Luftschiff mit einem Male vollständig überschlug und in fast lotrechter Richtung pfeilschnell in den See herabstürzte, in dessen Fluten Koriolan Monitz ertrank."

„Mir ist dieser tragische Ausgang des ersten montenegrinischen Flugversuches bekannt," sagte der

Doktor. „Auch weiss ich, dass es ein Blériot-Apparat war, dessen sich der Montenegriner bediente; dass aber Pelikane das Unglück herbeigeführt haben, hörte ich soeben aus dem Munde Mhillitts zum erstenmale.“

Der Hoti legte betuernd die Hand auf sein Herz und erwiderte:

„Herr, Du darfst es mir glauben, dass nur die Helmbuschvögel die Schuld an dem Unglücke trugen! Mit mir könnten es Dir viele Hunderte meiner Stammesbrüder bezeugen, da aus unseren Dörfern Dazaj, Vitolja, Bozaj, Kodrabudan, Mirlasch und Gartschi Alt und Jung ans Seegestade geeilt war und den Unfall mitansah. Die Vögel hatten Plavnitza schon hinter sich und überflogen gerade den Proni Mileschit-Fluss, als sie des Flugzeuges ansichtig wurden, sofort aus ihrer bisherigen Flugrichtung abschwenkten und ihren neuen Kurs direkt auf das Flugzeug zu nahmen, das sie alsbald eingeholt hätten und allem Anscheine nach von zwei Seiten anzugreifen beabsichtigten, da sich in nächster Nähe des Flugzeuges der Schwarm in zwei Hälften teilte, deren eine sich zur linken, die andere zur rechten Seite des Flugzeuges hielt. Der Pilot wurde angesichts der Gefahr, von so vielen Vögeln zu gleicher Zeit angegriffen zu werden, offensichtlich verwirrt und seiner Ruhe verlustig, machte irgend einen falschen Handgriff an der Maschine und das Unglück hatte sich, ehe man sich dessen versah, binnen wenigen Augenblicken vollzogen.“

„Hätte der Pilot nicht höher steigen oder sich tiefer herablassen können?“ liess sich der Baron mit einer Zwischenfrage vernehmen.

„Beides!“ versetzte der Doktor. „Ein besonnener Flieger hätte sich der Gefahr höchstwahrscheinlich entziehen können, allein wir dürfen uns nicht der Erkenntnis verschliessen, dass es tatsächlich eine grosse Gefahr war, da die Pelikane den Flieger durch Schnabelhiebe so übel hätten zurichten können, dass er kaum lebend davongekommen sein würde. In diesem Angstgeföhle bösste er eben seine ganze Besonnenheit ein. Hört man jemanden diese Geschichte eines Angriffes von Pelikanen auf ein Flugzeug erzählen, so möchte man sie im ersten Augenblicke nicht für glaubwürdig halten, sondern sie ins Reich der Phantasie, der Märchen, Fabeln und Jägerlateiniaden verweisen; ich jedoch glaube felsenfest an das Begebnis, da ja ähnliches besonders uns Jägern selber bekannt ist. Greifen nicht Schwärme auf dem Zuge befindlicher Stare selbst den König der Lüfte, den Adler, an, wenn er sich, im blauen Aethermeer kreisend, immer höher und höher schraubt? Attakieren nicht Raben und Krähen den Habicht? Erzählt uns nicht Brehm von den kleinen Zwergadlern auf den Kämmen der Pyrenäen, die zu zweien und dreien gegen den mächtigen Habichtsadler hoch in den Lüften blutige Kämpfe vollführen?“

„Stare, die einen Adler verfolgen, und Krähen, die einen Habicht schimpfend umkreisen, habe ich auf meinen Pirschgängen selber zu wiederholten Malen gesehen!“ bestätigte der Baron.

„Nun siehst Du!“ erwiderte ihm der Doktor. „Für uns, die wir Jäger sind, ist also nicht der geringste Anlass vorhanden, an dem Angriffsversuche der Pelikane auf das montenegrinische Flugzeug zu

zweifeln, umsomehr, als der Pelikan ein sehr intelligenter, verständiger Vogel ist und sich als solcher gewiss auch seiner grossen Kraft und Stärke bewusst."

Unter solchen Gesprächen verstrichen die Stunden so schnell, dass die drei Flüchtlinge ihre Gratwanderung über die Suka Grudit, die Skala Smedetsch und den Grenzberg Kunj Kutscha in einem viel kürzeren Zeitraum zurückgelegt hatten, als von ihnen anberaumat worden war, und von der Kunj Kutscha bereits ins Flusstal des Cem Selschit abzustiegen begannen, in welchem das kleine Albanesendorf Beschtan das nächste Ziel ihrer Wanderung war. Hatte man auf der früheren Gratwanderung linker Hand auf die Nordabhänge der begangenen Höhenzüge trostlose Ausblicke gehabt, auf eine wildzerklüftete Felsenwildnis, deren geologische Zusammensetzung Friedeck als eine Wechsellagerung zwischen Kreide und Trias unter gleichzeitigem Vorkommen von Sandsteinen und Schiefer nach dem Typus der Werfener Schichten erkannte, so hatte sich das Auge andererseits rechter Hand, wo der Blick aus der Höhe auf die Niederungen am Fusse der Berge hinabschweifen konnte, an durchaus anmutigen und lieblichen Landschaftsbildern erfreuen können, denn hier, durch die starren Felsenmauern vor der Bora geschützt, prangte alles im saftigsten Grün, weite Wälder aus der herrlichen Panzerkiefer mit ihren hellberindeten leuchtenden Stämmen und blumige Triften bedeckten die Hänge und allerorten weideten grosse Herden von Schafen. Im Norden traurige Abgestorbenheit der Natur, im Süden frisches, spriessendes, üppiges Leben. Den Abstieg von der Kunj Kutscha nahmen die drei Wanderer

nicht in südlicher Richtung vor, in der ein steiniger Saumpfad zum alten türkischen Einkehrghasthause, dem Grabom-Han, hinabgeführt hätte, sondern traversierten die welligen, buschwaldbedeckten Abdachungen in östlicher Richtung, wobei sie sich wiederholt unter Schafen befanden, welche das Buschwerk abästen; einen Hirten oder eine Hirtin, welche die nach vielen Hunderten zählenden Tiere behüteten, bekamen sie aber, so weit das Auge reichte, nirgends zu sehen. Dem Hoti kam dies sonderbar vor und er schüttelte, von diesem Umstande sehr befremdet, zu wiederholten Malen den Kopf. Endlich sah man durch Bäume am Flussufer spärliches weisses Mauerwerk schimmern: die armseligen kleinen Häuser von Beschtan, auf die man zusteuerte.

Des Hotis Befremden wuchs, als sich, nachdem man in dem kleinen Dorfe angelangt war und dessen einzige morastige Strasse durchschritt, kein menschliches Wesen daselbst weit und breit blicken liess. Haus um Haus, an dessen Türe man pochte, war versperrt und verriegelt, manches sogar gänzlich mit Balken und Brettern vernagelt; man befand sich in einem von der ganzen Bevölkerung verlassenem Orte.

„Das kann schön werden!“ sagte der Hoti. „Wo nehmen wir Proviant her?“

Da gewahrte der Doktor, wie aus dem letzten Hause des Ortes, das zugleich auch dessen grösstes und stattlichstes war und mit seiner es rings umschliessenden, zahlreiche Schiesscharten aufweisenden Mauer ein ganz burgmässiges Aussehen hatte, eine schmale blaue Rauchsäule himmelanstieg.

„Dieses Haus ist, Gott sei Dank, noch bewohnt!“ sagte Friedeck. „Und augenscheinlich kocht sich gerade jemand darin seinen Schmaus!“

„Wahrscheinlich Mouton á l'Albanie!“ seufzte der Freiherr.

Im nächsten Augenblicke standen auch schon alle drei vor dem Hause und der Hoti hämmerte mit wuchtigen Schlägen an dessen gleichfalls verschlossenem Tore. Als bald tauchte bei einem Fenster der Kopf einer Greisin auf, welche die Einlassbegehrenden einen Augenblick musterte und sich dann wieder vom Fenster zurückzog, um bei demselben gleich darauf wieder sichtbar zu werden, aber mit einem auf die drei Männer in Anschlag gebrachten langen albanesischen Steinschlossgewehre. Der Hoti schob den Doktor und den Baron eilig hinter einen Vorsprung der Mauer, wo sie vor einem Schuss aus dem Fenster in Sicherheit waren, deckte sich hierauf selber, so gut als es ging, und rief dann in albanesischer Sprache zu dem Fenster hinauf:

„Nicht schießen, Mütterchen! Wir sind keine Montenegriner, für die Du uns unserer Kleidung nach hältst, sondern Flüchtlinge aus dem Lande der Crnagorzen! Höre aufmerksam zu, was ich Dir alles zu sagen habe!“

Und nun eröffnete er der Alten, dass er selbst ein Sohn ihres Volkes sei, ein Angehöriger des Stammes der Hoti, deren Gebiet die Montenegriner zur Hälfte an sich gerissen und ihrem Lande einverleibt hätten; dass er wie andere seines Stammes aus seiner Heimat ins Innere der Crnagora verschleppt und in die montenegrinische Armee eingereiht worden sei, aus der es ihm aber nunmehr zu flüchten gelungen sei, und mit

ihn auch noch zwei tapferen Kriegern des grossen Mbret, der über das mächtige weite Donaureich herrscht und derzeit die Montenegriner und die Serben bekriegt, die alten Erbfeinde des albanesischen Volkes.

„Wie beweisest Du mir, dass Du die Wahrheit sprichst und dass es keine Lügen sind, die ich aus Deinem Munde vernehme?“ klang die Stimme der Greisin vom Fenster herab.

„Ziehe vorerst Deine Flinte zurück, dann will ich Dich überzeugen!“ rief der Hoti zurück, und als die Alte seinem Verlangen entsprach, trat er aus dem schützenden Mauervorsprung hervor, riss vorne sein Hemd auf und zeigte ihr eine geweihte Marienmünze aus Silber, die er an einer Schnur um den Hals trug. Auf diese Münze legte er Zeigefinger und Mittelfinger seiner rechten Hand wie zum Schwur und sprach dabei mit lauter Stimme gleich einer Eidformel die Worte:

„Als rechtgläubiger katholischer Christ schwöre ich Dir bei der heiligsten Jungfrau Maria, dass ich vorhin die volle Wahrheit gesprochen habe! Sie, die heiligste Jungfrau, und ihr göttlicher Sohn, unser Heiland, mögen mir in meiner Sterbestunde ihren Beistand versagen, wofern ich gelogen habe!“

„Ich danke Dir, mein Sohn! Jetzt glaube ich Dir!“ tönte es hierauf in einem ganz anderen Tone, als früher, in einem Tone fast mütterlicher Zärtlichkeit, vom Fenster des Hauses herunter. „Gedulde Dich nur eine Weile! Gleich öffne ich Dir und Deinen Freunden die Pforte!“

Als bald hörte man auch die schlurfenden Schritte der Greisin im Hofe des Hauses, vernahm, wie sie

eine klirrende eiserne Sperrkette löste und nebstdem noch einen schweren hölzernen Riegel zurückschob, worauf sich die massive, eisenbeschlagene Pforte ächzend und knarrend in ihren Angeln drehte und auftrat. An ihrer Schwelle stand eine Albanerin mit blütenweissem, gescheiteltem Haare, anscheinend eine hohe Sechzigerin, aber noch völlig ungebeugt durch die Jahre. Ihr langes Oberkleid, das Pirpiri der nord-albanesischen Frauen, um das sich die landesübliche Seidenbinde Bréss-mé-ar schlang, zeigte wohl nicht von Reichtum, aber von peinlichster Reinlichkeit, desgleichen das grobleinene weitärmelige Frauenhemd Kémisch und die kurze, vorne offene Jacke, die Fermelé, und in ihrer ganzen Haltung hatte die Greisin so viel Hoheitsvolles an sich, dass man fast von ihr sagen konnte: Jeder Zoll eine Königin!

„Tretet ein in das Haus des Katunit, des Dorfältesten, dessen Weib Mirja ich bin, und seid mir darin als liebe Gäste willkommen,“ sagte sie einfach, während sie über jeden ein Zeichen des Kreuzes machte. „Betrachtet unser Haus als das Euere und verweilet darin, so lange es Euch in demselben gefällt.“

„Wir danken Dir, Mutter,“ antwortete Mhillitt, „und bitten Dich zunächst um ein Mahl, denn wir sind durch die lange Wanderung hungrig und durstig geworden.“

„Gleich werde ich Euch ein solches zürüsten, meine Söhne!“ erwiderte sie, indem sie ihnen voranschritt und sie durch eine Handbewegung einlud, ihr in das Innere des Hauses zu folgen. Nach Durchquerung des Hofes gelangte man zu einer hölzernen Wendeltreppe, auf der man ins Obergeschoss des Hauses emporstieg,

in welchem die Wohngemächer der Familie lagen, und zwar das der männlichen Hausbewohner von jenem der weiblichen durch einen schmalen Vorraum getrennt. Die Hausfrau hiess ihre Gäste in das „Herrenzimmer“ eintreten, dessen Wände Heiligenbilder und allerlei Waffen schmückten, während über den Boden ein grosses zottiges Bärenfell und zwei Wolfsfelle ausgespannt waren. Da sich die Greisin hierauf wieder die Treppe hinunterbegab, folgerten die Besucher, dass sich Küche und Vorratskammer offenbar im Erdgeschosse befanden.

Friedeck, der Baron und der Hoti liessen sich auf einer langen, mit Schnitzereien bedeckten Holztruhe nieder, einer altalbanesischen Arka, die in jedem Albanerhause die Stelle eines Kleiderschranks vertritt, und der Doktor instruierte den Hoti, der ja fortan in Albanien immer den Dolmetsch abgeben musste, um was man alles die Greisin zu bitten habe.

Diese kam bereits nach wenigen Minuten zurück, mit einem Blechgeschirr in den Händen, welchem heisser Dampf und sonderbare Wohlgerüche entstiegen.

„Rosmarinsuppe!“ konstatierte der Hoti, nachdem er einen Blick in den Blechtopf geworfen hatte.

Der Baron machte sehr grosse Augen, da ihm eine Rosmarinsuppe etwas vollständig Neues war, und seine Augen wurden noch grösser, als er bemerkte, dass jeder von ihnen nur einen grossen hölzernen Löffel eingehändigt erhielt und auch die Hausfrau sich mit einem solchen versorgte, worauf alle vier aus dem gemeinsamen Topfe die Suppe auszulöffeln begannen.

„Servietten, Gabeln und Messer scheinen hier in Albanien unbekannte Essbehelfe zu sein!“ sagte er

leise zu Friedeck, der ihm in gleicher Weise zuflüsterte:

„Selbstverständlich, mein lieber Béla! Bereite Dich daher vor, Deine Finger zu Hilfe zu nehmen, sobald der Braten angerückt kommt, damit Du Dir gleich ein recht grosses und recht saftiges Stück desselben beibiegen kannst; sonst kommst Du bei den albanischen Gastmählern immer zu kurz!“

Dar Baron schnitt eine Grimasse, möglicherweise darüber, weil er sich doch nicht so rasch mit der albanesischen Essweise zu befreunden vermochte, oder vielleicht auch über die aus Rosmarin zubereitete Suppe, an deren eigentümlichen Beigeschmack sich ein mitteleuropäischer Gaumen erst allmählig gewöhnen muss; von Friedeck um die Ursache seines lebhaften Mienenspieles befragt, gab er allerdings weder das Eine noch das Andere zu, sondern liess nur verlauten, er habe sich an der heissen Brühe lediglich die ganze Mundhöhle, die Zunge und die Lippen verbrannt. In diesem Sinne berichtete auch der Hoti der Hausfrau, welche sich das Gesichterschneiden ihres einen Gastes nicht zu deuten verstand und wegen desselben schon in einiger Unruhe war, aber nach der ihr gewordenen Aufklärung gutmütig sagte:

„Dein Freund, mein Sohn, ist trotz seines Mannesalters doch noch ein Kind! Denn wie könnte er sonst so gierig über eine Speise herfallen, ehe selbe noch ganz ausgekühlt ist?“

Nach der Suppe begab sich die Alte abermals in die Küche, um alsbald mit einer grossen irdenen Schüssel zurückzukehren, welcher, obgleich sie mit einem Holzdeckel zugedeckt war, ringsum am Rande desselben

dennoch Düfte entströmten, die den Baron in eine Art Verzückung und Verklärung versetzten.

„Oh!“ rief er voll Begeisterung aus. „Ich habe mich also tatsächlich nicht getäuscht, als ich vorhin, als wir uns noch draussen auf der Strasse befanden und die kleine blaue Rauchsäule aus diesem Hause aufsteigen sahen, prophetisch verkündigte, hier brate man einen Mouton d’Albanie! In Wirklichkeit ist es auch einer; meine Nase betrügt mich nicht!“

Er hatte auch vollkommen Recht; es war ein köstlicher, am Spiesse gebratener Hammelbraten, der jetzt an die Reihe kam. Eingedenk des ihm vom Doktor erteilten Rates, beim Anrücken des Bratenganges mit dem Zulangen nicht zu säumen, fuhr denn auch der Baron, als die Hausfrau den Deckel von der Schüssel entfernte, gleich mit beiden Händen in dieselbe hinein, zog sie aber mit einem Weherufe schleunigst wieder zurück, denn diesmal hatte er sich zur Abwechslung die Finger verbrannt. Sein eben noch vor Freude strahlendes Antlitz nahm darüber einen Ausdruck so tiefer Niedergeschlagenheit an, dass alle in ein herzliches Gelächter ausbrachen, in das er am Ende selber einstimmte, während die Hausfrau zu Mhillitt bemerkte:

„Hatte ich vorhin nicht Recht? Dein Freund ist ein grosses Kind und wird es sein Leben lang bleiben!“ Dabei fuhr sie mit beiden Händen selbst in die Schüssel und langte dem „grossen Kinde“ das beste, saftigste Stück des Bratens heraus. Der Hammel mundete allen so trefflich, dass nichts von ihm übrig blieb, und die Hausfrau wanderte demzufolge neuerdings nach der Küche.

„Jetzt bin ich wirklich neugierig, was da noch kommt!“ wandte sich der Baron an den Doktor. „Jetzt wäre nach einer Eistorte á la Demel oder Kugler-Gerbeaud mein Verlangen!“

Friedeck lacht aus vollem Halse und sagte:

„Na, lieber Béla, eine solche schlage Dir aus dem Kopfe! Derlei sah nicht einmal der Fürst von Wied während seines bisherigen albanesischen Herrschertraumes auf seiner Tafel!“

Als die Greisin wieder im Gemache erschien, eine grüne, diesmal offene grosse Tonschale in den Händen, reckte der Baron, neugierig nach ihrem Inhalte, wie ein Indian seinen Hals, wurde sich aber über denselben nicht klar und warf daher auf den Hoti einen fragenden Blick, der ihn auffing und sofort die gewünschte Aufklärung gab.

„Diesmal,“ sagte er, „bekommen wir eine in Hammelfett schwimmende süsse Mehlspeise vorgesetzt, die als ein Lieblings- und Leibgericht aller Albaner bekannt ist und Dir grossartig munden wird, Herr!“

Auf diese Versicherung hin fuhr der Baron mit seinem Holzlöffel herzhaft in die eigenartige Tunke, in welcher klösseähnliche Brocken wie Bojen in einem Meerbassin schwammen, und führte beherzt einige Stücke derselben zum Munde; die Art, wie aber selbe aus dem Munde ihren weiteren Weg durch die Speiseröhre in den Magen hinunternahmen, sah einem gewaltamen, mühevollen Hinunterwürgen sehr ähnlich. Der Baron liess es auch bei diesem ersten Löffel bewenden und beteuerte auf Zuspruch der Hausfrau, doch noch weiter zugreifen zu wollen, er sei bereits voll zum Zerspringen und bringe mit dem besten Willen nichts

mehr hinunter. In Wahrheit war er jedoch über die Güte dieser albanischen Nationalmehlspeise bitter enttäuscht, und als sich die Hausfrau entfernte, um einen Krug frischen Wassers zu holen, da nach albanischer Sitte niemals während des Essens, sondern immer erst nach demselben getrunken wird, vertraute er dem Doktor freimütig an, dass er, ohne auf dem Meere zu fahren, einen Anfall der Seekrankheit zu bekommen befürchte und nichts so lebhaft bedauere, als ohne Speisepulver und Magentropfen die Flucht durch das Schkypetarenland angetreten zu haben.

„Mit diesen zwei Dingen hätten wir uns aus der Apotheke in Podgoritzza unbedingt früher versorgen sollen,” sagte er kläglich, „denn was ich bisher von der albanischen Nationalküche kennen lernte (den Hammelbraten allein davon ausgenommen!), liess mich zu dem Urteile kommen, dass zwischen der Kost der tapferen Schkypetaren und jener der Karaya-, Bororo- und Garipuna-Indianer Brasiliens, die bekanntlich Schlangen und Regenwürmer verzehren, sehr wenig Unterschied ist!”

„Béla, nur nicht undankbar sein!” raunte ihm Friedeck im Tone sanften Vorwurfes zu. „Die gute Frau gab uns, was sie zu geben vermochte! Es wäre unschön von uns, dies nicht anzuerkennen!”

Ehe noch der Baron antworten konnte, kehrte die Greisin mit dem Wasser zurück und der Hoti nahm die Gelegenheit wahr, alles mit ihr zu besprechen, was ihm der Doktor eingeschärft hatte.

„Sage mir, Mütterchen,” begann er, „wie es denn kommt, dass Euer Dorf so vollständig ausgestorben und von allen verlassen ist!”

„So werdet Ihr auf Eurer Weiterreise alle albanischen Ortschaften finden,” erwiderte sie. „Kundschafter brachten nämlich die Nachricht in unsere Berge, dass ein neuer grosser Krieg ausgebrochen sei zwischen dem grossen Mbret Deiner Freunde und den Serben und Montenegrinern und dass diese beiden Erbfeinde unseres Volkes einen Durchmarsch durch Albanien bis zur Küste des Meeres planen. Auf diese Kunde hin griffen alle Männer, Greise und Jünglinge bei uns zu den Waffen und zogen aus den Dörfern in den Tälern in die Berge hinauf, wo sie alle Pässe und Uebergänge besetzten, um den Serben und Montenegrinern den Einmarsch zu wehren. Auch alle jungen Weiber und Mädchen zogen mit ihnen, nur von uns alten blieb in jedem Dorfe eine zurück, um, wie ich hier in Beschtan, das zurückgelassene Hab und Gut zu behüten.”

„Und wenn die Serben oder Montenegriner hier in Beschtan einrücken und in Dein Haus Einlass begehren würden, was würdest Du tun?” liess Friedeck die Greisin weiter durch den Hoti befragen.

„In meiner Stube stehen fünf geladene Gewehre neben dem Fenster,” entgegnete sie. „Jeder Schuss aus ihnen kostet einem Feinde das Leben! Dann würde ich die übrigen ruhig eindringen lassen und in letzter Minute im Keller eine dort gelegte Zündschnur anbrennen; sie alle mit mir und dem ganzen Hause flögen dann in die Luft!”

Bewundernd blickten Friedeck und der Baron auf das heroische Weib, als ihnen dessen Worte durch Mhillitt übersetzt worden waren.

„Und stehst Du in Verbindung mit Deinen in den Bergen weilenden Leuten?“ fuhr der Hoti in seinem Ausfragen fort.

„Jawohl!“ nickte die Greisin. „Täglich um die Mittagszeit kommt eine meiner Enkelinnen aus den Bergen zu mir herunter, sieht nach, wie es hier steht, und kehrt dann mit Schafmilch, Käse und Brot wieder ins Gebirge zurück. In ungefähr einer halben Stunde dürfte sie heute hier sein; sie kann Euch dann den Weg weiter weisen, sonst kämet Ihr vielleicht gar nicht heil und unversehrt zu unseren Leuten, denn diese schiessen schon von weitem auf jeden Serben und Montenegriner und täten dies daher auch auf Euch, da sie Euch ja in Eurer Verkleidung selbstverständlich für solche ansehen müssten.“

„Gern machen wir von Deinem Anerbieten, uns Deine Enkelin als Wegweiserin mitzugeben, Gebrauch,“ versetzte der Hoti, „doch hätten wir nebstdem noch zwei Bitten an Dich zu richten, für deren Erfüllung wir Dir ausserordentlich dankbar sein würden.“

„Sprich selbe ungescheut aus!“ ermunterte ihn freundlich die Greisin. „Und wenn es in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, so soll es gerne geschehen.“

Der Hoti rückte daraufhin beherzt mit ihnen heraus.

„Erstens,“ begann er, „hätten wir noch die Bitte an Dich, uns mit Lebensmitteln für die Fortsetzung unserer Wanderung zu versorgen, und zweitens noch die weitere Bitte, uns Kleider Deiner männlichen Familienmitglieder zu geben, damit wir uns der uns verhassten montenegrinischen Verkleidung endlich ent-

ledigen können und selbe vor unserem Scheiden im Herdfeuer Deiner Küche verbrennen."

Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, sagte die Matrone die Erfüllung beider Bitten allso gleich zu.

„In der Truhe findet Ihr genug Kleider meines Mannes, meiner Söhne, Schwiegersöhne und Enkel," sagte sie in herzgewinnendem Tone, „wählet Euch aus ihnen Euch passende aus! Ich gehe inzwischen, um Euch eine Wegzehrung für die Weiterreise zusammenzustellen."

Damit verliess sie die Stube, in welcher die drei Flüchtlinge nunmehr die Kleidertruhe ihres Inhalts entleerten und sich aus ihrem reichlichen Kleider-vorrathe ihnen passende Kleidungsstücke anlegten. Die ausgezogenen montenegrinischen nebst den beiden Perücken und falschen Bärten raffte Mhillitt hierauf in ein Bündel zusammen, mit dem er ins Erdgeschoss in die Küche hinunterging und es dort ins prasselnde Herdfeuer warf.

Friedeck und der Baron betrachteten einander unterdessen wohlgefällig in ihrer neuen Metamorphose. In den langen, weissen, schwarzverschnürten Hosen, den weissgrauen Fez auf den Köpfen und den gelben Opanken, wie sie ausser von den Malissoren und Mir-diten auch von allen kleineren katholischen Stämmen Nordalbanians, den Grudis, Hotis, Kastratis, Klemenis, Schkrelis, Pulatis, den Boga-, Schala- und Schoschileuten, den Krasnitschis, Satschis und Temalis getragen werden, sahen sie beide auch wirklich wie echte Albaner aus, was Mhillitt nicht oft genug beifälligst bestätigen konnte.

Als die Greisin mit dem Marschproviand nach ungefähr einer Viertelstunde wieder das Zimmer betrat, gab es ein grosses Staunen auf beiden Seiten; beim Doktor und beim Baron, weil sich in Begleitung der Matrone ein Mädchen von geradezu blendender Schönheit befand, bei der Greisin jedoch, weil sie die beiden graubärtigen alten Montenegriner in zwei Männer in den besten Jahren verwandelt sah.

„Trendafil — meine Enkelin, die Euch führen wird!“ stellte die Matrone ihre holde Begleiterin vor, die sich anmutig vor den drei Männern verneigte und hierauf an den Baron und den Doktor herantrat, um ihnen die Hände zu küssen, wie es die albanische Sitte den jungen Mädchen des Landes allen verheirateten Männern gegenüber nach altem Herkommen vorschreibt.

Der Baron wurde bei dieser Prozedur puterrot im Gesichte; Friedeck sah es ihm an, dass er lieber selber das Händchen der kleinen Albanesin an seine Lippen gezogen hätte.

„Der Schwerenöter!“ sagte der Doktor zu sich. „Warte nur, mit diesem Rotwerden wirst Du noch lange geneckt!“

„So gerne ich Euch noch länger als liebe Gäste in meinem Hause hier sähe,“ nahm die Matrone wieder das Wort, „so muss ich Euch leider doch schon zum Aufbruche mahnen, denn meine Enkelin brachte soeben die Nachricht, dass Späher ausgekundschaftet hätten, serbische und montenegrinische Truppen seien hierher im Anmarsch begriffen. Daher müsst Ihr Euch sputen, damit Ihr noch früher das Gebirge und unsere Leute erreicht.“

Bewegt reichten Friedeck und der Baron der alten Albanesin die Hände zum Abschied und ersterer drückte ihr dabei ein Röllchen mit 20 Goldstücken in die Hand; „nicht als Bezahlung für alles Gegebene,“ liess er ihr durch den Hoti versichern, „denn er und sein Gefährte wüssten recht gut, dass die albanesische Gastfreundschaft eine uneigennützigte sei und dass man im albanischen Volke jede aufgedrungene Vergütung für eine Bewirtung sogar als eine direkte Beleidigung ansieht; allein als ein Geschenk für ihre Kinder und Kindeskindern möge sie die 20 Dukaten ohne Einwand behalten.“

„Als eine solche Gabe nehme ich sie auch mit Dank von Dir an!“ sagte die Greisin mit Wärme und eine Träne aus ihren Augen fiel auf des Doktors ihre Rechte umschlossen haltende Hand.

Friedeck war es unsagbar traurig zu Mute; das Los dieser todesmutigen einsamen Frau lastete ihm zentnerschwer auf der Seele.

„Mutter, mich bangt um Dich!“ liess er ihr durch den Hoti noch eindringlich sagen. „Flieh doch mit uns, nachdem Du benachrichtigt bist, dass Feinde im Anzuge sind! Lass ihnen das Haus und alles, was es in sich schliesst, als Beute und erhalte Dein Leben den Deinen! Welches Schicksal harret Deiner sonst?“

„Das einer jeden albanesischen Frau: Für ihr Volk und dessen Freiheit zu sterben!“ gab sie mit stolzer Würde zur Antwort. Dann schlug sie wie beim Willkomm über jeden der drei scheidenden Männer ein Kreuz, geleitete sie bis zum Tore und sah den sich mit ihrer Enkelin Entfernenden noch geraume Zeit

nach, ehe sie wieder ins Haus zurückkehrte und dessen Tor mit Riegel und Eisenkette von innen verschloss.

Lange Zeit sprach Niemand ein Wort; als erster brach der Doktor mit feuchten Augen das Schweigen und sagte zu dem Baron:

„Dieser Heldensinn eines Weibes hat mich auf das tiefste ergriffen! Er erinnert an den Wagemut der Heroinnen der klassischen griechischen und römischen Zeit! Wenn ich nur wüsste, wie die Aermste zu retten sein könnte!“

Nach einer Weile wandte er sich an den Albaner und sagte:

„Frage Trendafili, ob ihr bekannt ist, für wann man den Einmarsch der feindlichen Truppen erwartet, ob man über ihre Zahl unterrichtet ist und wie viele Albanesen beiläufig in den Bergen ringsherum stehen.“

Der Hoti gehorchte und Trendafili liess es an ziemlich genauen Angaben durchaus nicht fehlen.

„Ich hörte sagen,“ versetzte sie mit ihrer silberhellen, quellfrischen Stimme, „dass heute nur eine kleine feindliche Vorhut von etwa zweihundert Mann von Orahowo unterwegs ist, bezüglich der sich die Unsrigen der sicheren Hoffnung hingeben, mit ihr leicht fertig zu werden. Die feindliche Hauptmacht in der Stärke von ungefähr tausend Mann, die ebenfalls von Orahowo her durch den Engpass zwischen den Bergen Suka Melitsche und Maja Mitschit in unser Land einfallen wird, soll erst morgen oder übermorgen nachgerückt kommen. Ob man dieser eine Schlacht liefern wird, darüber wird noch heute abend in Broja von den Häuptlingen unserer einzelnen Stämme Kriegsrat gehalten werden. Seit heute morgens weilt auch

unser grosser Kriegsheld Issa Bolletin mit seinen Söhnen in Broja, um welches ungefähr zweitausend Schkypetaren versammelt sind, die auch über vier alte Türkenkanonen verfügen."

Ein Lächeln der Befriedigung erhellte des Doktors bisher verdüstert gewesenes Antlitz.

„Wie lange haben wir von hier bis Broja zu gehen?" fragte er durch den Hoti die schöne Wegweiserin.

„Ihr wollt also nicht zu unseren Beschtanleuten, die bei Ura Vischit, südlich von Broja, auf den Bergkämmen stehen, sondern nach Broja direkt?" gab das Mädchen zurück. „Nach Ura Vischit hätten wir gut vier bis fünf Stunden zu gehen, nach Broja brauchen wir aber höchstens nur deren drei!"

„Wir werden in diesem Falle den gewöhnlich dreistündigen Weg bis nach Broja in sogar nur zwei Stunden machen," liess ihr der Doktor durch den Hoti bedeuten. „Lasse also Deine kleine Füsse so hurtig ausgreifen als möglich, mein liebes Kind, denn es hängt viel davon ab, dass wir Broja so rasch als möglich erreichen," setzte er bedeutsam hinzu.

Trendafili liess sich das nicht zweimal gesagt sein; sie flog den drei Männern wie eine leichtflüssige Gazelle voran, ohne dass der Baron auch nur im geringsten hieran ein Aergernis nahm. Im Gegenteil keuchte er stets als erster hinter ihr her, unablässig die zarten Knöchel ihrer Füsse bewundernd. Er nahm sich nicht einmal Zeit, den Doktor nach der Ursache zu befragen, weshalb man in solcher Hast dem neuen Ziele zustrebte. Einmal, als die schöne Führerin, über ein Felsstück strauchelnd, beinahe gefallen wäre, war er so blitzschnell zur Stelle, dass er sie noch recht-

zeitig mit seinen Armen auffangen konnte und so vor dem Sturze bewahrte, wobei ihm wieder Purpurrote ins Antlitz stieg.

„Na, warte, Du Tunichtgut! Dich werde ich einmal ordentlich bei Magda verzünden!“ murmelte Friedeck halb belustigt, halb ärgerlich vor sich hin. „Ein junger Ehemann und noch immer so kittelnärrisch!“

Nach anderthalbstündigem Wandern, das eigentlich schon ein Laufen genannt werden konnte, machte Trendafili bei einer Wegkurve Halt und liess so naturgetreu den Schrei eines Adlers erschallen, dass es für das Jägerohr des Barons ein förmlicher Hochgenuss war. Ein gleicher Adlerschrei scholl von einem der nächstgelegenen Berge herüber.

„Ein Signal für die Vorposten unserer Leute, dass Freunde im Anzuge sind!“ erklärte die kleine Albanesin mit schelmischem Lachen, wobei eine Reihe blendend weisser Perlenzähne zwischen ihren Lippen zum Vorschein kam. Und als man einige Schritte des Weges weitergegangen war, sah man mit freiem Auge, wie ein Albaner, der auf einer Anhöhe hinter einem Felsblocke lag, sich erhob und seinen grauen Fez in der einen Hand schwenkte. Ein Luftzug trug auch ganz deutlich das albanische Grusswoort „Nadja-e-mira“ herüber. Noch mehrmals, die ganze Vorpostenkette entlang, wurde von Trendafili der gleiche Adlerschrei ausgestossen, der überall sofort seine Antwort fand, die oft wie ein Bergecho klang, und schliesslich tat sich mit einem Male am Ende des bisher verfolgten, immer zwischen Bergen dahingegangenen Weges ein breites, weites Hochplateau auf,

in dessen Mitte das grosse, stattliche Hirtendorf Broja mit seinen vielen kleinen hölzernen Sennhütten lag: ein echtes Stück Schweizerland inmitten der albanischen Berge. Im Hintergrunde des Ortes reckt sich der steile, starre Sretnik und seine noch stattlichere Nachbarin, die Maja Surs, in die Lüfte, überragt von der noch viel höheren Maja Kutsche, während die Kapa Brojs mit ihren von dunklen Föhrenwäldern bewachsenen Hängen dieses herrliche Alpengemälde nach dem Süden hin malerisch abschliesst.

„Hier könnte ich wohl scheiden von Euch und mich zu den Meinen nach Ura Vischit begeben, denn Ihr seht ja Broja bereits vor Euch liegen!“ sagte Trendafili, an der Wegstelle stehen bleibend, von der sich der eben vorhin beschriebene Ausblick auf das Hochtal von Broja erschloss.

„Nicht doch, liebes Kind,“ sagte Friedeck. „Du musst uns hier noch zum grossen Kriegsrate Euerer Häuptlinge führen, von dem ich mir dann einen Begleiter für Dich ausbitten werde, da es für ein junges Mädchen nicht sicher ist, zur Kriegszeit so mutterseelenallein durch die Berge zu wandern.“

Zum Zeichen ihres Einverständnisses nickte das junge Mädchen zustimmend mit dem Kopfe und man setzte die Wanderung fort, fortan durch eine eigenartig liebliche Landschaft, da die Triften zur Rechten und Linken des Weges Hunderte noch in herrlichster Blüte stehender Heckenrosensträucher bedeckten.

Das Albanermädchen machte ihre Begleiter auf diese Rosenpracht aufmerksam und deutete dann lächelnd auf sich.

„Was meint sie damit?“ forschte neugierig der Baron.
„Sie erinnert uns offenbar an ihres Namens Bedeutung, denn Trendafili heisst in der albanischen Sprache die Rose!“ erklärte der Hoti.

„Einen passenderen Namen hätten ihr ihre Eltern wahrlich nicht geben können!“ sagte der Baron, ganz Feuer und Flamme, während er von einigen, bis zum Wegrande niederhängenden Hecken hastig einige Blüten und Knospen abpflückte und sie der jungen Albanerin überreichte. Darauf, dass er sich dabei alle Finger an den Dornen blutig gerissen hatte, schien er gar nicht zu achten.

„Glaubst Du nicht, Heinz,“ wandte er sich nachher an diesen, „dass sich unsere kleine Albanerin in der grande toilette unserer Damen ganz entzückend ausnehmen müsste?“

„Darüber musst Du einmal Magda befragen, wobei Du natürlich nicht unterlassen darfst, ihr zu sagen, welche Reize Du an der kleinen Albanerin alle entdecktest!“ gab ihm der Doktor trocken zur Antwort.

Verdutzt sah ihn der Baron von der Seite an und trottete fortan schweigsam des Weges fürbass, den Kopf hängen lassend wie ein müdes Einspannerpferd; es schien ihm endlich zu dämmern, dass sein Interesse für das junge Albanermädchen denn doch nicht ganz einwandfrei sei.

Je näher man den Hütten von Broja kam, desto deutlicher sah man, dass jede von ihnen von bewaffneten Albanesen besetzt war; und nicht nur in den Hütten selbst, sondern auch auf den grasbewachsenen Plätzen vor ihnen und in den Strässchen und Gässchen des Dorfes wimmelte es von streitbarem Volk. Nicht minder

lagerten auf den Höhen ringsum nach vielen Hunderten von Kriegern zählende Scharen, die in ihren kleidsamen Trachten und den im Sonnenlichte blitzenden Waffen einen überaus malerischen Anblick gewährten. Auf einer der stattlichsten Hütten, die fast schon die Bezeichnung eines Hauses verdiente und offenbar der Sitz des Dorfältesten, des Katunit, war, flatterte eine grosse schwarz-rote Kriegsfahne der Albanesen, die den schwarzen, in seinen Klauen je ein Bündel von vier Blitzen tragenden albanesischen Doppeladler und den fünfstrahligen Stern Albaniens zeigte.

„Dort befindet sich der grosse Kriegsrat unseres Volkes!“ sagte Trendafili, mit der Hand nach der Hütte mit der Kriegsfahne weisend. Sie schritten langsam der Hütte zu. Während ihnen ein vor dieser Wache stehender Posten mit vorgestrecktem Gewehre den Eintritt verwehrte, erschien ein vornehmer Albanese, der sie aus den Fenstern der Hütte offenbar kommen gesehen hatte, im Flur und fragte sie nach ihrem Begehren. Mhillitt, von Friedeck bereits unterrichtet, was er zu sagen hatte, antwortete:

„Zwei Offiziere des grossmächtigen Mbret von Oesterreich-Ungarn, welcher Serbien und die Crnagora gegenwärtig mit Krieg überzieht, wünschen den tapferen Heerführer Issa Bolletin und die tapferen Bairaktare des grossen Kriegsrates der Schkypetaren in dringender Kriegsangelegenheit unverzüglich zu sprechen.“

Der anscheinend einer angesehenen Sippe angehörende Albanese trat einen Augenblick in die Hütte zurück und als er wieder auf der Schwelle erschien, bedeutete er den vor ihr Harrenden, dass sie ein-

treten mögen. Friedeck ging als erster voran, ihm folgten der Baron und der Hoti, während Trendafili vor der Hütte zurückblieb.

Nach Durchschreitung des Flurs betraten die Flüchtlinge ein offen stehendes grosses Gemach zu ebener Erde, in welchem um einen runden Tisch mehrere kriegerischen Gestalten in der ihnen angeborenen nachlässig-stolzen Haltung auf niedrigen Schemeln sassen. Beim Eintritte der Angemeldeten erhoben sich alle von ihren Sitzen und erwiderten sichtlich erfreut den Gruss der Besucher, worauf einer aus ihrer Mitte denselben einige Schritte entgegen ging. Der Doktor erkannte ihn auf den ersten Blick: es war Issan Bolletin, der Held von Mitrovitza, den schon seit Jahren die Barden den albanesischen Volkes, die Kangtaren, in einem schwungvollen Liede mit dem Refrain „Issa Bolletin dolli Kapetan“ zum Klange der nationalen Zither, der Katun, besingen. Ein Mann in den ersten fünfziger Jahren, von schlanker Statur, mit kühn gebogener Nase und treuherzig blickenden Augen streckte Friedeck die Hand entgegen und schüttelte dessen Rechte mit gewinnender Herzlichkeit.

„Die langersehnte Zeit ist gekommen,“ sagte er mit wohlklingender, sympathischer Stimme, „in welcher die beiden schwarzen Doppeladler Oesterreichs und Albaniens den zweiköpfigen Adler Serbiens und den zweiköpfigen Silberadler Montenegros bekämpfen und mit vereinten Kräften besiegen werden! Und in dieser glückverheissenden Stunde heisse ich Euch, die Offiziere eines der mächtigsten und edelsten Fürsten Europas, in unserer Mitte herzlich willkommen!

Sprechet, was Euch zu uns führt und worüber Ihr mit uns zu beraten wünschet!"

In wohldurchdachter Rede, welche der Hoti als Dolmetsch ins Albanische übertrug, berichtete Friedeck zunächst über die beim Kriegsausbruche über sie verhängte Internierung in Podgoritza, sowie über die ihnen dann von dort gelungene Flucht in die albanischen Berge, um darnach auf die von ihnen in Erfahrung gebrachte Nachricht überzugehen, dass für den nächsten oder zweitnächsten Tag der Einmarsch einer grösseren serbisch-montenegrinischen Truppenmacht aus Orahowo ins obere Flusstal des Cem Seltshit zu gewärtigen sei. Bezüglich dieses gemeldeten Einmarsches bitte er, ihm zu sagen, ob der Kriegsrat der albanesischen Führer schon einen Beschluss gefasst habe, da er sich sonst erlauben würde, einen Vorschlag zu machen, von welchem er sich ein volles Gelingen und eine gänzliche Aufreibung des Feindes verspreche.

„Eben, als Ihr kamet, haben wir uns darüber beraten, ob wir die Serben und Montenegriner beim Gebirgsübergange zwischen der Suka Melitsche und der Maja Mitschit erwarten und dort zurückschlagen sollen oder ob es nicht vielleicht besser sei, sie ins Talgelände hereinzulassen und ihnen dort, und zwar in der Gegend von Tamara an den Südabhängen der Höhen von Seltsche, wo wir uns in dominierender Stellung befänden, eine Feldschlacht zu liefern," entgegnete Bolletin. „Habt Ihr aber noch einen dritten besseren Vorschlag zu machen, so bitten wir Euch, ihn mit uns zu erörtern, denn wir kennen und schätzen die Tüchtigkeit der österreichischen Offiziere und sind

überzeugt, dass uns von solcher Seite nur ein guter, sicheren Erfolg verbürgender Rat erteilt werden kann."

Friedeck bedankte sich durch eine leichte Verneigung für das dem österreichischen Offizierskorps gespendete Lob und begann hierauf, indem er seine Generalstabskarten hervorzog und auf dem Tische ausbreitete, seine Ansichten darzulegen.

„Ohne Zweifel," nahm er das Wort, „würde es der bekannten Tapferkeit der Albanesen gelingen, den Feind beim genannten Gebirgsübergange am Einfall zu verhindern; ihn aber dann weiter ins eigene Land hinein zu verfolgen, dazu fehlt es leider an Kavallerie. Er zöge sich also einfach in ziemlicher Ordnung zurück, würde Verstärkungen aus dem Hinterlande abwarten und dann neuerdings den Einfall versuchen, und zwar vielleicht mit Erfolg, wenn er in grosser Uebermacht wäre. Lassen wir ihn andererseits ins Flusstal herein, um ihn bei Tamara in eine Schlacht zu verwickeln, so stünden auch in diesem Falle die Aussichten für uns nicht viel besser. Angenommen, wir behaupten das Feld, so könnte dennoch ein grosser Teil seiner geschlagenen Truppen zwischen der Suka Melitsche und Maja Mitschit wieder zurückfluten auf montenegrinischen Boden. Mein Vorschlag geht infolgedessen dahin: Lassen wir den Feind ruhig und unbehelligt seinen Einmarsch vollziehen und arglos weiter nach Süden vordringen; während seine Kolonnen längs des Cem Seltshit flussabwärts marschieren, besetzt eine Abteilung der Unsrigen mit zwei Kanonen, nachdem Ihr ja, wie ich hörte, über vier Geschütze verfügt, den Passübergang zwischen der Suka Melitsche und Maja Mitschit und verlegt ihm den Rückweg; eine

zweite Abteilung der Unseren mit den übrigen zwei Kanonen legt sich in den Buschwäldern auf der Kunj Kutscha in Hinterhalt und lässt den Feind bis Beschtan vorrücken, in das wir eine dritte Abteilung der Unsrigen legen, die ihn dort erwartet und angreift. In diesem Augenblicke eröffnet unsere zweite Abteilung auf der Kunj Kutscha ein mörderisches Flankenfeuer auf ihn, so dass ihm, derart ins Kreuzfeuer genommen, nichts anderes übrig bleibt, als sein Heil im Rückzug zu suchen, der bei dem bekannten Draufgängertum der Albaner zweifellos zur regellosen Flucht werden wird. Hinaus aus Euere Bergen kann er aber nicht mehr, denn Euere erste Abteilung hat ihm den Rückweg beim Passe verlegt; seine restlose Vernichtung ist daher die unausbleibliche Folge. Was von den Serben und Montenegrinern nicht fällt, gerät gefangen in Euere Hände!"

Schon während seiner Rede hatten die Albanesenhäuptlinge unter einander und mit Issa Bolletin zustimmende Bemerkungen ausgetauscht, und als er nun schwieg, brach ein Sturm des Beifalles los, der die ganze Hütte erdröhnen machte.

„Ja, so machen wir es!" — „Ein glänzender Plan!" — „Kein Serbe und Montenegriner kann auf diese Weise unserer Rache entgehen!" tönte es wirr durch einander, bis Issa Bolletin Ruhe gebot und, Friedecks Hand ergreifend, im Tone aufrichtigster Bewunderung sagte:

„Der uns von Dir entwickelte Kriegsplan ist tatsächlich der beste von allen! Hab' Dank für ihn, wir werden uns ganz nach ihm richten! Unverzüglich lasse ich aus den Unsrigen die drei Abteilungen, die wir zu

seiner Ausführung nötig haben, formieren und an die von Dir bezeichneten Stellungen abmarschieren; Dich aber bitte ich, das Kommando über die für den Hinterhalt auf der Kunj Kutscha bestimmte Truppe zu übernehmen, während ich mir den Oberbefehl über die sich in Beschtan festsetzende Schaar vorbehalte und der tapfere Bairaktar der Pulati den Passübergang zwischen der Suka Melitsche und Maja Mitschit besetzen wird."

Mit einer Verneigung erklärte sich Friedeck bereit, das ihm angebotene Kommando zu übernehmen, zu welchem er sich noch die Zuteilung seines Freundes, des Barons, als Ordonnanzoffizier und des Hoti als Dolmetsch erbat, womit sich Issa Bolletin bereitwilligst einverstanden erklärte. Trendafil bekam auf des Doktors Ansuchen einen alten Albanesen als Begleiter auf ihrer Weiterwanderung zu den Ihren und wurde für ihre Führung von Friedeck und dem Baron in der freigiebigsten Weise entlohnt, worauf Issa Bolletin den Doktor und den Baron persönlich jener Albanesenabteilung zuführte, welche Friedecks Kommando unterstellt worden war und ihren österreichischen Führer mit begeisterten Zurufen begrüßte. Es waren zumeist Malissoren und Leute des Schkrelistammes, unter denen sich kriegserfahrene, erprobte Soldaten befanden, welche im letzten Balkankriege des sogenannten christlichen Balkanbundes gegen das ottomanische Reich die sechsmonatige Verteidigung Skutaris unter Hassan Riza Bey und seinem Nachfolger Essad Pascha Toptani gegen die Serben und Montenegriner mitgemacht hatten und mit jenen türkischen Truppen, denen der montenegrinische Kronprinz nach

der Kapitulation den Abzug unter allen militärischen Ehren eingeräumt hatte, in ihre albanischen Heimatberge zurückgekehrt waren. Auch die Bedienungsmannschaft der beiden alten Türkenkanonen, über welche Friedeck verfügte, bestand aus geschulten Artilleristen jener damaligen Skutariner Besatzung.

In musterhafter Ordnung setzten sich die Albaner nach kaum einer halben Stunde in Marsch und die zweite und dritte Abteilung hatten, ehe noch die Sterne am Himmel aufzuflammen begannen, die ihnen zugewiesenen Stellungen inne, während sich die zur Besetzung des Gebirgsüberganges bestimmte erste Abteilung unter dem Bairaktar der Pulati einstweilen hinter den Seltsehöhöhen, wo sich der Cem-Seltschit mit dem Cem-Wuklit vereinigt, verborgen hielt, um den feindlichen Einmarsch dort abzuwarten und ihm dann erst die Rückzugslinie zu verlegen. Zwischen allen drei Abteilungen hatte Friedeck einen vorzüglich funktionierenden Patrouillendienst organisiert. Früher, als man erwartet hatte, nämlich schon in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages, passierten die Serben und Montenegriner das Gebirgsdefilee, und zwar zunächst eine Vorhut, welche ihre Sicherungsaufgabe augenscheinlich sehr leicht nahm und alles „geheuer“ fand, da ihr das Gros sozusagen auf dem Fusse nachfolgte, zusammen zwei Bataillone Serben zu je ungefähr vierhundert Mann und ein halbes Bataillon Montenegriner mit zwei kleinen Gebirgsgeschützen. Serbische Krieglieder singend, insbesondere das beliebte Lied von der „Drina Zelena“, der „Grünen Drina“, zog die Kolonne aus der Höhe zum Tale hinunter und hierauf flussabwärts bis Beschtan, wo sie sich eben zur Plünderung

der dortigen verlassenen Häuser anschicken wollte, als sie sich plötzlich aus deren Fenstern von einem mörderischen Feuer empfangen sah, während aus Gräben, hinter Hecken und Zäunen überall Albanesen auftauchten und sich auf die feindlichen Eindringlinge warfen. Dessenungeachtet setzten sich Serben und Montenegriner grimmig zur Wehr; als indessen mit einem Male von der Kunj Kutscha die zwei Kanonen Friedecks zu feuern begannen und unter ihrem Schutze eine neue Albanesenschar in Schwarmlinien die Kunj Kutscha herunterstürmte, die rechte Flanke der Serben und Montenegriner unter heftiges Gewehrfeuer nehmend, war an ein Standhalten der Ueberrumpelten nicht mehr zu denken; sie bliesen, wie es Friedeck vorausgesagt hatte, zum Rückzug, der unter der mit grösster Erbitterung aufgenommenen Verfolgung seitens der Albanesen alsbald in eine wilde Flucht ausartete. Auch aus dieser aber erwuchs den zum Gebirgspasse zurückweichenden Serben und Montenegrinern kein Heil, denn sie stiessen dort auf die Schar des Bairaktars der Pulati, so dass ihre Niederlage eine vollständige war. Fünfhundert von ihnen bedeckten die Wahlstatt, mehr als ebensoviele gerieten in die Gefangenschaft der Albaner und die Erbeutung der zwei Gebirgsgeschütze erhöhte den Siegesjubiläum der Albanesen vollends ins Schrankenlose.

Als Issa Bolletin, sämtliche Stammeshäuptlinge und Friedeck in Beschtan zusammenkamen, wurden sie von der Mannschaft auf die Schultern gehoben und im Triumphe durch die ganze Ortschaft getragen. Hochrufe auf Albanien und die Armee Oesterreich-Ungarns durchbrausten die Luft, Gewehre und Handschars wur-

den geschwenkt und ausser der Hymne „Issa Bolletin dolli Kapetan“ noch ein anderes der populärsten, nationalen Kriegslieder angestimmt, das die Heldentaten des aus Kutsch gebürtigen Ghjoléka, eines Dienstmannes des Hauses Vlora, in überschwenglichen Lobworten preist und merkwürdigerweise, obgleich es einen mohammedanischen Schkypetaren verherrlicht, auch von den katholischen Albanesen gesungen wird.

Issa Bolletin und die Häuptlinge veranstalteten hierauf den beiden Freunden und Mitkämpfern aus Oesterreich-Ungarn zu Ehren ein Festmahl im Hause des Katunit, dessen Frau dem Doktor voll Ergriffenheit für die Errettung Beschtans vor den feindlichen Plünderern und Mordbrennern dankte.

„Und dass ich am Leben blieb, habe ich auch nur Dir zu verdanken!“ setzte sie mit Tränen in den Augen hinzu, indem sie seine Hände ergriff und sie drückte. „Gott der Herr lohne es Dir an Deinem eigenen Weibe!“

Während des Festmahles wurden von Issa Bolletin und den Häuptlinge verschiedene Reden gehalten, worauf sich auch Friedeck erhob, um einige Abschiedsworte zu sprechen.

„Gerne hätte ich mit meinem Freunde noch länger in Eurer Mitte geweilt, Ihr Tapferen eines tapferen Volkes,“ nahm er das Wort. „Allein das Vaterland ruft und wir dürfen daher mit unserer Heimkehr nicht länger säumen! Gott der Allmächtige schütze Euch und Euere Freiheit! Unser Allergnädigster Kaiser Franz Joseph wird immerdar seine schirmende Hand über Albanien halten, und schliesst er dereinst seine Augen, so wird auch sein Nachfolger, unser jetziger junger Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph, als

Kaiser und König Euch ein mächtiger Schirmherr sein, denn auch dessen edles Herz schlägt für die Freiheit der Völker!"

Issa Bolletin und alle Stammeshäuptlinge schüttelten ihm und dem Baron kräftig die Hände und ersterer fragte noch:

„Hegst Du noch einen Wunsch, so sprich ihn rückhaltlos aus! Seine Erfüllung sei Dir im voraus gewährt!"

„Ja, eine Bitte hätte ich noch an Euch alle!" erwiderte Friedeck. „Lasset Euere alten Frauen nicht mehr in den von Euch verlassenen Dörfern zurück wie bisher, sondern nehmet sie mit Euch hinauf in Euere Berge und erhaltet sie Eueren Kindern und Kindeskindern! Lasset lieber die Feinde Euere Häuser brandschatzen und zerstören, da man ja zerstörte Häuser wieder aufbauen kann; aber edle Frauen, die dem Tode verfielen, kann man nimmer wieder zum Leben erwecken!"

Sichtlich gerührt gelobten alle Häuptlinge, seinen Wunsch zu erfüllen; dann erhoben sich alle, um den Scheidenden noch ein Stück Weges das Geleite zu geben.

Der Baron machte sich diese Gelegenheit schlauerweise zunutze, sich mit Mhillitt, den er am Aermel erfasste und mitzog, an die Seite des Bairaktars der Schalaleute zu drängen und ihm durch den Hoti sagen zu lassen, er habe gehört, dass es im Schalalande noch immer viel Bären gebe, und bitte deshalb um Erlaubnis, einen solchen dort erlegen zu dürfen.

Kühn, wie das Albanervolk ist, liebt und schätzt es die Kühnheit und den Wagemut auch bei den

Fremden. Der Bairaktar musterte daher den Baron mit einem Blicke des Wohlgefallens und sagte hierauf in freundlichem Tone:

„Gerne erteile ich Dir die Erlaubnis zu einer Bärenjagd in unseren Bergen und werde Dir einen meiner Leute mitgeben, der daheim alles Nötige zu einer solchen veranlassen wird.“

Der Baron war vor Freude ganz ausser sich und fand nicht genug Worte, um dem Häuptlinge der Schalaleute zu danken, der, als man an der Kriegerschar des Schalastammes vorbeikam, einen Mann aus deren Mitte zu sich rief und ihm befahl, die beiden Fremden bis ins Schalagebiet zu begleiten und dort für sie eine Bärenjagd in Szene zu setzen, worauf sich der Schalakrieger sofort zu Mhillitt gesellte und fortan an dessen Seite verblieb. Sämtliche Albanertruppen bildeten ein weites Stück über Beschtan hinaus Spalier und eben so weit gaben auch Issa Bolletin und die Häuptlinge den beiden Offizieren des „grossen Mbret“ das Geleite. Dann noch ein letztes kräftiges Händeschütteln — und Friedeck und der Baron wanderten mit dem Hoti und dem Schala allein ihres Weges.

„Wohin wandern wir eigentlich jetzt?“ erkundigte sich der Baron.

„Nicht wie gestern nach Broja, sondern zunächst nach Ura Vischit,“ versetzte der Hoti, nachdem er mit dem Schala einige Worte gewechselt hatte. „Von Ura Vischit aus steigen wir über die Kapa Brojs in die Landschaft Boga herunter, durch welche der Proni Sat strömt, passieren dann das kleine Kirchdörfchen Pretschaj, wo wir Mittagsrast halten können, und klettern hierauf über den Höhenkamm der Tschafa te

Sors, an deren Ostabhänge das Gebiet des Schalammes beginnt. Nerlumza am Schalaflusse wird darnach das nächste Ziel unserer Wanderung sein, da die Berge nördlich davon, die Maja Drenit und Maja Scheschit, die schönsten Bärenreviere ganz Albaniens sind."

Verklärten Angesichtes lauschte der Baron diesen vielverheissenden Worten.

„Obgleich die Luftlinie zwischen Beschtan und Nerlumza nur zirka 22 Kilometer beträgt, werden wir dennoch mehr als viermal so viel Zeit dafür aufwenden müssen, um diese Strecke zurückzulegen, als man sonst in der Ebene für eine solche Entfernung ungefähr braucht, denn an der Kapa Brojs und Tschafa te Sors werden wir Berge von mehr als 1600 und 1500 Meter Höhe zu bewältigen haben, ganz abgesehen davon, dass diese Berge von tiefen, unwegsamen Klüften und Schluchten durchzogen sind! Die Befriedigung Deiner Bärenjagdpassion wirst Du Dir somit, lieber Béla, recht sauer verdienen müssen!" sagte der Doktor.

„Macht nichts!" versetzte selbstbewusst der Baron. „Nicht umsonst setzten die alten Götter Griechenlands vor das Vergnügen den Schweiss!"

Und elastischen Schrittes eilte er des Weges dahin, als hätte er niemals über die Beschwerlichkeiten der Gebirgswanderungen geflucht und gewettert.

Wie Trendafili vor zwei Tagen ganz richtig abgeschätzt hatte, währte der immer durchs Gebirge führende Weg von Beschtan bis Ura Vischit fünf Stunden; als man die ersten wenigen Sennhütten von Ura Vischit wie Raubvögelhorste an den Bergwänden

kleben sah und bis zu ihnen empor kaum mehr eine Viertelstunde zu steigen hatte, erscholl als Erkennungszeichen wieder der Adlerschrei, diesmal aus dem Munde des Schala, der für das Ohr des Barons natürlich nicht mehr so süß und wunderhold klang, wie von Trendafilis purpurnen Lippen. Auch heute tönte ein zweiter Adlerschrei von den Höhen zurück, auf denen sich hinter den Sennhütten der Lagerplatz der Beschtanleute befand.

Da mit einem Male (es dämmerte schon und das Zwielficht zwischen Abend und Nacht liess nichts mehr deutlich erkennen) flog eine weisse Gestalt von der finsternen Bergeshöhe direkt auf die vier Wanderer zu.

„Ein Tschin! Gott beschütze uns!“ ächzte der Schala und schlug, am ganzen Körper zitternd, ein Kreuz.

Albaner, welche unzählige Serben und Montenegriner erschlagen haben und mit den Bären und Wölfen ihrer Wälder selbst den Kampf mit Beil und Messer nicht scheuen, fürchten sich wie kleine Kinder vor übermenschlichen Wesen, mit denen der albanische Aberglaube alle vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, bevölkert. Ein Tschin, der ein Dämon weiblichen oder männlichen Geschlechtes sein kann, Bullar, ein blinder Unhold und böser Geist, und Bolla, die Wunderschlange, machen ebenso, wie die Angst vor Drekji, dem Teufel, jeden sonst noch so tapferen Albanesen erzittern, und eher träte er auf glühende Kohlen, als in einen Schatten am Boden, denn in einem solchen Falle würde ein „Tschin“ in ihn fahren und ihn zu einem Besessenen machen.

Erst als die weisse Gestalt unmittelbar vor den vier Wanderern stand und sich als Trendafil entpuppte, die ihnen entgegengeeilt war, legte sich der Schrecken des Schala und er lächelte selber über die ausgestandene Angst.

„Wisst Ihr etwas über den erwarteten Einfall der Feinde und wie es um unser Heimatsdorf Beschtan und unsere arme Grossmutter steht? Grossvater liess mich gestern nicht mehr zu ihr hinunter, da wir alle befürchteten, die Feinde hätten Beschtan bereits erreicht und zerstört!“ kam es fast keuchend von den Lippen des jungen Mädchens, welchem die Tränen fast die Stimme erstickten.

Diesmal wartete Mhillitt nicht erst eine Antwort des Doktors ab, um ihre Verdolmetschung der jungen Albanesin gegenüber zu übernehmen, sondern sagte gleich selbst:

„Freue Dich, Mädchen, denn der eingefallene Feind ist vernichtet und unsere Krieger begingen gestern mit Issa Bolletin und den Bairaktaren in Beschtan die Siegesfeier! Den grossen Sieg jedoch, den wir errangen, haben wir nur dem hier“ (er wies bei diesen Worten auf Friedeck) „zu danken!“

Ein heller Jubelschrei entrang sich dem Munde der jungen Albanerin, und ehe es Friedeck noch zu verhindern vermochte, hatte sie seine Rechte an ihre Lippen gezogen und einen heissen Kuss auf dieselbe gepresst.

„Habe Dank, edler Fremdling,“ sagte sie dann mit ihrer klangvollen, melodischen Stimme, „für den grossen, unschätzbaren Dienst, den Du unserem Volke geleistet hast! Ich eile auf Sturmesflügeln zu den

Meinen voraus, um ihnen die Freudenbotschaft zu bringen!"

Und wirklich wie ein Sturmwind stob sie wieder davon und sprang wie ein Gemslein von Fels zu Fels die steile Bergeshöhe hinan, von deren dunklem Hintergrunde sie sich wie ein dahinhuschendes weisses Nachtgespenst abhob.

Als Friedeck mit dem Baron und den beiden Albanern auf der Kammhöhe bei den Sennhütten angelangt war, standen daselbst die Beschtanleute in Reih' und Glied aufgestellt und an ihrer Spitze ein silberhaariger Greis, den weissgrauen Albanerfiez in der Linken. Es war der Katunit, der Dorfälteste der kleinen Beschtangemeinde. Herzlich streckte er dem Doktor die Rechte entgegen und schüttelte sie mit den Worten:

„Meine Enkelin hat uns bereits die freudige Kunde des mit Deiner Hilfe über die Feinde errungenen Sieges gebracht! Nimm unsern Dank entgegen, unsern innigsten, heissesten Dank! Tief stehen wir fortan in Deiner Schuld und preisen uns glücklich, es Dir selbst sagen zu können und Dich und Deinen Freund heute als Gäste in unserer Mitte zu sehen."

„Nicht mir ist zu danken, ehrwürdiger Katunit," erwiderte Friedeck bescheiden, „sondern dem ewigen Vater über den Sternen, der unsere Waffen segnete und siegreich sein liess!"

Hierauf führte der Katunit seine Gäste in die ihm und seiner Familie als Wohnung dienende Hütte und stellte ihm dort seine Söhne, Schwiegerstöchter, Schwiegersöhne und Töchter, sowie deren Kinderschar vor. Die ältesten aus letzterer waren ausser Trendafili zwei Brüder derselben, Nikolaus und Johannes oder

Njonit und Gjinit, wie sie im Albanesischen hiessen, zwei hochgewachsene, stämmige Bursche von sechzehn und achtzehn Jahren. Sie repräsentierten in ihrer kraftstrotzenden Jugend so recht Albaniens heranwachsende neue Generation, Jungalbanien in seiner vollen Urkraft und Stärke.

„Wie schade, dass nicht auch unsere gute Grossmutter heute in unserer Mitte sein kann!“ seufzte Trendafili bekümmert.

Für den Baron war diese Aeusserung der Betrübnis des schönen Mädchens ein Anlass, durch den Hoti verkünden zu lassen, dass auch die alte Frau ihren Lieben in Bälde wiedergegeben sein werde, nachdem sämtliche Bairaktare dem Doktor auf seine Bitte versprochen hätten, dass allen bisher in den von der Bevölkerung geräumten Ortschaften zurückgebliebenen alten Frauen fortan eine Wiedervereinigung mit ihren in die Berge geflüchteten Familien zu teil werden solle. An diese, bei allen Anwesenden helle Freude auslösende Mitteilung knüpfte der Hoti sodann aus eigenem Antriebe noch die weitere über die seinem kranken Kinde zu teil gewordene edelmütige Hilfe des Doktors, wovon alle Zuhörer derart ergriffen wurden, dass die Frauen und Mädchen Tränen vergossen und die Männer ein so mächtiges Gefühl der Zuneigung für den edlen Fremdling in ihrem Herzen aufwallen fühlten, dass sie für ihn in diesem Augenblicke freudig sogar in den Tod gegangen sein würden. Der Katunit aber sagte mit feuchtgewordenen Augen:

„Von der Engelsgüte Eueres greisen Kaisers, des „grossen Mbret“, haben uns unsere ehrwürdigen Franziskaner aus dem Kastrati- und Pulatgebiete, die

Missionen der Jesuiten und der Stigmatinnen schon zu wiederholten Malen erzählt. Wenn aber auch alle seine Untertanen so edel und gut sind, wie Ihr, dann ist Euer Oesterreich ein Reich von Gott zur Erde entsendeter Engel, um hiernieden allerorten nur Gutes zu stiften! Gott segne Euer Oesterreich, das Land der goldenen, lauterer Herzen!"

Nach einer Weile trugen die Schwiegertöchter und Töchter des Katunit das gemeinschaftliche Abendmahl auf, das nur aus Schafmilch, Schafkäse und Maisbrot bestand.

„Wein kann ich Euch leider nicht bieten," entschuldigte sich der Hausherr bei seinen Gästen. „Vor Kriegsausbruch bekamen wir solchen bisweilen aus dem Kutschilande der Montenegriner, und zwar hauptsächlich aus den Weingärten von Doljani, deren Weinbauern mit ihm auch nach Albanien einen schwunghaften Schmuggel betrieben. Mit dem Tage, an dem wir wieder in den Kriegszustand gegenüber Montenegro getreten sind, hörte natürlich auch der Weinschmuggel auf!"

Das Tischgespräch drehte sich alsbald um die Bärenjagd, zu welcher der Bairaktar des Schalastammes dem Baron die Befugnis eingeräumt hatte, und der Katunit bemerkte hiezu, auf seine beiden Enkel zeigend und dieselben mit grossväterlichem Wohlgefallen betrachtend:

„So jung diese beiden Bursche noch sind, hat doch jeder von ihnen schon einen Bären erlegt! Im Bärenjagen sind daher schon beide erfahren und ich gebe sie Euch als Begleiter ins Schalaland mit, wo sie Euch vielleicht von Nutzen sein können."

Dankend nahmen der Baron und Friedeck das Anerbieten des Katunit an, und ersterer wandte sich hierauf an die beiden jungen Bärenjäger mit der Aufforderung, ihm etwas über ihre Bärenjagden erzählen zu wollen.

„Fange Du an!“ sagte Njonit zu Gjinit, seinem um zwei Jahre älteren Bruder, der sich mit der einen Hand durch seine dichten schwarzen Kraushaare fuhr und alsbald schlicht und einfach zu erzählen begann.

„Im ganzen bin ich fünfmal auf Bärenjagden gewesen und auf einer derselben habe ich meinen ersten und bisher einzigen Bären erlegt. Du darfst Dir indessen, Herr, von unseren Bärenjagden keine unrichtige Vorstellung machen. Grosse Treibjagden auf Bären, wie man sie, wie ich hörte, in anderen Ländern zu veranstalten pflegt, gibt es hier bei uns nur sehr selten; gewöhnlich gehen unser nur zwei der Spur eines Bären nach, die uns zur Höhle desselben führt. Dort wartet man dann günstigen Wind ab, nämlich solchen, der in die Höhle hineinbläst, und legt am Höhleneingange brennenden Schwefel nieder, dessen Dämpfe alsbald die Höhle erfüllen und den Bären zum Verlassen seines Schlafquartiers zwingen. Die beiden Schützen stellen sich vor dem Höhleneingange auf und schießen dann auf den Bären, wenn er seine Behausung verläßt. Wer kein Gewehr hat, drückt sich neben dem Höhleneingange knapp an die Wand und spaltet dem Ungetüm, sobald es herauskommt, mit einem scharfgeschliffenen Beile den Schädel. Dass es in solchem Falle mit aller Kraft und auf die richtige Stelle des Bärenschädels zuschlagen heisst, wirst Du begreifen, Herr, denn ist der Beilhieb zu schwach und nicht

sofort tödlich, so nimmt der Bär seinen Gegner ingrimmig an und dann setzt es für diesen durch Bisse und Tatzenhiebe mitunter ganz schreckliche Verwundungen ab. Ich selber trug einmal eine solche davon, denn ich führte den Axthieb zu wenig stark und der Bär schlug dann mit einer seiner Pranten nach mir, wobei er mir mit den Krallen den Arm von der Schulter bis zum Handgelenk aufriss. Es war eine furchtbare Wunde! Der ganze Knochen lag bloss und die Fleischstücke lagen am Boden! Du wirst den Grad der Verwundung noch nach den Narben beurteilen können; sieh' her!"

Er streifte bei diesen Worten den Aermel seiner Jacke bis zur Achsel empor, wodurch eine mindestens einen halben Meter lange Narbe zum Vorschein kam, die sich wie eine Rinne über den ganzen Oberarm und Ellbogen bis zum Handgelenke hinunterzog. Ihr Anblick bewirkte, dass dem Baron ein gelindes Gruseln über den Rücken lief.

„Teufel!" sagte er sich. „So einen Denkkzettel möchte ich mir aus Albanien denn doch nicht in die Heimat mitnehmen!"

„Gjinits Wunde war indessen noch gar nichts im Vergleiche zu einer andern, die einer meiner Vettern aus einem Zusammentreffen mit einem Bären davontrug," nahm jetzt Njonit, der jüngere der beiden Brüder, das Wort. „Sie hatte auch den sofortigen Tod meines Vetzters zur Folge, denn der Bär riss ihm mit seinen Klauen die ganze Kopfhaut herunter, so dass sein Gehirn nach allen Seiten hinspritzte! Ich selber bin, als ich meinen ersten Bären erlegte, auch nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tode entgangen.

Ich hatte mir meines Grossvaters Büchse geborgt und mit ihr in der Abenddämmerung einen Bären verfolgt, der kurz vorher ein Schaf aus unserer Herde gerissen und es in den nahen Bergwald fortgeschleppt hatte. Dort traf ich ihn auf einer Lichtung beim Schmause und gab meinen Schuss auf ihn ab. Im Zwielfichte, welches schon herrschte, zielte ich aber nicht gut und schweisste den Bären nur mit einem Streifschusse an, der ihn derart in Wut versetzte, dass er abliess vom Frasse und auf mich zulief. Aber mit welcher Schnelligkeit, Herr, davon machst Du Dir keinen Begriff! Dass ein Bär, den alle Welt für plump und schwerfällig hält, ebenso schnell zu rennen vermag, wie ein galoppierendes Pferd, hätte ich nie für möglich gehalten, aber er ist es imstande. Er kam in solcher Geschwindigkeit auf mich zu, dass ich mich nicht anders mehr retten konnte, als durch einen raschen Sprung auf die Seite. Der Bär schoss infolgedessen pfeilschnell an mir vorbei, und ehe er in seinem Sturmlaufe bremsen und sich nach mir umkehren konnte, hatte ich inzwischen einen hohen Felsen erklettert, meine Büchse wieder geladen und jagte dem Bären aus nächster Nähe meine zweite Kugel aufs Blatt!"

Bewundernd und nicht ganz ohne Neid betrachtete der Baron den jungen Albaner, der mit solcher Ruhe und Gelassenheit von einem Jagderlebnisse sprach, das so reich an interessanten Momenten und dabei so gefahrvoll gewesen war, dass sich gewisse Wiener oder Budapester Jünger Dianens sicherlich ihr ganzes Leben lang brüsten und prahlen würden, wenn ihnen jemals etwas ähnliches in ihrer Waidmannspraxis be-

schieden gewesen wäre. Der gute Baron verschloss sich auch nicht im geringsten dieser Erkenntnis, indem er leise vor sich hin murmelte:

„Zwischen diesen schlichten albanischen Jägern und gewissen Klubnimroden unserer Heimat ist in der Tat ein ganz gewaltiger Unterschied! Erstere bringen in Wirklichkeit Bären zur Strecke, ohne sich dessen zu rühmen, letztere aber sind nur im Bären-Aufbinden unübertroffene Meister!“

Auch auf Friedeck machte der jägerische Wagemut der beiden Albanesenjünglinge den allergünstigsten Eindruck, weshalb er ihnen wohlgefällig zunickte und zu ihrem Grossvater sagte:

„Katunit, ich beglückwünsche Dich zu Deinen mutigen Enkeln! Aus solchem Holze werden die Helden eines Volkes geschnitzt und aus solchem Jungholze werden feste, knorrige Eichen, denen die gewaltigsten Stürme des Lebens nichts anhaben können!“

Da die Zeit inzwischen vorgerückt war und sich bei vielen der Anwesenden bereits das Schlafbedürfnis einstellte, nachdem alle Albanesen zu den Frühaufstehern gehören und sich schon vor Sonnenaufgang von ihren Lagerstätten erheben, richteten die Frauen auf einen Wink des Katunit in der gemeinsamen Männerstube für die Gäste die Schlafstellen her und entfernten sich hierauf mit dem üblichen Nachtgrusse „Naten-e-mire!“

Friedeck und der Baron erfreuten sich, ermüdet, wie sie nach dem langen Tagmarsche waren, eines erquickenden Schlafes, und als sie am nächsten Morgen aufwachten, sahen sie sich zu ihrem Erstaunen allein in der Hütte; ihre Schlafgenossen hatten sich schon früher geräuschlos erhoben und ins Freie begeben,

wo sie vor der Hütte beisammen sassen und der Gäste mit dem Frühstücke harrten, das aus den gleichen frugalen Speisen wie das Abendessen bestand. Rasch war das Frühstück beendet und Friedeck und der Baron schickten sich zum Aufbruche an.

Segnend wie ein alter biblischer Patriarch legte der greise Katunit beim Abschiednehmen seine Hände auf die Köpfe der beiden Freunde und sagte bewegt:

„Der Herr sei mit Euch! Unsere Liebe und unsere Dankbarkeit geleiten Euch auf Euerer Heimkehr!“

Dann wurden mit ihm und allen Mitgliedern seiner Familie noch warme Händedrucke gewechselt und die Wanderung angetreten, wobei der Baron zu seiner nicht geringen Freude, die er sich allerdings nicht anmerken liess, die Wahrnehmung machte, dass ihre Begleitschaft nicht nur an Njonit und Gjinit, sondern auch an Trendafili, die ein ziemlich voluminöses Körbchen am Arme trug, Verstärkung erhalten hatte.

„Gibst Du uns ebenfalls das Geleite?“ liess er sie durch den Hoti befragen.

„Ja,“ lautete die mit einem schelmischen Lächeln gegebene Antwort; „ich erschmeichelte vom Grossvater die Erlaubnis, Euch als Trägerin Eueres Proviantes bis ins Schalagebiet begleiten zu dürfen und ebensolange wie meine Brüder, mit denen ich dann zurückkehren werde, dort in Euerer Gesellschaft zu bleiben.“

„Ein himmlischer Einfall!“ hätte ihr der Baron für sein Leben gerne entgegnet, behielt jedoch diese Erwiderung mit einem scheuen Blicke auf Friedeck wohlweislich bei sich, indem er sich damit begnügte, von den Formen des schönen Mädchens, das den sechs

Männern hurtig voranschritt, seinen Blick fortan überhaupt nicht mehr abzuwenden, trotzdem es ihm bei dieser stillen bewundernden Augenweide zu wiederholten Male passierte, über Geröll oder Wurzeln am Wege zu stolpern und einmal sogar ziemlich unsanft der Länge nach hinzufallen.

Die Gegend, die man durchwanderte, war von unvergleichlicher Schönheit und erinnerte an die grossartigsten landschaftlichen Szenerien der Schweiz, vor denen sie noch einen grossen Vorzug voraus hat: einen Reichtum an Wäldern, wie man ihn sonst nur noch in wenigen Ländern Europas, höchstens noch in jenen Skandinaviens, antrifft. Friedeck hatte für diesen Umstand ein offenes Auge und machte auch den Baron auf ihn aufmerksam.

„Schade,“ sagte er, „dass Albanien noch keine geregelte Forstkultur hat! Eine rationell betriebene Forstwirtschaft könnte dem Lande eine seiner ergiebigsten Einnahmequellen erschliessen! Schon hier staunen wir über die sich unseren Augen darbietenden herrlichen Wälder, denen es aber in anderen Teilen des Landes noch viel ausgedehntere gibt, Wälder von geradezu ungeheurer Grösse und einer Undurchdringlichkeit sondergleichen, wie beispielsweise jene des Tschalotsche-, Juranitscha- und Wrtshangebirges, welche Ekrem Bey Vlora, einer der besten Kenner des Landes, als noch wirkliche Urwaldbestände bezeichnet, die der Fuss eines Fremden noch niemals betreten hat. Auch Fürst Livio Odescalchi, gleichfalls ein versierter Kenner Albaniens, vertritt diese Ansicht und fordert von der Regierung des Landes den Bau von Waldbahnen, Drahtseilbahnen, Holzschwemmen

mit Rechen und Holzriesen, Sägewerken mit Turbinenbetrieb, Papier-, Zündhölzchen-, Zellulose-, Möbel-, Parketten- und Wagenbaufabriken, um den unermesslichen Holzreichtum zu verwerten. Was aber hat die Regierung des Fürsten von Wied von alledem seither geschaffen? Absolut nichts! Aber Franzosen, Engländer, Italiener und sogar Amerikaner haben sich unterdessen dieser grossen Schätze des Landes bemächtigt und schroten sie auch schon lukrativ aus; ich nenne aus der stattlichen Zahl bereits bestehender fremdländischer Holzindustrien nur das in Suk errichtete grosse französische Sägewerk des Grafen Primodan aus Paris, ein Unternehmen, gegen das sich die Bevölkerung der dortigen Gegend, welche von den Franzosen um erbärmliche Hungerlöhne in dessen Dienst gepresst wurde, vergebens zu wehren versuchte, denn ein nach Edgar Quinet, dem bekannten gallischen Kampfhahn gegen Christentum und Kirche, benanntes Schlachtschiff erschien bei der ersten Arbeiterrevolte an der Küste vor Suk, machte „klar zum Gefecht“, und erdrückte so die Auflehnung der armen Albaner gegen ihre französischen Blutsauger schon im Keime. Fürst Wilhelm zu Wied und seine ratlosen Ratgeber sehen einstweilen diesen Ausbeutungen des Landes durch fremde Eindringlinge und Glücksritter mit verchränkten Armen und vollständig ohnmächtig zu.“

„Und Oesterreich-Ungarn?“ fragte ihn der Baron. „Konnten denn nicht auch wir albanische Wälder durch Ankauf oder Pachtung erwerben?“

„Lass Dir auf diese Frage durch unsern Gesandten in Durazzo, den Herrn Ritter von Löwenthal-Linau, Antwort erteilen!“ erwiderte ihm der Doktor mit einem

vielsagenden Lächeln. „Ueber die Ursache unserer Zurücksetzung in Albanien bin ich übrigens genau unterrichtet und behalte mir über sie für einen späteren Zeitpunkt sensationelle öffentliche Enthüllungen vor. Nur soviel kann ich Dir schon heute verraten, dass Italien, unser lieber Dreibundgenosse, schon seit der Thronbesteigung des Fürsten zu Wied durch seinen am Hofe von Durazzo beglaubigten Gesandten, den Baron Aliotti, ein hässliches, erbärmliches Ränkespiel gegen uns spielt!“

Wundervoll war der Ausblick beim Abstiege von der Kammhöhe der 1650 Meter hohen Kapa Brojs in die Landschaft von Boga, durch die sich wie ein grünes Samtband der Proni Sat schlängelt, ein sich bald still und träge durch grüne Triften und Wälder, bald tosend und schäumend durch enge Felsschluchten windender Fluss, der aus zwei Quellbächen unterhalb der Maja Radohins an der Grenze des Klemenigebietes entspringt, um sich nach 23 Kilometer langem Laufe, auf dem er mindestens zwanzig Zuflüsse aufnimmt, in den Skutarisee zu ergiessen. Idyllisch schön liegt an ihm beinahe im Zentrum des Bogalandes der kleine Ort Pretschaj mit winzigem Kirchlein, das auf einem 800 Meter hohen Flusshügel thront, auf den ein kaum handbreiter Fusspfad vom Ufer des Flusses emporführt.

Als unsere Wanderer an den Ostabhängen der Kapa Brojs über wüste Geröllhalden zu diesem kleinen Orte niederstiegen, überraschte sie hierbei ein Gewitter. Der Donner rollte, Blitze zuckten und ein dichter Regenguss prasselte aus den Wolken, der alle völlig durchnässte.

„Jetzt kämpfen die guten Geister, die Gott der Herr zur Verfolgung der bösen entsandte, mit diesen!“ sagte der Schala, indem er sich mehrere Male hinter einander bekreuzte. „Das Krachen des Donners ist das Geräusch der Keulenschläge der guten Geister und der Blitz ihre Peitsche!“

Als das Gewitter sich langsam verzogen hatte und ein herrlicher Regenbogen sich vom Himmel zur Erde spannte, knieten sich alle vier Albaner und die junge Albanerin andächtig nieder und beteten laut:

„Wir danken Dir, Herr, dass Du Deine guten Geister zur Bekämpfung der bösen aussandtest und uns jetzt einen Teil Deiner Herrlichkeit schauen liessst!“

Den Regenbogen, den die Albaner Lülüver nennen, halten sie nämlich für den schimmernden Widerschein vom Leibgürte Gottes.

In Pretschaj war schon deshalb Einkehr und Rast zu halten geboten, um die durchnässten Kleider an einem Herdfeuer trocknen zu können. Man begab sich daher ins Haus des dortigen Geistlichen, eines würdigen Franziskaners, das unterhalb des Kirchhügels unmittelbar am Ufer des Proni Sat lag. Friedeck staunte, an dem geistlichen Hirten der kleinen Albanergemeinde einen Gelehrten zu finden, dessen dürftiges Kämmerlein mit Büchern, Zeitschriften und naturwissenschaftlichen Sammlungen vollgepfropft war, und freute sich zugleich sehr, jemanden getroffen zu haben, der ihm über so manches, das ihm an der albanischen Volkspsyche noch ein Rätsel war, Auskunft erteilen konnte. Zuallererst bat er den Franziskaner, ihm zu erklären, wieso es denn komme, dass noch so viel Aberglaube in der albanischen Volksseele wurzle.

„Ja, sehen Sie, Herr,” versetzte der Franziskaner, „das macht auch uns, den geistlichen Erziehern dieses Volkes, noch sehr grossen Kummer! Wiewohl die Nordalbanesen gute, gläubige und eifrige Katholiken sind, spuken ihnen noch vielerlei Anschauungen aus der alten Heidenzeit in den Köpfen. Das Festhalten an ihnen ist gewissermassen ererbt und liegt ihnen sozusagen im Blute. Wie die zum Christentum bekehrten Germanen von ihrem Julfeste, das sie unter Opferung eines mit Rosmarin bekränzten Wildebers zu Ende eines jeden Jahres begingen, erst allmählich abzulassen begannen, als ihnen die katholische Kirche am Weihnachtsfeste dafür einen Ersatz gab, so wird es auch hier in Albanien die Aufgabe von uns Geistlichen sein, gewisse Ueberbleibsel aus dem altillyrischen Götterkulte, die immer noch in der albanischen Volksseele wurzeln, nach und nach dadurch vergessen und verschwinden zu machen, dass wir sie mit Institutionen der katholischen Kirche in Einklang zu bringen versuchen. Ein Anfang wurde schon in mehrfacher Hinsicht gemacht, indem wir beispielsweise die albanische Auffassung tolerieren, dass der Regenbogen der schimmernde Widerschein vom Leibgurte Gottes sei, ein Glaube, der nachweisbar aus der alten Heidenzeit stammt, denn die alten Illyrier haben sich den Höchsten und Gewaltigsten ihrer Götter, den Donnergott, in schimmernder Rüstung mit schimmerndem Gürtel gedacht. Und dass die Rosmarinsuppe” (der Baron schnitt bei deren Erwähnung ein fürchterliches Gesicht!) „heute noch in jedem albanischen Hause zu den Lieblingsgerichten gehört, reicht entschieden ebenfalls in die uraltesten Zeiten zurück, in denen der Rosmarin

ebenso ein Attribut des Donnergottes der alten Illyrier war, wie ein Attribut des Donnergottes Freyr der altnordischen Göttersage!"

„Und wie steht es mit der Unsitte der berüchtigten albanischen Blutrache, hochwürdiger Herr?" fragte Friedeck gespannt.

„Hier im katholischen Nordalbanien ist dieselbe in erfreulicher Abnahme begriffen," versetzte der Franziskaner. „Wir haben dies in erster Linie dem wohlthätigen Einflusse der Frauen auf ihre Männer zu danken, nicht zum wenigsten aber auch der Marienverehrung der katholischen Kirche, die auf die rauhen Gemüther der Schkypetaren den veredelndsten Einfluss ausübt. Im mohammedanischen Mittelalbanien fordert hingegen die Blutrache noch immer zahlreiche Opfer und wird dort nicht bloss von den Männern, sondern auch von den Frauen geübt, noch dazu in der grauenhaftesten, schrecklichsten Weise. Erwiesen ist beispielsweise der Fall, dass die Mutter Emin Agas, eines vornehmen Albanesen in der Berglandschaft Laberie, von der Hand eines nach dem Gebote der Blutrache durch ihren Sohn getöteten Feindes einen Finger abschnitt, ihn am Kaminfeuer briet und verzehrte! Auch dort könnte die mohammedanische Geistlichkeit sehr viel zur Abstellung dieser blutrünstigen Unsitte wirken; doch ist sie entweder zu schwach und zu lässig dazu oder fürchtet im Volke missliebig zu werden und sich mit ihm zu verfeinden, wenn sie sich gegen die Ausübung der Blutrache energisch auflehnen würde."

„Mir ist es ganz unverständlich, wie die Albaner, deren Volkscharakter doch ein biederer, gutmütiger

ist, an der grausamen Institution der Blutrache mit solcher Zähigkeit festhalten können," sagte der Doktor. „Und bieder und gutmütig sind sie ja wirklich, die tapferen Schkypetaren! Ich wenigstens habe noch keinen schlechten unter ihnen gefunden."

„Ja, sie sind ein braves, ehrliches Volk," bestätigte, mit dem Kopfe nickend, der Franziskaner. „Ich habe in meinem geistlichen Berufe schon in vielen anderen Ländern gewirkt, aber in keinem so rechtlich denkende und rechtlich handelnde Leute gefunden wie hier in Albanien. Gross ist ihre Herzensgüte, ihre Treue und ihre Anhänglichkeit und an mir hängen die hiesigen mit einer rührenden Liebe und Dankbarkeit. Dabei sind sie helle Köpfe, wissbegierig und bildungsfähig, emsig und arbeitsam. Betrachten Sie sich diesen Hügel, Herr Doktor" (er wies bei diesen Worten mit der Hand durch das offene Fenster auf den Kirchhügel hin); „von ihm lebt fast meine ganze kleine Gemeinde!"

„Wie soll ich das verstehen, hochwürdiger Herr?" fragte Friedeck verwundert.

„Einfach so!" erklärte lächelnd der Priester. „Wenn Sie Botaniker sind und den Hügel mit den Augen eines solchen betrachten, so werden Sie sehen, dass ihn allerlei Strauchwerk, von seinem Fusse bis hinauf zur Kirche, bedeckt. Sie finden darunter sechserlei Sträucher, welche sämtlich Nutzsträucher sind. Ich hielt daher alle meine Pfarrkinder dazu an, sie zu verwerten, und erlebte die Freude, dass sie meinen Rat beherzigten und befolgten. So gewinnen sie schon seit Jahren aus *Arbutus Andrachne*, dem Erdbeerbaum, vorzügliches Schnitzholz, das schon zu den Zeiten des Theophrastos als solches geschätzt war; aus *Cercis*

siliquastrum, dem Judasbaume, Holz für die Färberei und zum Drechseln von Pfeifenrohren; aus Rhus coriaria, dem Gerberstrauche, den Sumach als Gerbemittel; aus Rhus cotinus, dem Perückenstrauche, einen Gelbfärbestoff; aus Styrax officinalis den trefflichen Storaxbalsam und aus Vitex agnus-castus, dem Abrahamsstrauche, Flechtzeug für die Korbflechterei. Für alles das haben wir Händler in Skutari, welche es kaufen. Viel verdienen meine Pfarrkinder an diesem Handelsartikel allerdings nicht, aber es reicht für ihren bescheidenen Lebensunterhalt hin und bewahrte sie bis zum heutigen Tage vor Not."

Ein junges Albanerweib trat in diesem Augenblicke in die Kammer des Franziskaners und bat ihn, ihr zu **ihrem im Sterben liegendem Manne** zu folgen, um ihm die letzte Oelung zu spenden.

„Bist Du nicht eine Sennerin von der Tschafaschtoga?“ fragte der Priester; die Albanerin bejahte.

„Sieben Stunden Weges von hier!“ sagte der Priester zu Friedeck. „Ein pfadloser Weg durch die Berge! Aber Sie glauben nicht, mit welcher Freude mich diese weiten und beschwerlichen Wanderungen immer erfüllen; weiss ich doch, dass ich den Trost und den Frieden in die Hütten der Aermsten bringe, welche mich holen.“

Und das Gefäss mit dem heiligen Oele und ein Gebetbuch zu sich steckend, schüttelte er dem Doktor und dem Baron die Hände zum Abschied, um dem jungen Albanerweibe zu ihrer fernen Sennhütte im Gebirge zu folgen.

Auch unsere beiden Freunde mit ihrer Begleitung traten, nachdem ihre Kleider inzwischen getrocknet waren, ihre Weiterwanderung an, der Tschafa te Sors entgegen, die sich mit ihren zerklüfteten Felsenmauern dräuend vor ihnen erhob. Auf dem Wege zu ihr durchwanderten sie Bergwiesen mit entzückendem Blumenflor; alles, was bei uns noch bis in den September hinein an Waldrändern, auf Waldschlägen und im Walde selbst blüht, erfreute auch hier noch das Auge, wie der Wachtelweizen mit seinen rot-weissen und gelben langröhrigen Blütenähren, das siebenblättrige Hasenohr mit seinen strahligen Dolden, der Wolfs-Eisenhut mit seinen grünlich-gelben helmförmigen Blüten, die rote Wald-Lichtnelke und die ebenfalls rotblühende wilde Malve, die Braunwurz, die Bergminze, der Traubenkropf, die weisse Möhringie, das hellrote Heidekraut, verschiedene Glocken- und Enzianarten, sowie die wilde Aster, die Zeitgenossin der Taubnessel und der das Sommersterben anzeigenden Herbstzeitlose. Trendafili pflückte aus allen diesen Herbstblumen einen prächtigen Strauss, wobei ihr der Baron galant und ritterlich half. Der Aufstieg auf die 1500 Meter hohe Tschafa te Sors war der mühevollste, den beide Freunde auf ihrer bisherigen Gebirgswanderung zu bewältigen hatten, denn Schluchten und Klüfte, über deren gähnenden Tiefen oft nur ein wackeliger Baumstamm die Stelle eines Steges vertrat, durchzogen das Bergmassiv in seiner ganzen Länge und Breite, abwechselnd mit geröllbedeckten, sehr steilen Hängen, auf denen es viele grosse erratische Felsblöcke zu umgehen gab, welche chaotisch verstreut da und dort aus diesen abschüssi-

gen Schutthalden ragten. Umso lohnender war der Ausblick, der sich vom Kamme hinunter ins Schalaland darbot. Meilenweit übersah man das breite Flusstal des sich nach Süden schlängelnden Schalaflusses mit zahlreichen, am rechten und linken Flussufer gelegenen winzigen Dörfern, von denen allen der Schala die Namen nannte; von den südlichen Breguljunit, Lobtschi, Marknikaj, Cukaj, Papnikaj und Dakaj, von den nördlichen Gimaj, Kapre und Letschaj am rechten und Lekaj und Nrejaj am linken Ufer des Flusses. Zwischen Lekaj und Nrejaj blinkten die weissen Häuser Nerlumzas. Nördlich von diesem, wo sich die beiden Quellbäche des Schalaflusses zu einem einzigen Flusse vereinen, führt eine Holzbrücke zur Ortschaft Letschaj hinüber. Noch genussvoller als der Ausblick ins Tal war jedoch das Panorama auf die dasselbe im Norden umschliessenden Berge: die Sorra Bogavet, Maja Mibog, Tschafa Schtegut und Tschafa Deschvet, welche die noch imposanteren, mehr als 2000 Meter hohen Wände der Maja Kutsche und Maja Koznit um ein sehr beträchtliches überragen; auf diesen soll es, wie der Schala versicherte, sehr viele Gensen geben, während die sich südöstlich von ihnen erhebenden Bergzüge Maja Drenit und Maja Scheschit in der nächsten Nähe Nerlumzas nur den Ruf als die besten Bärenreviere des Schalalandes geniessen.

„Wenn wir rüstig ausgreifen, können wir in längstens vier Stunden, also noch vor Eintritt der Dunkelheit, in Nerlumza eintreffen!“ sagte der Schala. „Es wäre dies insofern sehr günstig für uns, da ich in solchem Falle heute noch mit Gjergji Gazmendshem über die geplante Bärenjagd sprechen könnte.“

„Du hast Recht,” sagte Friedeck. „Wir wollen daher tüchtig ausschreiten! Wer ist übrigens jener Gjergji Gazmendshem, welchen Du nanntest?”

„Unseres Schalastammes berühmtester Bärenjäger, der heuer im Februar seinen siebenundsiebzigsten Bären erlegte,” versetzte der Schala. „Er hat mit dem Bairaktar und unseren Kriegern nicht ins Feld ziehen können, da er auf der letzten Bärenjagd seinen rechten Fuss eingebüsst hat und seither einen hölzernen Stelzfuss trägt. Auch sein rechter Arm wurde ihm auf einer früheren Bärenjagd zweimal gebrochen und sein Gesicht ist durch Tatzenhiebe von Bären derart entstellt, dass es eine einzige grosse Narbe bildet. Seine Lippen, Nase und Ohren sind gänzlich zerfetzt und die Sehkraft seines linken Auges beinahe bis zur Blindheit geschwächt.”

„Der Bekanntschaft dieses Herrn Kollegen in Huberto sehe ich schon mit der allergrössten Neugier entgegen!” äusserte sich der Baron und gab sich dabei den Anschein der rosigsten Laune; innerlich aber bereute er schon, dem Wunsche nach einer Bärenjagd hierzulande jemals Ausdruck gegeben zu haben, denn bei der Personsbeschreibung des berühmtesten Bärenjägers der Schalas hatte er ebenso, wie am vorhergegangenen Tage in Ura Vischit bei den Bärenjagdschilderungen Gjinitz und Njonitz, wieder einen leichten Schauer seinen Körper überrieseln gefühlt.

Fast im Laufschrille ging es bergab, denn hier führten keine Geröllhalden wie am Westabhänge, sondern blumige Alpenmatten zur Talsohle nieder. Nerluma war infolgedessen in dem vom Schala berechneten Zeitaufwande wirklich erreicht, und Friedeck

und der Baron fanden dort mit den drei Geschwistern und Mhillitt nach einer schon vorher getroffenen Abmachung Unterkunft im Hause eines Bruders des Beschtaner Dorfältesten.

Trendafili eilte zu ihrem Grosssohn voraus, um ihm zu melden, dass er Gäste bekomme, und wie sie ihm dieselben geschildert und ans Herz gelegt haben mochte, liess sich aus dem begeisterten Empfang entnehmen, welcher den Ankömmlingen durch die Hausbewohner bereitet wurde. Der Schala war inzwischen um den Bärenjäger gegangen und kehrte alsbald in dessen Begleitung zurück. Seine Schilderung desselben war nicht übertrieben gewesen; Gjergji Gazmendshem war in der Tat eine von den Bären schrecklich zugerichtete Jammergestalt, allein aus seinem noch gesunden rechten Auge flammten immer noch ungebrochener Wagemut und feurige Jagdlust, als er sich dem Baron, den man ihm als den Anwarter auf eine Bärendecke bezeichnet hatte, zuwandte und zu ihm sagte:

„Zu guter Stunde bist Du gekommen, Herr, um bei uns auf Bären zu jagen, denn ihrer drei habe ich erst gestern in der nächsten Umgegend bestätigt. Eines von den drei Stücken muss, nach seiner Fährte zu schliessen, ein alter, gewaltiger Hauptbär sein, das zweite ein etwa sieben Monate zählender Jungbär, den eine Bärin heuer im Jänner oder Februar setzte, und das dritte Stück ist zweifellos eine Mittelbärin von drei bis sechs Jahren, wie ich aus ihren schmälern Hintertatzenfährten untrüglich erkannte. Auch ihre Lager sind mir bekannt; sie dort aber aufzusuchen und nach landesüblicher Art durch Aus-

räucherung zum Verlassen derselben zu zwingen, halte ich um die jetzige Jahreszeit nicht für erfolgreich, denn im September schweifen die Bären noch unstät in den Bergen umher und besuchen besonders die Almen, auf denen wir derzeit noch unsere Schafherden haben, gewöhnlich zur nächtlicher Zeit, mitunter aber auch am hellichten Tage. Ich bringe daher folgende Jagdart in Vorschlag: Du kaufst ein Mutterschaf und sein Junges; beide setzen wir auf einer unserer Bergalmen aus, jedes Stück an einen Pfahl angebunden, jedoch ziemlich weit auseinander, damit das eine nach dem anderen ruft und von ihm Antwort erhält. Dieses Blöcken der Schafe lockt bestimmt die Bären herbei. Bei dem Mutterschafe wirst Du mit mir, dem Boten des Bairaktars und dem Hoti den Ansitz beziehen, beim jungen Lamme Dein Freund mit den beiden Enkeln des Beschtaner Dorfältesten. Wir begeben uns morgen vor Tagesanbruch zu unseren Ständen, harren auf ihnen den ganzen Tag aus und bleiben auch die Nacht über dort, falls sich die Bären unterm Tags aus den Bergwäldern nicht hervorwagen sollten. Zur Nachtzeit kommen sie aber ganz sicher und es schiessen dann wahrscheinlich beide Teile auf sie, Du sowohl, wie Dein Freund!"

Der Baron erklärte sich mit dieser Jagdanordnung, die er auch seinerseits als vielversprechend bezeichnete, vollständig einverstanden und händigte dem Bärenjäger gleichzeitig einen grösseren Geldbetrag ein, um ein Mutterschaf mit seinem Jungen zu kaufen, worauf sich Gjergji Gazmendshem mit stolzem Grusse entfernte. Die ganze Nacht konnte jedoch der Baron vor Jagdaufregung nicht schlafen und der däm-

mernde Morgen, an welchem Gjergji Gazmendshem zur Abholung pünktlich erschien, fand ihn immer noch wachend auf seinem Lager.

Mit langen albanischen Vorderladern bewaffnet zogen unsere beiden Freunde mit den fünf Albanern zur Bärenjagd aus; ein kleiner Bursche führte hinter ihnen die beiden gekauften Lämmer an einem Stricke. Die Sonne hatte sich eben erst im fernen Osten erhoben; um einzelne Bergspitzen wogten noch bleigraue Nebelschwaden, die erst allmählich zu zerflattern begannen, und hoch in den Lüften zog, nach Beute ausspähend, bereits ein Adlerpaar seine Kreise. Bachaufwärts dem felsigen Bette eines Wildbaches folgend, der auf der Maja Drenit entspringt und zwischen Nerlunza und Gimaj in den Schalafluss mündet, wanderte man den dichten Bergwäldern zu, welche die Maja Drenit in ihren tieferen Lagen wie ein breiter Gürtel umschlingen, nach oben zu immer schütterer werden und ganz oben schliesslich gänzlich aufhören, wodurch sich die Kuppe der Maja Drenit als ein völlig nackter Berghöcker darstellt, auf welchem eine einzige unbewohnte Sennhütte steht, eine Ksolla, wie die Albaner ihre Almbehausungen nennen. Diese Sennhütte war als das Endziel der ganzen Wanderung ausersehen, denn vor und hinter ihr sollten das Mutterschaf und sein Junges, an Pflöcken angebunden, ausgesetzt werden. Ehe man die Hütte erreichte, musste man in jener Region, in welcher der Bergwald schon lichter und spärlicher wird, einmal das Bett des Wildbaches übersetzen, das dort einige schlammige Pfützen bildet, bei deren einer Gazmendshem einen Augenblick stehen blieb und, in-

dem er mit der Hand auf sie zeigte, zum Baron und zu Friedeck sagte:

„Hier könnt Ihr die Fährten des alten Hauptbären und der Mittelbärin im Schlamme deutlich abgedrückt sehen! Ihrer Frische nach zu urteilen ist es noch keinesfalls lange her, dass beide Stücke diese Stelle passierten, und ihrer Richtung nach sehen wir, dass sie von der Ksolla herab in den Bergwald und nicht aus diesem hinauf zur Hütte gegangen sind, was uns nur angenehm sein kann, denn wir können in diesem Falle beide Bären unmöglich vergrämen und ausserdem unsere Stände in aller Musse herrichten.“

Friedeck und der Baron betrachteten voll Interesse die frischen Bärenfährten im Schlamme; aus Kunstabdrücken, die sie im Pavillon Ungarns der Wiener Jagdausstellung zu sehen Gelegenheit gehabt hatten, waren ihnen Bärenfährten wohl schon bekannt, aber in freier Wildbahn boten sie sich ihren Augen zum erstenmal dar. Von den Fusstapfen eines barfüssigen Menschen unterschieden sie sich nur durch die spitzi-gen Klauenabdrücke und untereinander bloss insoferne, als jene der Bärin bedeutend schwächer und schmaler waren als jene des Bären.

Bei der Ksolla auf der Bergkuppe angelangt, bestimmte Gazmendshem vor allem die Orte, wo die beiden Lämmer an Pflöcken angehängt wurden, und ging dann mit den übrigen vier Albanern ans Werk, in Büchschenschussweite von dem einen wie von dem anderen Lamme aus zusammengetragenen Felsstücken und Baumästen, abgeschnittenen frischen Föhrenzweigen, ausgerafftem Grase und zusammengescharr-

tem durren Laube gut verblendete Ansitzplätze zu schaffen, die man hierauf voll froher Hoffnung bezog.

Stunde um Stunde verrann; es wurde Mittag und die Jäger nahmen einen mitgeführten Imbiss zu sich; auch Abend begann es zu werden, ohne dass sich ein Bär auf der Bildfläche zeigte, trotzdem die Lämmer in einem fort blöckten; endlich fingen die ersten Sternlein am Himmelszelte zu flimmern und schimmern an und um präzise 6 Uhr und 2 Minuten (der Baron konstatierte es nach seinem Chronometer genau) stieg auch die blasse Mondscheibe über die Berge empor, ihren Silberschein über die Landschaft ausstreuend.

Gazmendshem rieb sich vergnügt lächelnd die Hände und flüsterte leise:

„Jetzt ist es die richtige Zeit! Jetzt dauert es nicht mehr lange!“

Da es die Nacht vom 2. auf den 3. September war, fehlten wohl noch zwei Tage auf Vollmond; dennoch verbreitete die holde Luna schon so reichliches Licht, dass die Jäger jeden Strauch und jeden Stein auf dem weiten freien Ausschussplatze deutlich ausnehmen konnten; besonders die weissen Lämmer hoben sich haarscharf vom dunklen waldigen Hintergrunde und vom grauen Nachthimmel ab.

Auf einmal vernahm man im Bergwalde ein Knacken und Brechen, wie wenn etwas Plumpes, Schwerfälliges, auf dürre Aeste am Boden tritt, und das Knacken und Brechen kam immer näher.

„Harascha!“ raunte Gazmendshem dem Baron gelassen ins Ohr.

„Der Bär!“ übersetzte der Hoti.

Dem Baron schlug das Herz zum Zerspringen. Das Lamm mochte das Nahen seines Verhängnisses ahnen, denn es begann herzzerreissend zu schreien, indem es zugleich in tollen Sätzen um seinen Pflock herumjagte. Da kam auch schon, dem Heranrollen einer grossen schwarzen Kugel vergleichbar, etwas Unförmliches, Riesenhaftes, aus dem Walde heraus und bewegte sich auf das sich wie wahnsinnig geberdende Lamm zu. Der Baron zog sein Gewehr an die Wange und zielte, Gazmendshem drückte ihm aber den Ge- wehrlauf sanft nieder.

„Noch nicht schiessen, denn auch das zweite Stück ist im Anzug begriffen!“ erklärte der Hoti, und wirklich liess sich im Walde das gleiche Geräusch wie früher vernehmen, nur weiter, den anderen Jägern viel näher.

„Lasse Deinen Freund früher schiessen,“ sagte Gazmendshem zum Baron. „Schössest Du jetzt, so könnte uns der zweite Bär noch entgehen.“

Fünf bange Minuten wartete der Baron voll Ungeduld und Erregung; da donnerte drüben ein Schuss durch die Stille der Nacht, dem ein schreckliches Aufbrüllen folgte.

„Getroffen! Jetzt Du!“ kommandierte Gazmendshem leise, und der Baron liess sich dies nicht noch ein zweitesmal sagen. Er hielt genau auf den Schädel des Bären hin, der das Lamm durch einen wuchtigen Prankenhieb inzwischen stumm gemacht hatte und schon mit dem Risse seines Opfers beschäftigt war, jedoch auf den unfernen Schuss und das Gebrüll seines Artgenossen eine Weile argwöhnisch stutzte und ein zorniges Brummen ausstiess. Diesen Augenblick

machte der Baron sich zunutze, um die Kugel aus dem Rohre fliegen zu lassen, worauf sich das Unmuthbrummen des Bären ebenfalls in ein lautes Brüllen verwandelte, das sicherste Zeichen, dass auch des Barons Kugel gut sass, da ein nicht getroffener Bär einen Fehlschuss niemals brüllend, sondern nur brummend quittiert.

Drüben krachten noch zwei Schüsse hintereinander, denen auch auf den Bären des Barons aus den Büchsen Gazmendshems und des Schalakriegers noch zwei weitere folgten, denn diese beiden Albaner hatten sofort nach dem Schusse des Barons die Ansitzstelle verlassen und waren mit ihren Gewehren zu dem sich auf der Erde wälzenden Bären geeilt, der noch im Todeskampfe mit den Tatzen so grimmig um sich schlug, dass er den Boden rings um sich aufriss und grosse Erdklumpen, Moosfetzen und Steine weit um sich herumschleuderte.

Von der anderen Seite der Hütte kam Njonit herübergelaufen.

„Habt Ihr den Euern?“ rief er bereits von weitem.
„Der unsere liegt!“

„Der unsere auch!“ tönte es freudig zurück; dann setzten die Albanesen mitgenommene Fackeln in Brand und beleuchteten mit ihnen die Bärenstrecken. Dem Doktor war es beschieden gewesen, den Hauptbären zu erlegen; der Baron hatte die Bärin zur Strecke gebracht. Obwohl der Hauptbär ein schon recht alter Gesell war, was sich aus seinem sehr schadhafte, stark abgenützten Gebisse unschwer erkennen liess, besass er doch nicht die Grösse der Hauptbären Ungarns und Russlands und lieferte hiedurch den besten

Beweis für die Richtigkeit der von Ekrem Bey Vlora aufgestellten Behauptung, Albaniens Bärenschlag sei ein wesentlich kleinerer als die Bärenrassen Ungarns und Russlands.

Die Albaner improvisierten hierauf aus Baumästen eine Art Schlitten, auf dem sie beide Bären zu Tale schleiften; auch die Ueberreste des angefressenen Mutterschafes legte man zu der Beute, während das junge Lamm mit dem kleinen Burschen hinterherlief. Nach der ausgestandenen Todesangst erfreute es sich übrigens auch nur wenige Stunden länger als seine ihm im Tode vorangegangene Mutter des Lebens, da es am nächsten Tage geschlachtet wurde, um mit den Ueberresten des Mutterschafes den Braten für eine festliche Jägermahlzeit zu liefern, durch welche der grosse Jagderfolg unter allgemeinem Jubel gefeiert wurde.

Und nach diesem fröhlichen Jägermahle ging es wieder ans Scheiden, ans Abschiednehmen sowohl von Trendafili, Gjinit und Njonit, die den Heimweg nach Ura Vischit antraten, als auch von den Hausleuten in Nerlumza und von Gazmendshem, dem vortrefflichen Bärenjäger; ihnen allen erwiesen sich der Doktor und der Baron durch reichliche Geldgeschenke erkenntlich. Nur der Schalakrieger, den der Bairaktar des Schalastammes den beiden Freunden in Beschtan als Begleiter gegeben hatte, blieb dies noch weiter bis zur Grenze des Schalalandes bei Pülaj, wo das Gebiet des Schoschistammes beginnt. Dort übergab er, ebenfalls reichlich beschenkt, die bisher seiner Führung anvertraut gewesenen Fremden einem Manne aus dem Stamme der Schoschi, der ihnen noch ein

weites Stück über den Drin, durch die Landschaft Dukagjin und die Gebirge Leja und Mali Barz den Wegweiser machte und sich von ihnen erst am Gjadri-fluss trennte. Bis zu diesem hatten die Freunde mit ihrem treuen Hoti in anstrengenden Tag- und Nachtmärschen drei Tage und drei Nächte gebraucht und betraten somit am Morgen des 7. September, nachdem sie den Uebergang über den Gjadrifluss bei der alten Burgruine Kaftali durch eine Furt bewerkstelligt hatten, den Boden der berühmten Merdita, das Land der Mirditen, deren Bairaktar Prenk Bib Doda, der ehemalige albanische Thronprätendent, in einer Felsenburg bei Oroschi residirt. Friedeck nahm Abstand davon, die Gastfreundschaft dieses Mirditenhäuptlings in Anspruch zu nehmen, denn Oroschi wäre vom Wege, den er nach der albanischen Küste zu nehmen gedachte, viel zu entlegen gewesen, weshalb er sich auch entschloss, lieber in Nanschati, der bischöflichen Residenz des katholischen Suffraganbischofs von Sappa, Unterkunft zu erbitten, im voraus davon überzeugt, nicht vergebens dort anzuklopfen.

Er sah sich auch in dieser Annahme durchaus nicht enttäuscht, denn der bischöfliche Zeremoniär, ein freundlicher Franziskaner, der den gerade abwesenden Bischof Monsignore Colezzi vertrat, nahm beide Freunde auf das liebe reichste auf, erwies ihnen alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten und bat sie, über das ganze bischöfliche Haus zu verfügen. Aber noch grösseren Dank als für die erwiesene Gastfreundschaft schuldeten Friedeck und der Baron dem lebenswürdigen geistlichen Herrn für die wertvollen Ratschläge, die er ihnen bezüglich ihres Weiterwan-

derns erteilte, und ganz besonders dafür, dass er ihnen eine neue Route an die Meeresküste einzuschlagen empfahl, nachdem er die von Friedeck ins Auge gefasste für nicht mehr ratsam erklärte.

„Ihre Ansicht, Herr Doktor,” sagte er nämlich, „über Alessio den Hafen von San Giovanni di Medua zu erreichen und dort eine Segelbarke zu mieten, hätte sich vielleicht noch vor einigen Tagen ganz gut ausführen lassen, aber heute ist dies schwerlich mehr möglich, denn wir haben Nachricht erhalten, dass serbische Truppen von Skutari her schon im Anmarsche auf San Giovanni di Medua sind, das sie unterdessen möglicherweise sogar schon besetzten. Aber Bregu, Gursi und Schlinza, die drei kleinen Küstenorte am Meere zwischen San Giovanni di Medua und der Rhede Rodoni, können Sie ganz gefahrlos erreichen, auch wenn sich San Giovanni di Medua schon in den Händen der Serben befände, denn in das dortige Sumpf- und Brackwassergebiet, durch das man sich nur mit einem ortskundigen Führer bis ans Meer wagen kann, trauen sich die Serben nicht mehr hinein, seit dort im letzten Balkankriege ganze Abteilungen von ihnen spurlos verschwunden sind — bis zum letzten Manne in den Sümpfen versunken! Zu einem guten verlässlichen Führer durch dieses gefährliche Sumpfland kann ich Ihnen aber verhelfen! Mein Amtsbruder, der Zeremoniär des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Alessio in Kalmeti, wird Ihnen einen solchen verschaffen; ich gebe Ihnen zu diesem Behufe an das bischöfliche Sekretariat in Kalmeti einen Empfehlungsbrief mit.”

Mit wärmsten Danke machten Friedeck und der Baron von diesem Anerbieten Gebrauch und entschlossen sich, noch am selben Tage mit dem ihnen ausgefertigten Empfehlungsschreiben über Fischta und Troschani nach Kalmeti zu wandern, wo sie abends anlangten. Ihre dortige Aufnahme war eine ebenso zuvorkommende wie in Nanschati, und in der Bischofsresidenz zu Kalmeti erging es ihnen nicht minder gut, wie in jener des Kirchenfürsten von Sappa. Auch der Zeremoniär des Bischofs von Alessio sorgte in der umsichtigsten Weise für ihre Bewirtung und Unterkunft, und am nächsten Morgen, Dienstag den 8. September, dem Feiertage Mariä Geburt, weckte sie noch vor Sonnenaufgang der Führer, der für sie requiriert worden war, ein Gärtner in Diensten des Bischofs, welcher dem Doktor einige Abschiedszeilen des bischöflichen Zeremoniärs und nebstdem noch ein kleines Paket übergab.

„Ich wünsche den Herren noch eine recht glückliche Heimkehr,“ hiess es in dem Billet, „und überlasse Ihnen zugleich einen Gegenstand, der Ihnen auf Ihrer Barkenfahrt auf dem Meere vielleicht von Nutzen sein kann: eine schwarz-gelbe Fahne, die sich im bischöflichen Hausrate vorfand! Hissen Sie dieselbe als Erkennungszeichen für die längs unserer albanischen Küste kreuzenden Kriegsschiffe Ihrer Flotte auf dem Segelmast Ihrer Barke! Der Allmächtige nehme Sie in seinen göttlichen Schutz!“

„Ja, Du sollst flattern auf unserem Fahrzeug, Du geliebte schwarz-gelbe Fahne!“ sagte der Doktor, die Fahne, nachdem er sie angesehen hatte, wieder zu einem Bündel zusammenlegend. „Unter Deinem Zeichen

vertrauen wir uns den Wogen unserer herrlichen Adrian, die uns in die teure Heimat zurückführen soll und zurückführen wird, denn wo Du wehst, da ist ja auch immer der Sieg!"

Als hierauf beide Freunde mit dem Hoti und ihrem Führer die Residenz des Bischofs von Alessio in Kalmeti verliessen, trug ihnen der Wind aus südlicher Richtung, wo die Stadt Alessio, der Sterbe- und Begräbnisort des grossen albanesischen Nationalhelden Skanderbeg, lag, das Geknatter von Gewehrschüssen zu.

„Sollten die Serben vielleicht schon in Alessio sein?" fragte der Doktor besorgt.

Der bischöfliche Gärtner schüttelte verneinend den Kopf.

„Noch nicht!" antwortete er. „Es wird nur zur Feier des heutigen Marientages, wie an allen kirchlichen Feiertagen, geschossen, wie es ja bei uns Albanesen überhaupt bei allen besonderen Anlässen des menschlichen Lebens, bei Geburten, Verlobungen, Heiraten, Kindstauen und Begräbnissen, ohne Schiessen nicht abgeht! Im mohammedanischen Mittelalbanien veranstaltet man sogar bei Mondesfinsternissen ein heftiges Gewehrfeuer gegen den verdunkelten Mond, da es dort heisst, der Teufel wolle sich diese köstliche Gottesgabe aneignen. Zu gleicher Zeit hat der Muezzim vom Minarett der Moschee zu Allah zu beten, dass er den nach dem Besitze des Mondes lüsternen Teufel verjage, und ist die Mondesfinsternis glücklich vorüber, so sagt man sich triumphierend, Schiessen und Beten habe den Teufel beim versuchten Raube des Mondes glücklich vertrieben."

„Naive Gemüter!“ lachte der Doktor.

Die von Kalmeti nach Alessio führende Strasse rechter Hand liegen lassend, schlug man das über die 1125 Meter hohe Maja Vels nach Osten laufende Gebirgssträsschen ein, das über das hoch in den Bergen gelegene Kirchdörfchen Velje nach Krüezege und zum Kloster Rubigu führt, wo sich die Wanderer bei den frommen Klosterbrüdern an einem ausgiebigen Imbisse labten und hierauf ihren Marsch in die Landschaft Bulgjeri fortsetzten, in der sie bei Berzana an den Matifluss kamen. Von Berzana aus verfolgten sie einen Pfad, der über das Kirchdorf Miljoti, immer den Matis entlang, nach Gursi und Bregu führt, einen Weg zwischen grundlosen Sümpfen zur Rechten und Linken, von welchem ein Abirren in den sicheren Tod führen muss. Bregu erreichten sie knapp vor Anbruch der Nacht und übernachteten dort im Hause eines dem Gärtner bekannten Fischers, aus dessen Munde Friede zu seiner grossen Freude erfuhr, dass man längs der montenegrinischen und albanesischen Küste täglich österreichische Kriegsschiffe kreuzen sehe, französische aber schon ziemlich lange nicht mehr, da selbe aus Angst vor den österreichischen Unterseebooten sämtlich in die Strasse von Otranto zurückgedampft waren. Am nächsten Morgen wurde man mit dem Fischer auch über den Ankauf eines seiner Segelboote ohne langes Hin- und Herfeilschen handeleins, und um 10 Uhr vormittags stachen unsere Flüchtlinge mit ihrem eigenen Fahrzeuge in die von einem leichten Maestro gekräuselte See; am Maste ihres Segels flatterte stolz die schwarz-gelbe Fahne!

Um durch allfälliges feindliches Gewehrfeuer von der Küste aus nicht gefährdet zu sein, segelte man zuerst einige Knoten hinaus ins offene Meer und nahm dann erst den Kurs gegen Norden. Der Hoti, der sich als Anrainer des Skutarisees aufs Segeln vortrefflich verstand, bediente das Segel, Friedeck lenkte das Steuer und der Baron hielt scharfen Auslug über die See. Etwa eine Stunde verstrich; man hatte die albanische Küste bereits hinter sich und fuhr schon am montenegrinischen Littorale entlang, ungefähr der montenegrinischen Stadt Dulcigno und dem sich hinter dieser entlangziehenden Höhenzuge Muschur gegenüber, als sich den Lippen des Barons plötzlich ein freudiger Aufschrei entrang; an einer eben noch von keinem Schiffe befahrenen Meeresstelle war mit einem Male ein solches aus den Fluten emporgetaucht, ein jäh an die Oberfläche gestiegenes Unterseeboot, das man an seiner rot-weiss-roten Kriegsflagge sofort als ein solches der österreichischen Kriegsmarine erkannte. Man sah, wie der Kommandant desselben auf der kleinen Kommandobrücke Befehle erteilte; wie hierauf ein Boot mit einem Schiffsoffizier und einigen unserer wackeren Blaujacken ausgesetzt wurde, das in kräftigen Ruderschlägen an den Segler herankam; und alle weiteren Begebenheiten spielten sich in solcher Geschwindigkeit ab, dass sich Friedeck, der Baron und der Hoti binnen wenigen Minuten an Bord des Unterseebootes befanden, welches ihre Segelbarke ins Schlepptau nahm. Nachdem sich der Doktor und der Baron dem Kommandanten vorgestellt hatten, gings ans Erzählen, das ein langes und breites wurde, denn Friedeck hatte nicht bloss über ihre Internierung in

Montenegro und ihre nachherige Flucht durch Albanien zu berichten, sondern auch über ihre noch früheren Erlebnisse mit dem der Spionage überwiesenen italienischen Ehepaare. Als er in seinen Mitteilungen zu diesem Punkte gelangte, zog er sein Notizbuch hervor und schlug eine Seite desselben auf, die er dem Kommandanten des Unterseebootes, einem Linienschiffsleutnant, zeigte.

„Erkennen Sie, Herr Linienschiffsleutnant, das hier von mir skizzierte Periskop, das ich auf der Bootfahrt nach Torcola flüchtig aufs Papier warf, als ein italienisches?“ fragte er sichtlich gespannt.

Ein einziger Blick auf die Zeichnung genügte dem Offizier, um ohne Besinnen zu sagen:

„Gewiss! Ein Zweifel ist ausgeschlossen, denn Ihre Skizze zeigt deutlich die den Periskopen der italienischen Tauchboote eigentümliche Form des oberen Endes der Röhre, die von der Gestalt der unseren wesentlich abweicht.“

„Also ein voller Beweis für die Treulosigkeit Italiens uns gegenüber!“ konstatierte der Doktor, indem er sein Notizbuch wieder einsteckte.

„Wir von der Flotte ahnen sie längst!“ gab der Linienschiffsleutnant lächelnd zur Antwort. „Nur unsere Herren Diplomaten sind dies hinsichtlich noch immer mit Blindheit geschlagen; aber je eher die Stunde schlägt, wo wir mit den falschen Welschen gründlich abrechnen können, desto besser für uns und unsere schlagfertige, nach einem zweiten Lissa dürstende Flotte!“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht,“ versicherte Friedeck und richtete hierauf an den Tauchbootkommandanten

die Bitte, ihn über die wichtigsten Kriegsereignisse und politischen Begebenheiten der letzten Zeit, in der er mit seinem Freunde ohne alle Nachrichten war, unterrichten zu wollen.

„Es hat in dieser verhältnismässig kurzen Zeit an grossen, glänzenden Siegen für uns und das mit uns verbündete Deutsche Reich nicht gefehlt!“ erwiderte dieser. „Am 14. August wurden die Serben von den Unsrigen bei Schabatz vernichtend geschlagen und Schabatz erobert, wobei sich unser Erzherzog Joseph den Heldenlorbeer erwarb; am 20. August schlug der bayrische Kronprinz die Franzosen im Wasgenwalde bei Metz und das erste deutsche Armee-korps im Osten ein Russenheer bei Gumbinnen, wobei die Deutschen 8000 Gefangene machten; am 22. August nahm der deutsche Kronprinz die französische Festung Longwy; bei Krasnik und Zamosc endeten unsere vom 20. August bis in die ersten Septembertage währenden militärischen Operationen unter den Generälen Dankl und Auffenberg mit einer vollständigen Niederlage der Russen, von welchen 30.000 gefangen wurden; am 30. August vernichtete Hindenburg nach dreitägiger Schlacht die ganze russische Narewarmee bei Tannenberg und im Gebiete der Masurischen Seen, wo über 90.000 Russen in die Gefangenschaft der Deutschen gerieten und an Beute über 500 Geschütze eingebracht wurden; am 2. September besiegte unsere Südarmee die Montenegriner bei Boletza und vor drei Tagen, am 6. September, schlugen wir bei Mitrowitza die serbische Timok-Division vernichtend aufs Haupt und nahmen ihr 4000 Gefangene ab. Auch unserer Kriegsmarine waren schon schöne Erfolge beschieden; am

8. August beschoss unser Kreuzer „Szigetvár“, auf dem sich bekanntlich Essad Pascha nach seinem misslungenen Putschversuche gegen den Fürsten von Wied am 19. Mai in Gewahrsam befand, ehe er auf dem italienischen Dampfer „Bengasi“ nach Brindisi ins Exil fuhr, die montenegrinische Küste bei Antivari und zerstörte die dortige Funkentelegraphenstation, wodurch der Verbindung Montenegros mit der Aussenwelt ein rationelles Ende bereitet wurde; am 10. August verhängten unsere Seestreitkräfte die tatsächliche Sperrung des ganzen montenegrinischen Littorales bis zur Bojanamündung; und am 16. August verursachten unser alter Kreuzer „Zenta“ und unser Torpedozerstörer „Ulan“ in Ausübung ihres Blockadedienstes der aus 16 Linienschiffen bestehenden ganzen französischen Mittelmeerflotte vor Antivari an vier grossen Kampfschiffen so schwere Schäden, dass alle vier sofort ausser Gefecht gesetzt werden mussten. Wir hatten hierbei allerdings auch einen Verlust zu verzeichnen, indem die alte „Zenta“, die bis zum Untersinken ein wirksames Feuer gegen die feindlichen Einheiten unterhielt, ihren Untergang fand. Allein um die mit den Wellen kämpfende, dem Ertrinkungstode preisgegebene Mannschaft der „Zenta“ kümmerten sich die französischen Kriegsschiffe nicht im geringsten, sondern fuhren nach ihrem unrühmlichen Siege mit Volldampf nach Süden davon. Die Montenegriner beschämten damals die sogenannte grosse Kulturnation und retteten in Booten, was von den Unsrigen noch aus den Fluten zu retten war, ein Werk der Humanität, das wir dem kleinen Bergvolke niemals vergessen dürfen.“

„Eine Schändlichkeit der Franzosen, die ich ihnen wirklich nicht zugetraut hätte!“ sagte Friedeck empört, während der Linienschiffsleutnant fortfuhr:

„Und von den politischen Ereignissen, die sich in den letzten Wochen abgespielt haben, wären vor allem fünf neue Kriegserklärungen zu verzeichnen: die Kriegserklärung Montenegros an Deutschland vom 11. August; die am 13. August an uns gerichteten Kriegserklärungen Frankreichs und Englands und die am 25. August erfolgten Kriegserklärungen Japans an Deutschland und uns. Im erfreulichen Gegensatze zu dieser sich immer mehr vergrößernden Anzahl unserer Feinde ist von Bulgarien am 12. August ein Verlangen Russlands, an der Seite Serbiens gegen uns in den Krieg einzutreten, kurzweg abgelehnt worden. Ausser diesen sechs politischen Ereignissen von Bedeutung dürfte speziell Sie, Herr Doktor, und den Herrn Baron, da Sie Albanien ja erst heute verlassen haben, noch ein siebentes Ereignis, obgleich es entschieden kein welterschütterndes ist, gewiss sehr interessieren; ich habe es selbst erst heute aus einem vom 5. September datierten Zeitungsblatte erfahren, das mir morgens in Cattaro vor unserer Ausfahrt aus der Bocche an Bord gebracht wurde.“

Er zog bei diesen Worten eine Zeitung aus seinem Rocke und reichte sie Friedeck, indem er ihn zugleich auf die betreffende Stelle aufmerksam machte. Friedeck vertiefte sich sofort neugierig in deren Lektüre, wobei ihm der Baron über die Schulter sah und auf solche Art mitlas. Es stand dort folgendes unter den politischen Tagesneuigkeiten zu lesen:

„Samy Bey Vrioni, der Zeremonienmeister des Fürsten von Albanien, versendet aus Ancona nachstehende Proklamation des Fürsten an das albanesische Volk, die Fürst Wilhelm am 3. September in Durazzo erliess und sich noch am selben Tage nach Ancona einschiffte: Albaner! Als Eure Delegierten kamen, um mir die Krone Albaniens anzubieten, entsprach ich mit Vertrauen dem Rufe eines edlen und ritterlichen Volkes, das mich aufforderte, es bei dem Werke seiner nationalen Wiedergeburt zu unterstützen. Ich kam zu Euch, beseelt von dem glühenden Wunsche, Euch bei dieser patriotischen Aufgabe zu helfen. Ihr habt gesehen, dass ich von allem Anfange an alle meine Kräfte der Reorganisation des Landes weihte, von dem Bestreben geleitet, Euch eine gute Verwaltung und Gerechtigkeit für alle zu geben. Indes haben unglückliche Ereignisse unserem gemeinsamen Werke entgegen gearbeitet. Tatsächlich haben einige von Leidenschaft verblendete Geister die Tragweite der Reformen nicht verstanden und wollten einer im Entstehen begriffenen Regierung kein Vertrauen schenken. Ueberdies hat der Krieg, der soeben in Europa ausgebrochen ist, unsere Lage noch erschwert. Ich habe nun geglaubt, dass es, um das Werk, dem ich meine Kräfte und mein Leben widmen will, nicht unvollendet zu lassen, zweckdienlich wäre, wenn ich mich einige Zeit nach dem Westen begeben. Wisset aber, dass ich fern wie nah nur den Gedanken haben werde, für das Gedeihen unseres edlen und ritterlichen albanischen Vaterlandes tätig zu sein. Während meiner Abwesenheit wird die Internationale Kontrollkommission, das Organ Europas, das unser Vaterland geschaffen hat, die Regierung übernehmen.“

Mit einem Lächeln um die Lippen gab der junge Gelehrte das Zeitungsblatt dem Tauchbootkommandanten dankend zurück.

„So ist also der albanische Boden dem armen Schein- und Schattenfürsten Albaniens doch endlich zu heiss unter den Füßen geworden und hat ihn zur Landflucht getrieben!“ äusserte sich der Baron. „Wer ihm zu dieser riet, war nicht sein Freund, denn Albanien gerade in seiner jetzigen Zerfahrenheit zu verlassen, wirft kein gutes Licht auf den Fürsten! Statt ins Ausland zu flüchten, wäre es (so denke wenigstens ich!) seine heilige Pflicht gewesen, sich von Durazzo nach Skutari zu begeben, dort die katholischen Albanesen um seine Fahne zu scharen und als deutscher Fürst Bundesgenosse der Zentralmächte bei ihrer Bekämpfung der Serben und Montenegriner zu werden. Dass er alle Nordalbanesen hinter sich gehabt hätte, haben wir ja an der Stellungnahme Issa Bolletins und der Bairaktare selber gesehen. Es wundert mich ausserdem noch das Eine, dass seine Proklamation aus einer italienischen Stadt zur Versendung gelangte!“

„Gerade das wundert mich nicht,“ versetzte der Doktor. „Italien war ja für den jetzt landflüchtigen Fürsten immer ein Vorzugsland. Vergegenwärtige Dir nur folgende nicht wegzuleugnende Tatsachen aus der kaum siebenmonatigen Regierungszeit Wilhelms von Wied: Gab es im Konak irgend eine Sache von Wichtigkeit zu beraten, so berief der Fürst jedesmal zuerst den Gesandten Italiens, den Baron Aliotti, zu sich; unser Gesandter Herr von Löwenthal kam gewöhnlich erst nach ihm an die Reihe. Statteten Vereine aus Italien der Hauptstadt Albaniens einen Besuch ab, so

empfang sie der Fürst allemale persönlich, und als sich eines Tages sogar der Herzog der Abruzzen mit einer Torpedoflotte zum Besuche in Durazzo einstellte, donnerten ihm die auf dem Hügel Mali Durcit aufgestellten Kanonen italienischer Provenienz einen solennen Fürstensalut und Fürst Wilhelm heftete dem welschen Prinzen, dem grössten Feinde Oesterreich-Ungarns und grössten Kriegshetzer gegen uns, das Grosskreuz seines neugestifteten Ordens Skanderbegs an die Brust, zwei Auszeichnungen, die am Durresischen Hofe sonst Niemandem widerfuhren. Gab es aber Besuche aus Oesterreich, so war Fürst Wilhelm von Albanien für dieselben niemals zu sehen, so z. B. für die Wiener Universitätsprofessoren, die auf einer von ihnen unternommenen Adriareise auch dem Fürsten von Albanien in Durazzo ihre Aufwartung machen wollten. Trotzdem sie jedoch ihre Ankunft telegraphisch angezeigt hatten, gab es für sie seitens des Fürsten keinen Empfang, ein Affront und eine Demütigung, welche die Gelehrtenwelt Wiens dem Fürsten mit Recht heute noch nachträgt. Und als das österreichische Albanienkomitee heuer im April Durazzo besuchte, wurden nur Prinz und Prinzessin Liechtenstein, Graf und Gräfin Harrach, Graf Lütow und der Schriftführer Dr. Stein zu einer Hofafel im Konak geladen, während beim grossen Repräsentationsdiner auf dem Lloydampfer „Graz“ Fürst und Fürstin wieder unsichtbar blieben und sich nur durch den Zeremonienmeister Samy Bey Vrioni vertreten zu lassen geruhten, was die Mehrheit des österreichischen Albanienkomitees, dessen misera plebs, welche nicht für würdig befunden wurde, gleiche Luft wie die hohen

Fürstlichkeiten zu atmen, ebenfalls und sehr mit Recht irritierte. Allem dem setzte aber das Benehmen des Fürsten die Krone auf, als der Aufruhr in Albanien schon so weit gediehen war, dass die Aufständischen Durazzo belagerten und bereits mit einem eisernen Ringe umschlossen. Wo suchte damals der seines Lebens nicht mehr sichere Fürst seine Zuflucht? Etwa auf einem österreichischen Kriegsschiffe? Nein! Er wandte sich überhaupt nur an die Italiener um Schutz und der italienische Admiral Trifari gewährte ihm diesen auf der Jacht „Misurata“! Wenn nach dem Ende des jetzigen grossen Krieges der Frieden in Europa wieder Einkehr gehalten hat und Fürst Wilhelm dann den Zeitpunkt für gekommen erachtet, sich wieder auf das jetzt von ihm im Stiche gelassene Thrönchen zu setzen, möge man bei uns in Oesterreich-Ungarn alles dessen eingedenk sein. Als Privatmann ist Fürst Wilhelm zu Wied ein Ehrenmann durch und durch, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, untadelhaft in seinem ganzen Handel und Wandel; aber seine Rückkehr auf den albanischen Thron können wir in Oesterreich-Ungarn nimmermehr wünschen, da er sich auf demselben höchstwahrscheinlich wieder bestimmen liesse, den Italienern in allem gefügig zu sein und sich von ihnen wie bisher am Gängelbände führen zu lassen. Ein Albanien unter einem italienfreundlichen Fürsten zum Nachbar zu haben, ist aber mit den Interessen Oesterreich-Ungarns absolut nicht in Einklang zu bringen. Meine unmassgebliche Ansicht ist übrigens die, dass Nord- und Mittelalbanien unserer Monarchie einverleibt werden sollten, ebenso wie das ganze montenegrinische Littorale, damit unsere Adriaküste von

Spizza bis zur Mündung der Vojuzza reicht. Auch der Lovtschen muss unser werden, durch welchen Cattaro mit der Bocche zu einem uneinnehmbaren Gibraltar der Adria werden wird, und aus Südalbanien und Valona müssen die Welschen für immer hinaus. Eher könnte Südalbanien an Griechenland fallen, nachdem seine Bevölkerung eine vorwiegend hellenische ist. Das kleine Griechenland als Anrainer und Nachbar am äussersten Ende der Adria, wo dieselbe bereits ins Jonische Meer übergeht, würde für uns niemals eine Gefahr bilden können. Ein dortiges Festsetzen der Italiener würde aber die Adria für uns in ein mare clausum verwandeln, in ein vom Mittelmeere abgeschlossenes Binnenmeer, auf dem unsere Schifffahrt für ewige Zeiten von der Gnade Italiens abhängen würde. Gebe Gott, dass bei den Friedensverhandlungen am grünen Tische unsere Diplomaten alles das durchsetzen können; dann ziehe ich respektvollst vor ihnen den Hut!"

Der Tauchbootkommandant drückte dem Doktor die Hand.

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, Herr Doktor," sagte er warm. „Nur eine Adria, wie Sie sich dieselbe vorstellen, und keine andere schwebt auch uns Offizieren der Flotte jederzeit vor! Und wir werden sie auch noch dereinst in der von Ihnen gedachten, von Italien ungeschmälerten Grösse besitzen — ein fester Glaube daran wohnt uns allen tief in den Herzen!"

Das Unterseeboot fuhr in schneller Oberwasserfahrt bereits an der dalmatinischen Heimatsküste vorüber. Die freundlichen Buchten von Spizza, Cajn und Popovajiva grüssten vom Festland herüber; Haj Nehaj, die

in Ruinen liegende alte Türkenfestung, von dräuendem Fels; Castellastua mit seinen ihm im Meere vorgelagerten kleinen Inseln Katitsch und Santa Domenica; das mauerumgürtete San Stefano mit der Planina von Paschtrovitschi im Hintergrunde und endlich, fast von allen Seiten vom Meere umspült und nur durch eine schmale Landzunge vom Festland getrennt, die alte Stadt Budua, das Buthoe der Alten, mit ihrem Kastell und ihrem von Felsentauben bewohnten Felsenriff gleichen Namens.

„Bald fahren wir in die Bocche di Cattaro ein!“ sagte der Kommandant, indem er die Uhr zog und einen Blick auf sie warf. „Bis dahin werde ich Ihnen, falls es Sie interessiert, die Einrichtungen unserer Unterseeboote erklären.“

Mit Freude nahmen beide Freunde das Anerbieten des Linienschiffsleutnants an, der es, während sie das ganze Boot in Augenschein nahmen, hierbei an interessanten Erläuterungen nicht fehlen liess.

„Vor allem muss ich die Herren aufmerksam machen,“ begann er, „dass es ursprünglich ganz unrichtig war, wenn man für das Unterseeboot auch die Bezeichnung Tauchboot gebrauchte, denn zwischen beiden herrschte ehemals ein bedeutender Unterschied. Die Unterseeboote waren lediglich darauf berechnet, immer unter dem Wasser zu fahren, die Tauchboote aber zumeist ober dem Wasser, um nur zeitweilig unterzutauchen. Daher besaßen beide früher auch ganz verschiedene Bauart, nämlich das Unterseeboot zigarrenähnliche Form, das Tauchboot hingegen eine Gestalt, die den anderen Schiffskörpern glich. Auch die Displacements bei Oberwasser- und Unterwasser-

fahrt waren durchaus nicht die gleichen, sondern bei den Tauchbooten wesentlich grösser. Als man dann bei den fortschreitenden Verbesserungen der Unterseeboote deren Mängel allmählich soweit behob, dass alle Vorzüge der praktischeren Tauchboote auf sie übergegangen waren, durfte man für jedes Unterwasserfahrzeug fortan ebenso die Bezeichnung Unterseeboot wie Tauchboot gebrauchen und heute obwaltet zwischen einem Unterseeboote und einem Tauchboote gar kein Unterschied mehr. Des Unterseebootes wichtigster Teil, seine „Seele“ möchte ich sagen, ist der Kommandoturm, da sich auf ihm die wichtigsten Gegenstände des Schiffes befinden: Der Kompass, der Maschinentelegraph, der Tiefenmessapparat, das Antriebsrad für das Seitensteuer und das allerwichtigste Instrument: das die Möglichkeit des Sehens in der Tiefe vermittelnde Periskop. Sein griechischer Name, ins Deutsche mit „Herumblicken“ übersetzbar, besagt zur Genüge seine Bestimmung. Wir besitzen derzeit zweierlei Typen von Periskopen, eine drehbare und eine fixe. Beide führen uns durch geschliffene Prismenringe wundervolle Bilder des ganzen Horizonts vor das Auge; bei hohem Seegange erscheinen selbe zwar infolge Bespritzung mit Wasser mitunter verzerrt, doch weiss man sich davor durch Trockenvorrichtungen tunlichst zu schützen. An Maschinen führen wir zwei: eine zur Oberwasserfahrt, die aus Benzin- und Schwerölmotoren besteht, und eine zweite, elektrisch betriebene und durch Akkumulatoren gespeiste, zum Fahren unter dem Wasser. Wenn sich die Notwendigkeit zum Tauchen ergibt, stellt die erstere ihre Tätigkeit ein und die zweite tritt in Bewegung. Dann wird die

oberste Luke geschlossen, Wasser in die Ballastkammern eingelassen und das Abgasrohr eingezogen. Das Tauchen geht durch eigene Steuerflossen in schiefer Richtung, mit dem Bug nach vorne, vor sich und kann bis zu 30 Meter Tiefe bewerkstelligt werden. Oft sind wir bemüssigt, ruhig auf dem Meeresboden liegen zu bleiben, was ohne Lufterneuerung bis zu 36 Stunden zulässig ist; dann wird das Boot durch einen mitgeführten Anker am Meeresgrunde verankert. Die Zahl der fest eingebauten Ausstossrohre für die Torpedos ist ganz verschieden; ein Unterseeboot kann ebenso nur ein einziges Ausstossrohr wie deren sieben besitzen, und auch für die Zahl der Geschütze besteht keine Norm. Das Atmen der Mannschaft während des Fahrens unter dem Wasser wird durch Sauerstoffapparate und chemikalische Behelfe ermöglicht."

„Kommen häufig Unfälle vor?" erkundigte sich der Baron.

„Häufig nicht, sondern eigentlich selten!" war die tröstliche Antwort. „In die grösste Gefahr können wir nur dadurch geraten, wenn wir durch eine falsche Steuerung in eine so grosse Tiefe gelangen, dass sich das Boot aus ihr nicht mehr zur Oberfläche zu erheben vermag und die Bootwände den starken Wasserdruck nicht mehr aushalten können. Das bedeutet für uns in der Regel den sicheren Tod, den selbstverschuldeten allerdings, da ja, wie schon gesagt, meist nur eine unrichtige Steuerung an einem derartigen Unglücksfalle die Schuld trägt. Nur in den seltensten Fällen ist aus solchen Nöten noch eine Rettung möglich gewesen, indem man entweder ein schweres Ballaststück aus Blei oder Eisen noch rechtzeitig abwerfen konnte und

hiedurch eine bedeutende Erleichterung des Bootes erzielte, oder noch Zeit genug hatte, die sogenannte Tauchkammer funktionieren zu lassen, einen im Bootsinnern angebrachten, durch eine Türe verschlossenen Raum, aus dem eine Person nach der andern im Taucheranzuge ins Meer gleiten kann. Meist aber ereignet sich die Katastrophe so schnell, dass diese beiden Hilfsmittel nicht mehr praktiziert werden können."

„Und weisst Du vielleicht, lieber Béla, wer es war, der zum ersten Male auf die Idee kam, ein sich unter dem Wasser fortbewegendes Fahrzeug zu konstruieren?" wandte sich der Doktor fragend an den Baron. Dieser schüttelte gutmütig verneinend den Kopf.

„Kein Seemann, kein Ingenieur, kein Schiffsbauer von Beruf, sondern der grosse Maler Leonardo da Vinci!" erwiderte Friedeck.

„Stimmt!" sagte lächelnd der Unterseebootkommandant. „Aber sehen Sie, meine Herren, wir befinden uns vor der Bocche! Einer unserer Torpedozerstörer fährt soeben vor uns in sie ein!"

Beide Kriegsschiffe tauschten Flaggensalut und das Unterseeboot folgte dem Torpedozerstörer in seinem Kielwasser nach.

Wehmut beschlich bei dieser Bocchefahrt Friedecks Herz. Wie so ganz anders war ihm vor fünfundvierzig Tagen zu Mute gewesen, als Wanda zärtlich an seinem Arme hing und sich von ihm die herrlichen Uferlandschaften der Bocche, an denen der Dampfer die Neuvermählten damals vorbeitrug, erklären liess!

Ob sie wohl ahnen mochte, dass er schon unterwegs zu ihr sei, sie schon bald an sein Herz ziehen werde?

Der Linienschiffsleutnant rüttelte ihn durch eine Frage aus seinen Träumen.

„Darf ich Ihr Reiseziel wissen, Herr Doktor? Ich könnte Ihnen, wenn ich es kennen würde, vielleicht mit einem guten Ratschlage dienen,“ setzte er nach einer Weile hinzu.

„Sehr verbunden!“ versetzte der Doktor. „Unser Reiseziel ist Ragusa, wo wir sobald als möglich eintreffen müssen, nachdem ja unsere Einberufungen dort gewiss schon seit Wochen erliegen!“

„Um schnellstens nach Ragusa zu kommen, bietet sich Ihnen morgen um 8 Uhr früh die beste Gelegenheit, denn um diese Stunde geht von Teodo ein Torpedoboot dahin ab, das Sie beide mitnehmen kann,“ sagte der Offizier. „Ich erwirke Ihnen die Erlaubnis zur Mitfahrt noch heute! Ausserdem muss ich Sie aber aufmerksam machen, dass ich mit meinem „U“-Boote nicht nach Cattaro fahre, sondern auch nur bis Teodo, wo sich, wie Sie ja wissen, Anlagen unserer Kriegsmarine befinden. Wenn Sie also in Cattaro Verschiedenes zu besorgen haben, so müssten Sie von Teodo nach Cattaro den Landweg über die Halbinsel Vrmatsch einschlagen. Die von Teodo nach Cattaro führende Landstrasse ist eine sehr gute und Sie können Cattaro auf ihr bequem in anderthalb Stunden erreichen. Dort erledigen Sie in Musse Ihre Geschäfte und wandern abends nach Teodo wieder zurück, wo ich Ihnen in zwischen ein Zimmer zum Uebernachten besorge.“

Herzlich schüttelte Friedeck dem Tauchbootkommandanten die Hand und erwiderte:

„Ich und mein Freund nehmen Ihre beiden Anerbieten auf das dankbarste an, nämlich sowohl das, welches

die Fahrt nach Ragusa mit dem Torpedoboote betrifft, als auch das zweite bezüglich des Zimmers Unser Aufenthalt in Cattaro wird übrigens nur von sehr kurzer Dauer sein, denn wir beide haben dort eigentlich nur Kleider zu kaufen, da wir in unseren Albanesenkostümen in Ragusa unmöglich ankommen können; nicht einmal unsere eigenen Frauen würden uns vielleicht wiedererkennen! Ausserdem haben wir noch unserem braven Albaner, der mit uns aus Podgoritza geflüchtet ist, ein Wiedersehen mit seinem Weibe und seinem Kinde in Cattaro zugesagt, ein Versprechen, das wir unbedingt halten müssen. Nicht wahr, Mhillitt, Du freust Dich ja schon sehr auf die Deinen?" wandte er sich dann an den mit verschränkten Armen abseits stehenden Hoti.

„Herr, unaussprechlich!" lautete dessen Antwort, während sich ihm die Augen unwillkürlich mit Tränen füllten, Tränen der Freude über das baldige Wiedersehen mit seinen Lieben!

Nachdem das „U"-Boot in Teodo gelandet war, traten Friedeck und der Baron mit Mhillitt unverzüglich ihre Wanderung nach Cattaro an, wo sie sich zunächst beim dortigen Militärkommando meldeten und legitimierten und hierauf zur Ausführung ihrer beiden Vorhaben schritten. Die Kleiderbeschaffung war eine keineswegs leichte, denn es kostete überhaupt Mühe, in der von der Zivilbevölkerung fast ganz verlassenem Stadt noch ein Schneidergeschäft mit fertigen Zivilherrenkleidern zu finden. Aber mit Hilfe eines gefälligen Cattariners wurde schliesslich doch noch ein solches entdeckt, aus dem sich beide Freunde vollständig equipierten, allerdings nicht mit Kleidungs-

stücken nach der neuesten Mode, sondern mit Inexpressibles, Röcken und Westen, die fast noch an Grossvaters und Grossmutter's gute alte Zeiten gemahnten.

„Immerhin besser in solchen Gewändern, als in albanischer Tracht!“ tröstete Friedeck den über sein unelegantes, spiessbürgerliches Aussehen vollständig konsternierten Baron.

Leichter als die Kleiderbeschaffung gelang die Ausforschung der Frau und des Kindes des Hoti. Die Albanessin hatte einen Verdienst als Wäscherin und Scheuerfrau in der Offiziersmenage gefunden und stand sich viel besser dabei, als zur Zeit, als sie noch mit ihren Verkaufsartikeln aus der Crnagora auf den Montenegrinermarkt nach Cattaro herabzuwandern bemüsst gewesen war. Das Kindlein strotzte buchstäblich vor Gesundheit, und rührend war es zu sehen, wie es, als sich Vater und Mutter umarmten, beide auch mit seinen schwachen Aermchen umschlang und abwechselnd küsste.

„Habt Ihr böse Tage gehabt?“ fragte der Doktor die Albanessin.

„Nur einen einzigen, Herr!“ entgegnete sie. „Am 22. August eröffneten die Montenegriner vom Lovtschen herunter ein den ganzen Tag anhaltendes Geschützfeuer auf die Stadt, aber sie schossen glücklicherweise sehr schlecht. Nur einige ohnehin schon baufällige, wackelige Schornsteine stürzten ein, das Dach des Trifon-Domes erhielt einige Löcher und auf dem Trifonsplatze wurde ein grosser Fleischerhund durch eine Granate getötet. Andere Schäden und Verluste hatten wir nicht.“

„Ein recht kläglicher Erfolg einer zwölfstündigen Beschiessung!“ sagte der Doktor. „Nichtsdestoweniger wird dieselbe in der feindlichen Presse zu einem grossartigen Kriegsereignisse aufgebauscht worden sein! Jetzt aber,“ wandte er sich an den Hoti, „nimm Abschied von Deinem Weibe und Kinde, denn wir kehren nach Teodo zurück!“

Dann kehrte er sich noch an die Albanerin selbst und sagte in herzlichem Tone:

„Ein Segelboot, das ich in Albanien kaufte und mit dem wir unsere Flucht zur See bewerkstelligt haben, schenke ich Dir! Veräussere es an einen Fischer der Bocche und verbessere Dir durch seinen Erlös Deine Lage! Betreue fürsorglich Euer Kind und bete täglich zu Gott, dass er Dir Deinen Gatten am Leben erhalte und ihn Dir heil und unverseht heimkehren lasse aus dem grossen heiligen Kriege, von dessen für uns siegreichem Ausgange auch das Glück Albaniens abhängen wird! Und nun Gott befohlen!“

Dabei reichte er der Albanerin seine Hand, die sie mit heissen Küssen bedeckte; Mhillitt drückte Weib und Kind noch ein letztesmal zum Abschiede an die Brust; und einen Augenblick später wanderten sie wieder die Strasse nach Teodo zurück, wo Friedeck und der Baron den Abend noch in animierter Gesellschaft österreichischer Flottenoffiziere verbrachten und sich am nächsten Morgen an Deck des Torpedobootes begaben, das Teodo um präzise 8 Uhr verliess und um halb 11 Uhr vormittags in Gravosa, dem Hafen Ragusas, anlangte; es hatte die Strecke, zu welcher die Eildampfer des Lloyd und der Ungaro-

Croata sonst dreieinhalb Stunden brauchen, in einer um eine volle Stunde kürzeren Fahrzeit zurückgelegt.

„Wo werden wir die Unsrigen um diese Stunde jetzt finden?“ sagte der Doktor, der seiner Ungeduld, Wanda wiederzusehen, kaum mehr Herr zu werden vermochte, als sie in die elektrische Strassenbahn stiegen, welche Gravosa mit Pile, der westlichen Vorstadt Ragusas, verbindet.

„Sie werden jetzt nach dem Frühstücke sein und auf der Veranda / oder in irgend einer Loggia des Hotels gemütlich beisammen sitzen,“ äusserte der Baron seine Ansicht, und wirklich war es auch so.

Als beide, von Mhillitt gefolgt, der noch immer seine Albanesentracht trug, den Vorpark des Hotels mit seinen Palmen, Pinien und Seestrandkiefern durchschritten, sahen sie ihre Leute schon von weitem auf der gästeleeren Hotelveranda um einen der dortigen Tische gruppiert, den Sektionschef, Magda und Fräulein Cartesius in Lektüre vertieft, nur Wanda vor sich hinträumend mit versonnenen Augen.

„Ihre Gedanken weilen bei mir,“ sagte sich Friedeck, und als er im nächsten Augenblicke vor ihr stand und sie mit einem hellen Jubelschrei an sein Herz flog, da fühlte er wieder das grosse, unendliche Glück, mit welchem der Besitz dieses edlen Weibes seine Seele erfüllte.

„O ich wusste ja, dass Ihr kämet!“ jauchzte sie voll Wonne und Seligkeit. „Ich wusste ja, dass es Heinz gelingen werde, mit Béla zu fliehen, und darum bat ich auch Onkel Werner, noch weiter zu bleiben, so oft er von Abreise sprach! Sind wir doch die letzten

Fremden hier in Ragusa; alle anderen zogen noch früher fort als die Schwalben!"

„Und unsere Einberufungen erliegen wohl auch schon die längste Zeit hier?“ wandte sich der Doktor fragend an den Sektionschef.

„Sie waren schon am selben Tage, als ich mit Fräulein Cartesius aus Cattaro ankam, aus Wien und Budapest hier für Euch eingelangt!“ erwiderte der Sektionschef.

Friedecks Bericht über seine und des Barons Erlebnisse in Montenegro und Albanien füllte natürlich den ganzen, noch restlichen Vormittag aus und spann sich auch noch beim Mittagstisch weiter, auf welchem zu Ehren der Angekommenen ein prächtiger Strauss herrlich duftender Spätrosen stand.

„Und wie hat sich Béla die ganze Zeit über aufgeführt?“ fragte Magda.

„Tapfer und heldenmütig,“ versicherte Friedeck. „Die grössten Strapazen unserer mühseligen Gebirgswanderungen hat er ohne Murren mannhaft ertragen, so mancher Gefahr unerschrocken ins Auge geschaut und dabei noch Zeit und Musse gefunden, albanesisch zu lernen!“

„Wär's möglich?“ fragte Wanda verwundert, und auch der Sektionschef und Fräulein Cartesius machten erstaunte Gesichter.

„Ich werde es Euch auf der Stelle beweisen und mit ihm sofort ein kleines Examen anstellen!“ erwiderte Friedeck, dem der Schalk gerade im Nacken sass, mit gut gespielter Ernsthaftigkeit. „Sag' einmal, Béla,“ wandte er sich bei diesen Worten an den ganz verdutzten Baron, „wie heisst denn“ (er wies hiebei

auf den auf dem Tische stehenden Rosenstrauss hin)
„auf albanesisch die Rose?“

„Trendafil!“ stotterte der Baron und wurde dabei so krebsrot in seinem Gesichte, dass er zur Entschuldigung dieses Farbenwechsels einen heftigen Hustenanfall markierte, welcher seine junge Gemahlin sichtlich in Unruhe versetzte und besorgt fragen liess, ob er sich nicht etwa erkältet habe, wobei sie ihm so lieb und teilnahmsvoll in die Augen sah, dass er, von Gewissensbissen gepeinigt, in aufrichtiger Zerknirschung ihre beiden Hände erfasste und mit Küssen bedeckte.

„Um dieser heissen Reue- und Sühnküsse willen sei Dir Dein albanesischer Flirt in Gottes Namen verziehen!“ gelobte sich Friedeck im Stillen und zwinkerte dabei dem Baron mit den Augen bedeutungsvoll zu, als wollte er sagen: „Sei beruhigt, Schwere nöter! Ich bringe Dich in dieser Sache in keine Verlegenheit mehr; sie sei abgetan und begraben, nachdem Du reuig auf den rechten Weg zurückgekehrt bist!“

Nachmittags einigte man sich dahin, bereits am nächsten Morgen zusammen die Heimreise anzutreten, machte sich ans Packen der Koffer und besuchte abends nach dem Souper noch gemeinschaftlich das Café im Palazzo Communale neben dem Rektorenpalaste, wo der Sektionschef, Magda mit ihrem Gatten und Fräulein Cartesius die neuesten Zeitungen lasen, während sich Heinz und Wanda alsbald von der Gesellschaft entfernten, um sich noch ein letztesmal an das von ihnen beiden so heissgeliebte Meer zu begeben und seinem geheimnisvollen Wogenrauschen zu

lauschen. An der Rolandsäule, der Dogana und dem alten Domenikanerkloster vorbei lenkten sie ihre Schritte nach der Ostvorstadt Plotsche und schlugen durch deren Gärten jenen zum Strande abzweigenden Weg ein, der zum Giacomokloster und zur Magiergrotte, der Spila Betina, führt. Auf diesem von Agaven und Agrumen umsäumten herrlichen Wege, den auch da und dort eine königliche Dattelpalme verschönert, suchten sie sich unter dem Wedeln einer solchen ein lauschiges Plätzchen und liessen sich an ihm nieder.

Die durch Klippen bis zum Wege brandenden Wellen netzten fast ihre Fersen, so nahe sassen sie am Saume des blauen Mantels der Königin Adria; Mond und Sterne woben ihre Silberpracht in denselben und es war, als ob Aphrodite, die aus dem Schaume des Meeres geborene Göttin der Liebe, wie in alter Mythezeit abermals dem Reiche der Nereiden und Tritonen entstieg, um aus dem Füllhorne ihrer Wonnen und Seligkeiten das Süsseste in die Herzen des liebetrunkenen jungen Menschenpaares zu träufeln, das Hand in Hand und Herz an Herz am Strande des Meeres ruhte und seinen Zauber auf sich einwirken liess. Lange sassen Heinz und Wanda, ohne dass auch nur ein Wort über ihre Lippen geflossen war, so still bei einander; nur ihre Augen redeten durch selige Blicke und ihre Hände durch zärtliche Händedrucke die Sprache der Liebe; dann brach Friedeck das Schweigen.

„So glücklich wir heute sind,“ nahm er das Wort, „und gerade deswegen, weil wir es sind, muss ich in dieser Stunde auch von einer Möglichkeit sprechen, die sich aus der ernsten Zeit, in welcher wir leben, ergibt, aus der ernsten, grossen Zeit des blutigsten

aller Kriege, in welcher der Tod so manche Bande zerreisst, so manches glückliche Menschenpaar trennt, indem er den einen Teil mit sich nimmt in das finstere Schattenreich, aus dem es keine Wiederkehr gibt, den andern Teil aber zurücklässt auf der irdischen Scholle. Ich spreche von der Möglichkeit, dass es mir beschieden sein könnte, auf dem Felde der Ehre zu fallen!"

Er fühlte bei diesen Worten das Erschauern des blühenden jungen Leibes, der sich voll Innigkeit an den seinen presste.

„Für diesen Fall, Wanda, muss ich heute mit Dir Aussprache pflegen und Dir ans Herz legen, wie dann Dein Weiterleben ohne mich beschaffen sein müsste und was hinfort die Aufgaben Deines künftigen Lebens wären. Nicht beweinen dürftest Du mich, wenn ich fiele, nicht Dich abhärten ob des Schicksales, das mir bestimmt war, sondern fortleben wie ich selber fortgelebt hätte: helfend, aufrichtend, tröstend, denn der furchtbare Krieg wird furchtbare Wunden schlagen! Witwen, Waisen, zu Krüppeln und Siechen gewordene Helden werden der Versorgung bedürfen, Not und Elend, Weh und Trauer werden ringsum zu lindern sein; wer aber wäre zu diesem Liebeswerke berufener als die Frauen? Ihre Mission wird es sein, da Gott seine Engel nicht mehr zur Erde entsendet, an ihrerstatt nach dem Ende des grossen Völkerringens Trost und Hilfe spendend durch die Stätten des Jammers zu wandeln, unglücklichen Männern, Frauen und Mädchen eine hilfreiche Schwester und verwaisten Kindern eine liebevolle Mutter zu sein! Aber neben dieser hehren Lebensaufgabe soll sich Dein Herz

noch einer anderen Fürsorge weihen: der Förderung alles dessen, das sich zum Ausbau und zur Festigung unserer Machtstellung auf dem Meere nötig erweist! Du bist dies unserer Adria schuldig, an der sich unsere Herzen gefunden haben! Mein Vermögen, das Dir nach meinem Tode zufallen würde, widme demnach zu gleichen Teilen dem Wohltun an der kriegsgeschädigten Menschheit und den Sammlungen zur Vergrößerung unserer Flotte, denn das neue, grosse, mächtige Oesterreich-Ungarn, das aus dem grossen Völkerringen siegreich hervorgehen wird, muss in Zukunft auch zur See dominieren. Wirke in dieser Hinsicht auch als leuchtendes Beispiel für andere Frauen, damit einstens, wenn die vaterländischen Historiker die Geschichte des Weltkrieges schreiben, sie in dieser verzeichnen können: die Frauen Oesterreich-Ungarns standen in dieser blutigen Zeit den Frauen Karthagos, Sagunts und Ardubas nicht nach, die fürs Vaterland ihr Alles hingaben! Wanda, versprichst Du mir das?"

„Heinz, ich gelobe es Dir!" sagte Wanda mit zuckenden Lippen und tränenerstickter Stimme, worauf er sie zärtlich an sich zog und küsste.

„Jetzt ist mir leicht, fast selig zu Mute!" sagte er weich. „Denn sollte auch mich das Los der fürs Vaterland ihr Leben lassenden Helden ereilen, so wird mir der Gedanke den Hinübergang ins Jenseits erleichtern: Mein Geist lebt fort in meinem heissgeliebten, vergötterten Weibe! Sie, die mein Alles hier auf Erden gewesen, wird fortwirken in meinem Sinne, in meiner Liebe zur Menschheit und in meiner Liebe für unsere herrliche Adria!"

Er erhob sich und zog sie empor; Arm in Arm wandelten sie nach Ragusa zurück, noch manchen Blick hinaussendend auf das silbern glitzernde, mystisch rauschende Meer. Im Kloster der Insel Lakroma, auf welcher unser unvergesslicher Kronprinz Rudolf so manche glückliche Stunde seines Lebens verträumte, flammte in den kleinen Klosterzellen Lichtlein um Lichtlein auf, und aus den Myrten- und Lorbeerbüschen des verwilderten Inselparkes klang, vom Winde halbverweht herübergetragen, einer Blaudrossel schweremütig klingendes, klagendes Abendlied!

Fast volle fünfzehn Kriegsmonate waren wie schwarze Sturmvögel an uns vorübergerauscht, Ströme Menschenblutes hatte die Erde getrunken, Hekatomben von Helden waren gefallen. Aber tief im Franzland standen die deutschen Waffenbrüder wie Recken aus Eisen, Belgien und Serbien waren ausgelöscht auf der Karte Europas, das ganze Polenland war den Moskowitern entrissen, und an Stelle jenes kläglichen Stümperwerkes, als das sich der Dreibund erwiesen hatte, jener ungeheuerlichen diplomatischen Utopie, die es für möglich gehalten hatte, deutsche Treue mit welscher Tücke für ewige Zeiten zusammenschweissen zu können, war ein neues Bündnis entstanden: ein Vierbund der Treue, geschlossen zwischen Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Bulgarien und der Türkei.

Friedeck und Baron Borsod standen als Reserveoffiziere im Felde. Sie waren auf ihr Ansuchen und in Würdigung des Umstandes, dass sie Montenegro und Albanien aus eigenen Anschauungen eines dortigen Aufenthaltes gut kannten, der gegen die Montenegriner

operierenden Armeegruppe zugeteilt worden, und ihre beiden Frauen wirkten als Rote-Kreuz-Schwester un-mittelbar hinter der Front, während der treue Mhillitt den Dienst eines Offiziersdieners beider Freunde ver-sah und ihnen allerorten an die Fersen geheftet blieb wie ihr Schatten.

Nachdem Serbien bereits vom Strafgerichte ereilt war, sollte nun auch für Montenegro bald die Stunde der Abrechnung schlagen. Schon Ende Oktober 1915 hatten energischere Vorstösse gegen die Montenegriner ihren Anfang genommen, indem man ihnen am 29. dieses Monates bei Viscograd eine empfindliche Niederlage beibrachte. Am 11. November schlug man sie bei Trebinje blutig zurück, besiegte sie am 19. November bei Priboj; am 22. November wurden sie vom Golesberge und am 28. November über den Metalkasattel geworfen; auf den 2. und 17. Dezember fielen die Eroberungen von Plevlje, Jakuba, Bolja-nitsch und Bijelopolje und am 3., 7. und 9. Jänner 1916 nahmen unsere Truppen Mojkovatz, Berane und Roschaj im Sturm. Aber zum Hauptschlage gegen die Montenegriner, zur Erstürmung ihrer Hochburg, des Lovtschen, wurde noch in aller Stille gerüstet.

Schon am 7. war der Aufmarsch planmässig voll-endet; in Cattaro und Umgebung stand Infanterie und südlich von Teodo schwere Artillerie, die von Castel-nuovo dahingeschafft worden war. Auch Kriegsschiffe standen in den Bocchebaien bereit, mit ihren Schiffs-geschützen in den Kampf einzugreifen. Untertags wie bei Nacht führten die vorzüglichen Fross-Büssing-Automobile Munition und andern Heeresbedarf auf den Bocchestrassen so weit, als sich selbe fahrbar er-

wiesen; dort gaben sie dann ihre Ladungen an Transportschiffe zur Weiterbeförderung ab. Trotzdem glaubten die Montenegriner an keinen ernstesten Handstreich gegen den Lovtschen, der ihnen unbezwinglich schien, und hielten vielmehr jene Truppen von uns für die Hauptangriffsgruppe, die nach den Einnahmen von Mojkovatz, Berane und Roschaj weiter im dortigen Gelände vordrangen. Umso schrecklicher sollte ihr Erwachen aus dieser Selbsttäuschung sein.

In der Nacht vom 8. auf den 9. wurde der Berghang des Lovtschen von Egerländer Infanterie, verstärkt durch freiwillige Muselmänner der Cattariner Besatzung, bis zur Hälfte erstiegen; dort lagerten die Tapferen in Sturm und Schneegestöber bis Tagesanbruch auf dem nackten Gestein und kletterten dann unter noch heftiger einsetzendem Schneetreiben weiter; ein Angriff liess sich jedoch des gräulichen Unwetters wegen, das es nötig machte, dass die Artillerie ihre Beobachter bis in die Schwarmlinie vorschicken musste, an diesem Tage noch nicht bewerkstelligen. Nochmals wurde daher auf dem kahlen Felsenboden genächtigt und erst am Morgen des nächsten Tages, Montag den 10. Jänner, ein neuer Vorstoss gemacht, der zur Folge hatte, dass sich um 11 Uhr vormittags die tausend Meter hohe Felsenkante des Lovtschen in unseren Händen befand. Nach ihr eroberten die Unseren den Vorberg Solar, der sofort eine Umgestaltung zu einem Rückhaltspunkte erfuhr, wo unsere wackeren Truppen ihr drittes Nachtlager hielten, worauf am folgenden Tage, Dienstag den 11., der allgemeine Sturmangriff auf die montenegrinischen Batterien begann, der diesmal, allerdings erst nach

mehrstündigem erbitterten Kampfe gegen acht Uhr abends, zum heissersehnten Endergebnisse führte: der restlichen Erstürmung des für uneinnehmbar gehaltenen Lovtschen, auf dessen höchstem Gipfel sofort die schwarz-gelbe Fahne aufgepflanzt wurde.

Am wütendsten hatte der Kampf um das kleine Dorf Kuk getobt, wo die schwersten der von uns erbeuteten 26 Geschütze eingebaut waren. Hier führten Friedeck und Baron Borsod ihre Leute zum Sturm. Zwei Vier- undzwanzig-Zentimetermörser waren bereits erobert und noch galt es, einen Fünfzehn-Zentimetermörser zu nehmen, dessen Bedienungsmannschaft besonders hartnäckig kämpfte. Es waren Soldaten des vormals in Skutari stationiert gewesenen französischen Detachements, befehligt von einem französischen Offizier, neben welchem ein anderer Offizier in der Uniform eines italienischen Generalstäblers stand. Friedeck erkannte ihn auf den ersten Blick; es war Camisano.

„Das also war die hochwichtige Mission dieses Herrn, derentwegen er in die Schwarzen Berge beordert wurde! Die Lovtschenverteidigung zu organisieren und zu überwachen war er betraut!“ sagte sich Friedeck.

Im selben Augenblicke kreuzten sich seine Blicke mit jenen des Italieners, der wutverzerrt den Revolver zog und auf den Doktor anlegte. Allein Mhillitt kam ihm zuvor; ein Schuss aus seinem Mannlicher traf den Welschen in die Stirn zwischen den Augen und streckte ihn rücklings zu Boden.

„Ich schulde Dir mein Leben, Du Treuer!“ sagte Friedeck und reichte Mhillitt die Hand; gleich darauf aber sah der Hoti ihn wanken, sah, wie der Säbel seiner Rechten entglitt und wie er dieselbe auf die linke

Brustseite presste, aus welcher ihm zwischen den Fingern Blutstropfen auf den Waffenrock herabrieselten.

„Um Gotteswillen! Unser Leutnant Dr. Friedeck ist von einer Franzosenkugel getroffen!“ rief der Hoti den nächststehenden Kameraden in tiefster Erschütterung zu, deren zwei ihm behilflich waren, während ein dritter nach dem Baron lief, der verstörten Antlitzes sofort herbeigeeilt kam.

„Heinz, sprich! Bist Du gefährlich verwundet?“ stammelte schreckensbleich der Baron.

„Ich glaube, Béla, sehr schwer!“ erwiderte Friedeck völlig gefasst. „Brustschuss und Lungenschuss in unmittelbarer Nähe des Herzens! Das lässt sich nicht mehr verpfastern! Aber holet nur schnell einen Arzt, denn ich habe an diesen noch eine wichtige Frage zu richten!“

Der Regimentsarzt war in wenigen Minuten zur Stelle. Er untersuchte die Wunde, verband sie und wechselte dann mit dem Baron einen ernsten, traurigen Blick.

„Keine Rettung?“ flüsterte dieser; der Arzt schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich fühle es, Herr Regimentsarzt,“ wandte sich nun Friedeck selber an diesen, „dass es für mich keine Hilfe mehr gibt, und bitte Sie nur um das Eine, mir offen zu sagen, wie lang es noch dauern kann, — welche kurze Spanne Zeit mir noch zu leben gegönnt ist!“

„Knapp eine Stunde vielleicht!“ entgegnete leise der Arzt.

„Dann bitte ich Dich, Mhillitt, Du treue Seele, laufe so schnell Du kannst zu unserer Roten-Kreuz-Ambulanz

am Fusse des Berges Solar und entbiete meiner Frau meinen Gruss! Ich möchte sie noch sehen und sprechen, sie möge sich eilen!" bat Friedeck den an seiner Seite knieenden Hoti, der hierauf wie ein Sturmwind den steilen Hang hinabjagte, während sich Béla an die Seite seines todwunden Freundes setzte.

Als Wanda, die mit Magda und noch zwei anderen Pflegerinnen in der Roten-Kreuz-Ambulanz eines Verwundetentransportes aus der Feuerlinie harrte, den Hoti die steile Lehne so eilig herabstürmen sah, wusste sie gleich, dass das Fürchterliche geschehen sei, und wie er atemlos und keuchend vor ihr stand, ausserstande ein Wort über die Lippen zu bringen, stiess sie nur in rauhem Tone die beiden Fragen hervor: „Wo liegt er?" und: „Lebt er noch?"

Ein stummes Kopfnicken seinerseits war die Antwort.

Da flog sie ihm auch schon auf demselben Wege, auf dem er herabgeeilt war, in Windeseile voraus, nicht achtend, dass sie an den spitzen Steinen ihre zarten Füsse zerriss und aus ihnen zu bluten begann. An der Stelle, wo man ihn auf einen Mantel gebettet hatte, neben ihm niedersinkend, schob sie ihm ihren Arm unter den Nacken, zog sein Antlitz an ihre Brust und küsste ihn auf Stirne, Lippen und Augen. Er lächelte in stiller Verklärung und sagte mit schon schwacher, kaum mehr vernehmbarer Stimme:

„Wanda, mir stirbt es sich leicht, denn mein Sterben ist ein dreifach seliges Sterben: ein Sterben in Deinem Schosse, ein Sterben im Zeichen des Sieges und ein Sterben angesichts des mein ganzes Leben lang heissgeliebten, bewunderten Meeres! Hebt mich noch ein wenig empor und lasst es mich noch ein letztesmal

schauen in seiner herrlichen Abendpracht, denn auch bei mir will es Abend werden."

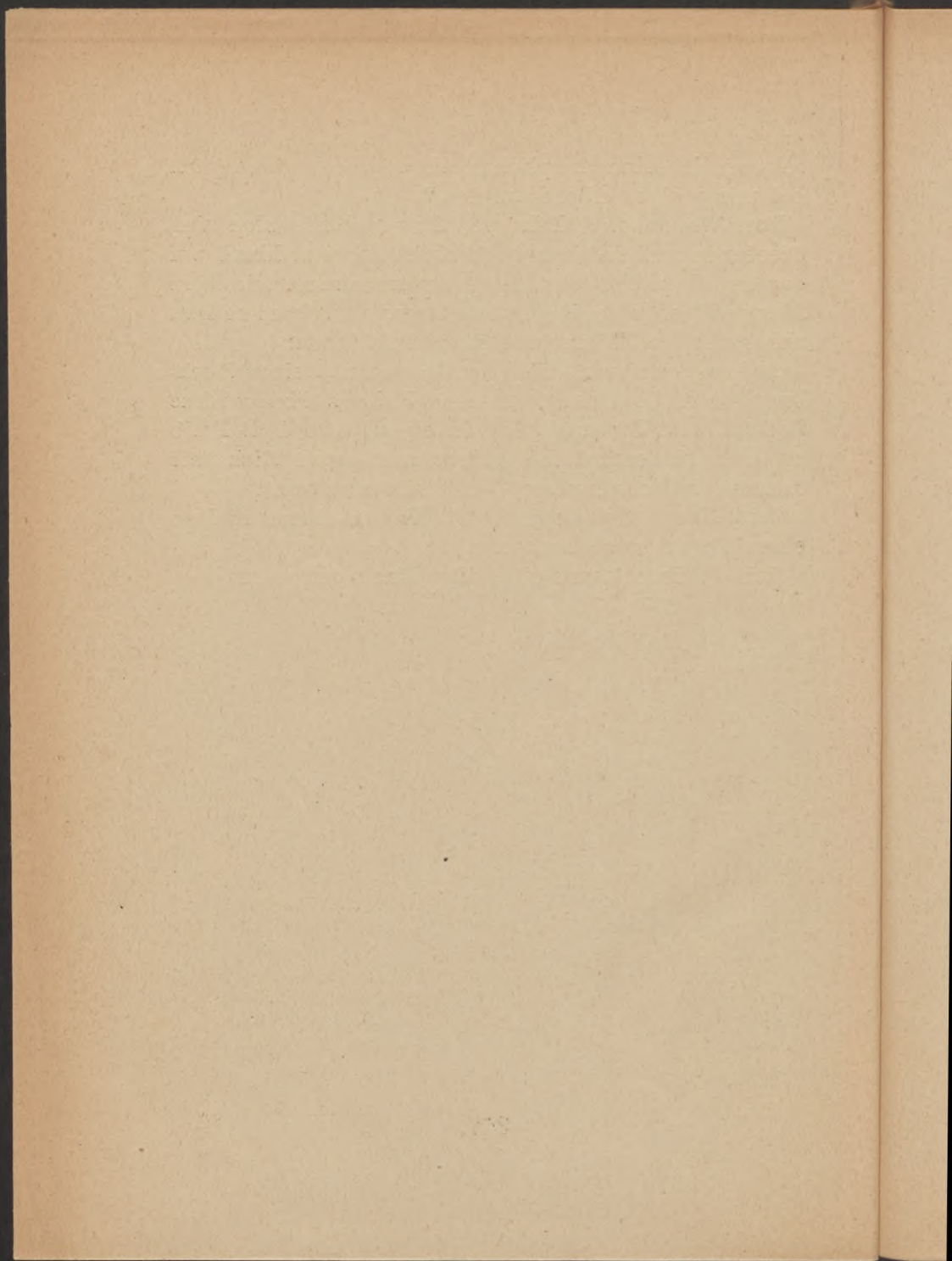
Von Wanda und Béla gestützt richtete sich der Sterbende auf und sah noch ein letztesmal hinab auf das zur Höhe des Lovtschen emporschimmernde, vom Abendsonnengolde überflutete Meer; dann kam es ihm nur mehr im Flüstertone über die Lippen:

„Adria, lebe wohl! Seit heute, wo auf Deiner Hochburg, dem Lovtschen, unseres Kaisers Kriegsfahne flattert, bist Du uns ganz zu eigen geworden! Bleib es auch fürderhin! Ich grüsse und segne Dich mit meinem letzten Seufzer — Adria nostra!"

Sein Haupt fiel zurück und Wandas Arme hielten einen Toten umschlungen.

Heinz Friedeck war ein stiller Mann geworden!

Ende.



Stimmen der Presse und hervor- ragender Literaten

über Camillo Morgan's Jäger-Romane „Propst Waidfroh“
„Waldungus“, „Der Wildschütz von Stuben“ und „Schloss
Gamseneck“, erschienen unter dem Kollektiv-Titel

„IN SIGNO SANKTI HUBERTI“

zu Wien im Jahre 1913 im Verlage des „Skt. Hubertus“.



In der Wiener „Reichspost“ vom 30. März 1913 schrieb der feinsinnige österreichische Lyriker Franz Joseph Zlatnik über diesen stattlichen Band und seinen Verfasser: „Camillo Morgan ist ein federgewandter Schilderer der Waldromantik vergangener Jahrhunderte, und gerade in unseren Tagen, wo man sich vielfach über den Begriff Religion hinwegsetzt, — wo eine total verschrobene Ethik kuriose Blüten treibt und das Ubi bene, ibi patria verschiedenartig gepredigt wird, ist ein Autor von der Art Morgans warm zu begrüßen, der Gottesglauben, Sitte und Vaterlandsliebe in zündenden, von tiefinnerster Ueber-

zeugung durchloderten Worten zu preisen versteht." An diese charakterisierende Einbegleitung knüpfte Zlatnik eingehende und liebevolle Inhaltsangaben eines jeden der vier Romane, hob die mannigfachen Schönheiten und Vorzüge derselben hervor und liess seine Ausführungen in dem Schlussurteile ausklingen: „Das prächtige Buch verdient, im Hause eines jeden katholischen, patriotischen Oesterreicher gelesen zu werden, und eignet sich durch seinen sittlich reinen Inhalt auch vortrefflich als Jugendlektüre."

Unter den Tagblättern Deutschlands besprach die „Bayrische Staatszeitung" vom 26. März 1913 Morgans Romane in der allergünstigsten und vorteilhaftesten Weise und bezeichnete sie als „kerngesunde, natur- und menschenfreundliche Lebensbilder aus germanischer Waidwerks- und Ritterzeitblüte, aus unvergesslichen Kriegszeiten und idyllischen Friedenstag"; „der Name Camillo Morgan," hiess es dort weiter, „hat längst auch über die Grenzen seiner Heimat hinaus einen guten Klang. Der Träger dieses Namens ist ein Dichtergemüt, ein begeisterter Lyriker des Waldwebens und Waldlebens, ein Hubertusjünger und in allerhöchstem Grade ein glühender Patriot, und zwar nicht nur ein treuer Oesterreicher, sondern auch ein treuer Germane."

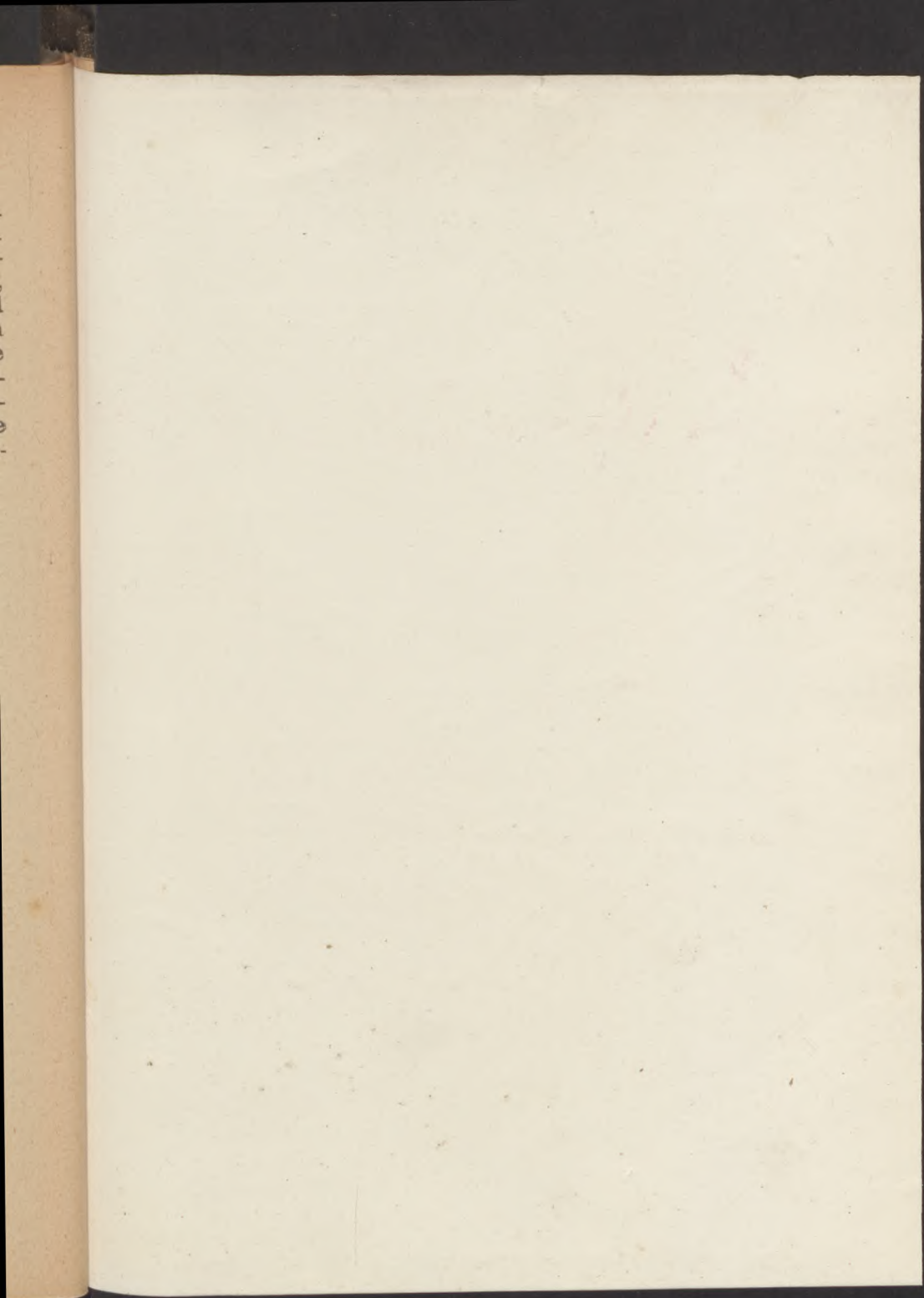
In „Waidmannsheil" feierte Rudolf Zeitler, der bekannte, am 10. April 1915 zu Barwies verstorbene Tiroler Jagdpublizist, Morgan und seine vier Romane in schwungvollen Worten; er schrieb: „Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wollte man ein neu erschienenes Werk Morgans der Leserwelt noch eigens empfehlen, denn der seit Jahren gefeierte Name des Autors tut dies selbst. Aber das sei gesagt: Waldesodem und reine Bergluft weht uns aus diesem Buche entgegen, und fünf Jahrhunderte alten deutschen Edelgejades ziehen darin an unserem geistigen Auge vorüber."

Nicht minder glänzend urteilte Georg Grünbauer, der populäre Dichter des bayrischen Chiemgaus, im Maihefte 1913 der Zeitschrift „Halali“, in welchem aus seiner Feder nachstehende Buchbesprechung erschien: „So wenig ich sonst für Romane eingenommen bin, habe ich diese Morgan'schen Jägerromane nicht nur mit wachsendem Interesse, sondern auch mit hoher Freude und Befriedigung gelesen. Es ist einmal etwas anderes als das, was man für gewöhnlich als Jägerromane in die Hände bekommt. Camillo Morgan hat mit diesem Roman-Sammelbände nicht nur der Jägerwelt, sondern allen Freunden einer wirklich interessanten und herzerfrischenden Lektüre ein Meisterwerk deutscher Dichtkunst beschert, welches die weiteste Verbreitung nicht nur in Oesterreich, sondern auch in unserem Deutschen Reiche verdient. Sämtliche Romane erfreuen wieder durch den bekannten vornehm-flotten Morgan'schen Stil und durch mannigfache Stellen von hoher dichterischer Schönheit. Allen gleich eigen ist der echt ritterliche Waidmannssinn und die glühende Vaterlandsliebe. Nicht nur die Jägerwelt Oesterreich-Ungarns, sondern auch wir Reichsdeutsche sind dem unermüdlichen Wiener Jagdpublizisten für diese prächtigen Romandichtungen, mit denen Camillo Morgan aufs neue beweist, dass er den Ruf als der erste und populärste Jagdschriftsteller der österreichisch-ungarischen Monarchie auch vollauf verdient, zu aufrichtigem Danke verpflichtet und bringen ihm zu seiner ferneren jagdliterarischen Tätigkeit ein schallendes Waidmannsheil!“

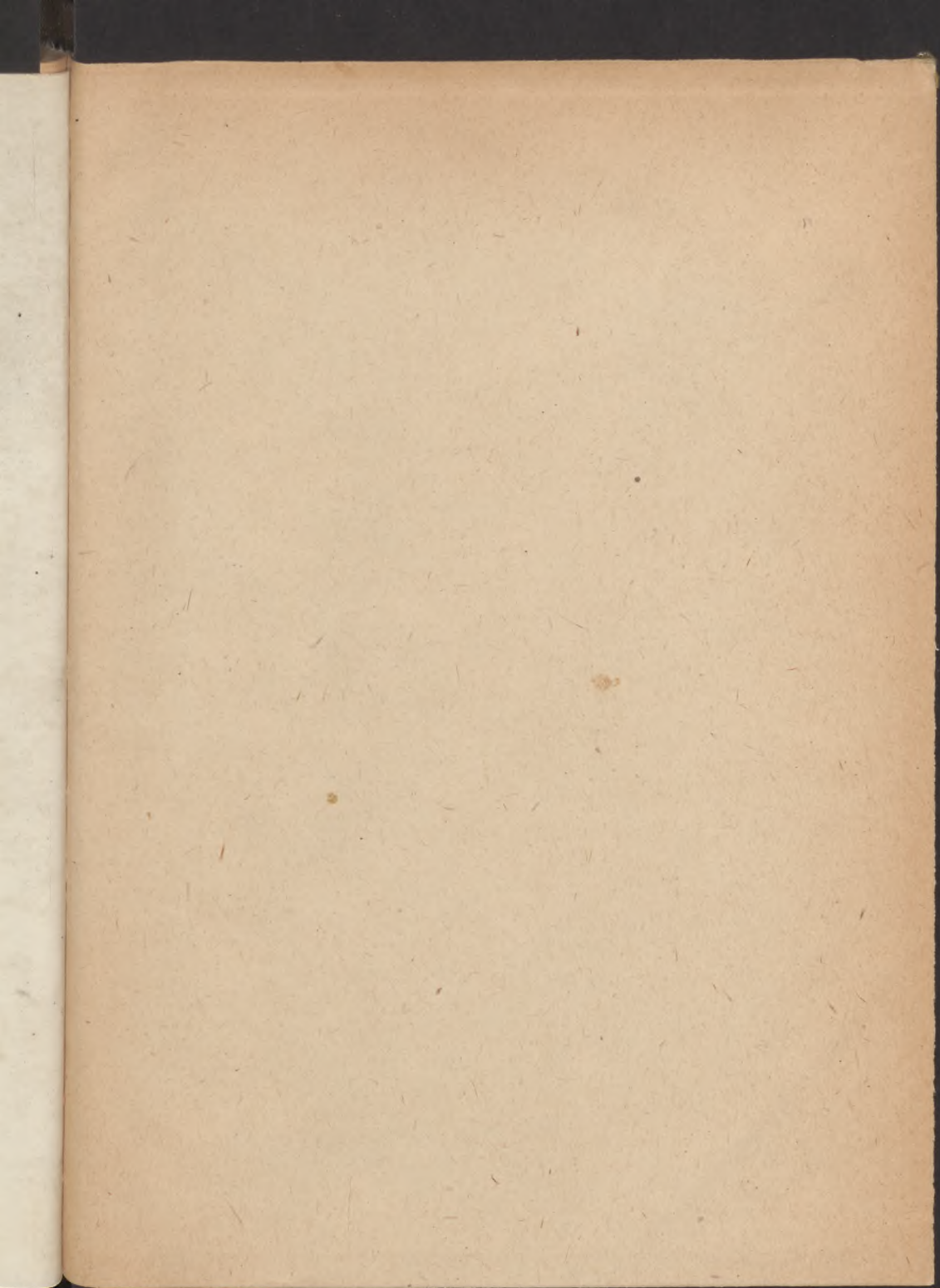
Diesen Stimmen der Presse schlossen sich noch viele, gleich lobesvolle und anerkennende an, unter ihnen auch ein ausserordentlich schmeichelhaftes Urteil des bedeutenden deutschen Literaturkritikers Dr. Heinz Voss in seinem Buche „Literarische Silhouetten“, in welchem es über Morgans Jägerromane unter

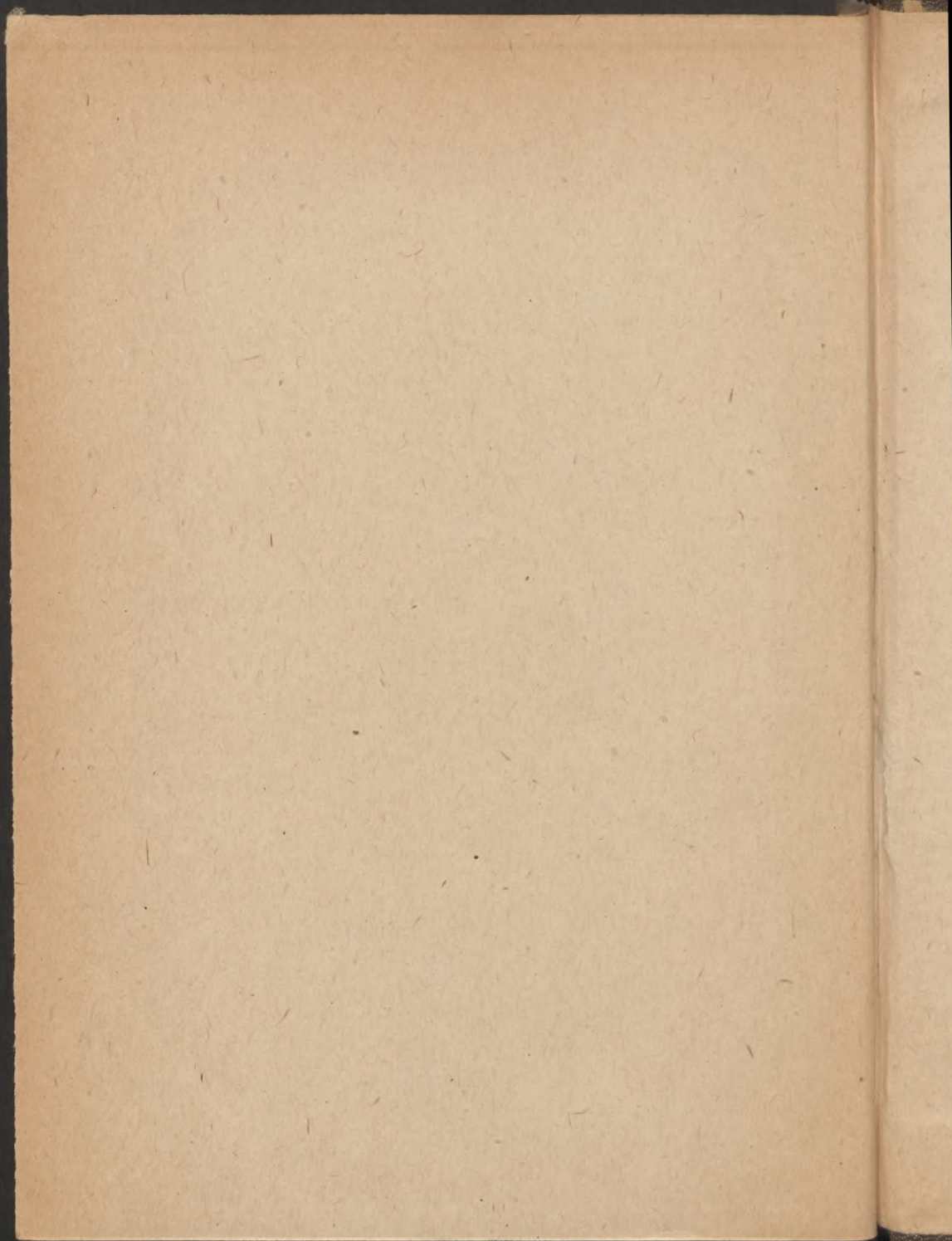
anderem heisst: „Alle in ihnen auftretenden Personen sind naturwahr und ungekünstelt, sind Figuren von Fleisch und Blut; anmutige Gegend- und Naturschilderungen durchziehen jeden Roman in wunderschöner, stilgewandter Diktion; wo es angeht, sind Jagd- und Wildbeschreibungen eingeflochten, an welchen sich jedes Jägerherz nur erquicken kann, und glühende Liebe zum Vaterlande und Kaiserhause, mit tief religiösem Sinne gepaart, sind die Grundpfeiler, auf welchen Morgan seine sämtlichen, von einem Hauche echter Waidmannspoesie durchwehten Romandichtungen aufgebaut hat.“





Preis 10 K





1961 OKT 2 0

F.m. 1961 OKT 2 0

